Jahresgaben
der Gesellschaft für Elsässische Literatur
IV

Deutsche Dichtung im Elsaß

von 1815 bis 1870

Eine Auswahl

Eingeleitet und herausgegeben
von
Emil v. Borries

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1916

Deutsche Dichtung im Elsaß

von 1815 bis 1870

Eine Auswahl

Eingeleitet und herausgegeben
von
Emil v. Borries

Mit zehn Bildnissen

Straßburg
Verlag von Karl J. Trübner
1916

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Druck von M. DuMont Schauberg, Straßburg.

Vorrede.

Der gewaltige Krieg, der uns umtoſt, ſtellt für das Deutſche Reich genau in der gleichen Weiſe die Frage ſeiner Daſeinsberechtigung, wie der Siebenjährige vor anderthalb Jahrhunderten für Preußen. Als Preußen durch die Erwerbung Schleſiens in die Reihe der europäiſchen Großmächte eingerückt war und ſeitdem Großmachtspolitik trieb, vereinigte der durch den Verluſt Schleſiens benachteiligte und gekränkte Staat in unabläſſiger diplomatiſcher Arbeit die großen Militärmächte Europas gegen den preußiſchen Emporkömmling, der ſich in ſiebenjährigem Ringen in ſeinem Range zu behaupten wußte. Als das neugegründete Deutſche Reich durch die Angliederung Elſaß-Lothringens ſeine Stellung in der Welt beſiegelt hatte, begann das um ſeine öſtlichen Grenzmarken verkürzte Frankreich alle verborgenen Gegenſätze gegen die neugefeſtigte Mitte des Erdteils zu wecken und anzuſtacheln und trieb die Welt in den furchtbaren Krieg, deſſen wechſelnde Wendungen wir mit ſtaunenden Augen und klopfendem Herzen verfolgen. So ſteht Elſaß-Lothringen in ganz beſonderer Beziehung zu der Erſchütterung, die die Welt jetzt durchzumachen hat, und es iſt lehrreich und reizvoll, zu unterſuchen, wie es ſich innerlich dazu verhält. Zu dieſer Frage, ſoweit ſie das Elſaß angeht, gibt die vorliegende Veröffentlichung, wenn ſie auch hundert Jahre zurückgreift, einen Beitrag; denn die Gemütsverfaſſung ganzer Landſchaften bildet ſich nicht in einem Augenblick und nicht in einem Jahre.

Die hier gebotene Auswahl von Gedichten aus der Zeit von 1815 bis 1870, denen nur ganz wenige aus den erſten Jahren nach dem Kriege beigefügt ſind, kann den Anſpruch machen, die Stimmung des deutſchſprechenden Teils der Bevölkerung in ihren Wandlungen wiederzugeben; allerdings darf man nicht vergeſſen, daß die dauernd — noch mehr an Gewicht als an Zahl — zunehmende Schar derjenigen, die die deutſche Mutterſprache aufgaben, um im Franzoſentum aufzugehen, hier nicht zu Worte kommt, und

zwar nicht aus dem Grunde, weil dies nicht im Plane der Veröffentlichung liegt, sondern weil diese Verstandesfranzosen trotz aller Intelligenz uns dichterisch nichts zu sagen haben. Aber die Lehren, die sich aus dem so scharf sich scheidenden Verhalten der Deutschelsässer und der Französischelsässer von damals, und aus den Gründen, die sie für ihr Verhalten anführten, für uns ergeben, wirken für das jetzt deutsche Reichsland in gleicher Richtung; denn jene hielten in Treue an dem kostbaren Gute alter deutscher Kultur fest, was wir bei den Schwierigkeiten, die ihnen bereitet wurden, bewundern, diese beugten sich aus verstandesmäßig gewonnener Einsicht vor dem Staate, dem die Weltereignisse sie nun einmal angegliedert hatten, was wir begreiflich finden. Beide Arten von Motiven, die gefühlsmäßigen und die verstandesmäßigen, wirken heute im Sinne des Deutschtums. —

Zu der Veröffentlichung selbst bemerke ich folgendes. Die Einleitung soll über die geistigen und nationalen Strömungen im Elsaß zwischen 1815 und 1870 im allgemeinen orientieren und den einzelnen Dichtern ihren Platz darin anweisen. Unter den Dichtern und den Gedichten ist eine strenge Auswahl getroffen; sie soll ein Urteil nicht nur über das Verhältnis des Dichters zum Deutschtum, sondern, wenn angängig, über die ganze Dichterpersönlichkeit überhaupt ermöglichen. Die Reihenfolge der Dichter ist die zeitliche, die Gedichte selbst sind, soweit das der Umfang der einzelnen Auswahl erlaubte, so geordnet, daß den Gedichten, die das Verhältnis des Dichters zur Dichtkunst widerspiegeln, die allgemein lyrischen und epischen folgen, an die sich dann diejenigen anschließen, in denen des Dichters Stellung zu deutscher Sprache und Sitte und zum politischen Deutschtum zum Ausdruck kommt. Die sich der Auswahl anschließenden Anmerkungen bieten das Notwendige über die Dichter selbst, belegen die aufgestellten Behauptungen und geben schließlich, wo es zum Verständnis durchaus nötig erscheint, zu den einzelnen Gedichten Erläuterungen, durch die, wie ich hoffe, manches scheinbar unwichtige und unbedeutende Gedicht erst seinen Wert und seine Bedeutung erhält. In den Gedichten selbst ist die heutige Rechtschreibung angewandt und die etwas ungeordnete Zeichensetzung nach bestem Wissen einheitlichen Regeln unterworfen worden. —

Mag es auch seltsam erscheinen, mitten im Kriege Aufmerksamkeit für die Poesie vergangener Zeit zu erwarten, so darf doch die Hoffnung ausgesprochen werden, daß es manchem Deutschen angenehm sein wird, sich sein inneres Ohr von dem ununterbrochenen Donner der Geschütze einmal wieder an dem zarten Klang des dichterischen Rhythmus erholen zu lassen. Er wird überrascht sein, wie viele ihm bis dahin unbekannte kleine poetische Meisterwerke das Elsaß zu einer Zeit hervorgebracht hat, wo es schon unter der über die Vogesen hereindringenden französischen Flutwelle begraben schien. Und wenn die Gedanken des Lesers dann wieder in die Gegenwart zurückkehren, so möge er sich an den Worten stärken, die der uns eben entrissene Karl Hackenschmidt vor 45 Jahren dem Elsaß zurief, die heute aber doppelte Bedeutung für uns gewonnen haben:

Nach Osten blickt! In Frührotpracht
Seht deine Zukunft auf,
Erfleht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf.

Straßburg i. Els., November 1915, im sechzehnten Monat des großen Krieges.

Emil v. Borries.

Inhalt.

Seite

Vorrede . . . . . V—VII

Inhalt . . . . . IX—XI

Verzeichnis der Bilder XII

Einleitung . . . . . 1—54

Gedichte.

Auguſt Lamey . . . . . 57—65

Meine Lieder 57/8, Der verſtummte Sänger 58, Erinnerung an den Bundestag 59, Unterwerfung 59/60, Bonaparte 60/1, Der Zeitgang 61/2, Die Fledermaus und die zwei Wieſel 62, Trommelſtändchen 63, Die Tonkunſt 63, Erwin 64/5, Des Lebens Abend 65.

Ehrenfried Stoeber . . . . . 66—78

Mein Stern 66/7, Der Simpelmarkt 68/70, Odder au nitt 71/3, Des greiſen Sängers Troſtgeſang 73/4, An den Tod 74/6, Kaiſer Sigismund in Straßburg 76/8.

Georg Daniel Arnold . . . . . 79—84

Lied des Pfarrers aus dem „Pfingſtmontag" 79/80, Die Roſen 81/3, Wehrlied für die beiden Regimenter der Elſäſſiſchen Lanzenträger zu Pferd 1815, 83/4.

Karl Friedrich Hartmann . . . . . 85—94

Meinem Elſaſſe 85/6, Erklärung 86, Landes Art, Landes Sitte 87, Alſatenſtimme an der Rheingrenze 88/94.

Ludwig Spach . . . . . 95—107

Ich frage nie, woher die Töne kommen 95, Der Liebe Ruhe 96, Das Unausſprechliche 97, Die Weide und die Wieſe 98, Clement Marot 98/9, Morgengenuß 100, Nicht lange mehr 101, In der Nacht 102, Die Tiber fließt ruhig im Sonnenſchein 103, Der Peters-Dom und das Straßburger Münſter 104/5, Rückkehr 105/7.

Daniel Hirtz . . . . . 108—112

Meine Leiden und Freuden 108/10, In der Münſterkrone 110/12.

Seite.

Auguſt Stoeber . . . . . 113—135

An das rheiniſche Odeon 113, Lebensbild 113/4, Das Herz 114, An einen Dichter 114/5, Ein Zeitbild 116, Die alte galliſche Muſe 117, Der Wasgau zum Schwarzwald 118, Das Münſter in der Sternennacht 118, Auf dem Straßburger Münſter 119/20, Weinblüt-Phantaſien auf Hohkönigsburg 121/35.

Adolf Stoeber . . . . . 136—173

An Dichter und Leſer 136, Der Sternenhimmel 137, Finſtere Nacht 138, Der hinſcheidende Dichter 139/40, Der Kuß der heiligen Cäcilia 141/2, An Ludwig Uhland 142/3, Die Glocken bei der Enthüllung der Statue Schillers 143/4, Siegang 145, Der Bergwald im Herbſt 146, Der Bäume Gedanken 147/8, Strom und Wolke 149/50, Meine Welt 151, Die Tonleiter 152, Adlerhorſt 153/4, Das verkannte Herz 155, Die Münſterroſe 155/6, Beim letzten Abendſonnenblick 157, Rechtfertigung 158, Lichtfreunde 158/9, Der Läufer von Glarus 160/1, Kaiſer Sigismund in Straßburg 162/4, Heiliger Zorn 164/6, Preis der deutſchen Sprache 167/8, Germanias Bild 169, Die Germaniſten im Kaiſerſaal zu Frankfurt 170/1, Des Rheines Talweg 171/2, Das Rettungsboot 172, Elſaß ein — Venetien? 173, Zur Verſöhnung 173.

Karl Auguſt Candidus . . . . . 174—191

Wiegenlied für einen Müden 174, Frühlingsanfang 175, Geheimnis 175, Sommerfäden 175, Schwermut 176, Tröſtung 176, Lerchengeſang 176, Alte Liebe 177, Einen Stern am Himmel lieben 178, Gewinn 178, Tambourliedchen 179, Jägerlied 179, Röslein rot und Ritterſporn 180, Hanſels Tränklied 180, Parabel 181, Lehre 181/2, Ein Straßburger Sprichwort 182/3, Etwas vom Junker Jürgen 183/4, Pfalzgraf Friedrich II. 185/6, Ouvertüre 186/7, Noahs Geſang 187/8, Gloſſe 189/90, Hermanns Teſtament 190, Heimlichi Heimeth 191.

Guſtav Mühl . . . . . 192—218

Die Lieblingslieder 192, Wiedererwachen 193, Erſtes Finden im Lenze 194/5, „Pan ſchläft" 195/6, Wenn die blauen, tiefen Lüfte 197, Nach einem glücklichen Tage 197, Erſter Schnee 198, Dämmerung 198/9, An den

Seite.

Mond 199/200, Des Mondes Gang am Abend 201/3, Da fühl' ich mich erſt ganz allein 204, Die Überraſchung 205, Sokrates 206/8, Schienenweg 209/14, Die Sage von der Zukunft 215, Die Wacht auf den Vogeſen 216/7, Ein elſäſſiſcher Gruß 217/8.

Georg Zetter . . . . . 219—236
Mit der erſten Auflage meiner Gedichte 219, Mitternacht 220/21, Berglied 221/2, Alpenſonette 223, Bruder Einſiedel 224/6, Otfried 226, Gottfried von Straßburg 227, Erwin von Steinbach 227, Sebaſtian Brant 228, Jakob Sturm, Stättmeiſter in Straßburg 228, Ehrenfried Stoeber 229, Adam Walter Strobel 229/30, Friederike von Seſenheim 230, Epiſtel an Auguſt Stoeber 231/4, Am Schillerfeſte 234/6.

Friedrich Weyermüller . . . . . 237—239
Vorgruß 237, Der Chriſt hat auch ein irdiſch Vaterland 238, Eins gegen ſechzehn 239.

Karl Hackenſchmidt . . . . . 240—246
Jugendſchwärmen 240/2, Windſtein und Wörth 242/4, Mein Elſaß deutſch 245/6.

Abkürzungen . . . . . 247—248

Anmerkungen zu der Einleitung . . . . . 249—265

Anmerkungen zu den Gedichten . . . . . 265—283

Verzeichnis der Bilder.

	Seite.
Auguſt Lamey	56—57
Ehrenfried Stoeber	66—67
Georg Daniel Arnold	80—81
Ludwig Spach, Büſte von P. Straß	96—97
Daniel Hirtz	108—109
Auguſt Stoeber	112—113
Adolf Stoeber, Relief von Prof. Walther Eberbach an dem Stoeberbrunnen auf dem Alten Weinmarktplatz in Straßburg	136—137
Karl Auguſt Candidus	176—177
Guſtav Mühl	192—193
Karl Hackenſchmidt	240—241

I.

Das Elsaß hat erst in neuester Zeit den Charakter eines zweisprachigen Landes angenommen, der ihm innere und äußere Schwierigkeiten ernstester Art gebracht hat. Von den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung an hat es deutsche Bevölkerung gehabt, und bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges ist es nicht nur politisch völlig unbestritten ein Teil des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation gewesen, auch seine geistige und seelische Eigenart war vollständig und rein deutsch, und dieser Zustand entsprach den Stammesverhältnissen und den durch die Natur des Landes gegebenen Bedingungen: wenn zwei Landschaften zusammengehören, so sind es die lachenden Gaue, die sich an beiden Ufern des Oberrheins vom Schweizer Jura bis zum Taunus erstrecken, die der Blick vom First und vom Fuß der Vogesen und der Hardt bis zu den Höhen des Schwarzwalds und des Odenwalds und umgekehrt zusammenfassend mit Leichtigkeit überschaut, die in südnördlicher Abschattierung vom Hochallemannischen bis zum Mittelfränkischen ein gleichartiger Menschenschlag mit gleichartiger Mundart rechts und links des Stroms bevölkert. Ernsthafte französische Gelehrte haben sich abgemüht, für das Elsaß eine eigene geographische Individualität zu konstruieren; es ist ein vergebliches Bemühen.

Die Nordgrenze des Landes ist nie eine feste gewesen, sie hat vom Nordrande des Heiligen Forstes von Hagenau bis zur Queich, ja bis zum Speyerbach geschwankt, und selbst der Rhein, der hier bis ins neunzehnte Jahrhundert mit seinen vielen Armen, seinen umbuschten Inseln und seiner reißenden Strömung noch ein ganz anderes Verkehrshindernis war als heute, und den man auf dieser Strecke so gerne zur „natürlichen" Grenze gestempelt hätte, um die Berechtigung zu haben, ihn zu einer politischen zu machen, hat vom früheften Mittelalter an keine tatsächliche Grenze gebildet; im Gegenteil haben hier die kirchlichen Sprengel und die territorialen Gebilde sämtlich rittlings

über den Strom gelegen, also nicht südnördliche, sondern ostwestliche Grenzen gehabt. So ist denn nach politischer Zugehörigkeit, nach Siedelungsart, nach sprachlicher Eigentümlichkeit und in wirtschaftlicher, literarischer und künstlerischer Beziehung das Elsaß bis zum Westfälischen Frieden stets aufs engste mit den Landschaften des rechten Rheinufers verknüpft gewesen.

Dies wird anders, als die französische Eroberung die Vogesen überschreitet und im Elsaß Fuß faßt. Das Elsaß wird dadurch aus seinem natürlichen Verbande gelöst, und zwar zunächst politisch. Aber das wollte für die Kultur des Landes nicht allzuviel bedeuten. Denn der Staat des siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts glich dem mittelalterlichen insofern, als er sich noch nicht in dem Maße des ganzen Menschen bemächtigt hatte, wie der Staat von heute; jener verlangte eben nur die politische Unterordnung und war zufrieden, wenn der Untertan die ihm auferlegten finanziellen Lasten willig trug und sich den Anforderungen, die kriegerische Verwicklungen mit sich brachten, nicht entzog; welche Sprache er sprach, welche literarischen und künstlerischen Interessen ihn bewegten, war dem Herrscher gleichgültig. Von allem Geistigem war es nur das kirchliche Leben, und dieses in erster Linie wegen seiner engen Verflechtung in materiell-staatliche Interessen, das den Regierenden Gegenstand lebhafter Sorge war.

So sehen wir denn das Elsaß zunächst in seiner geistigen Eigenart wenig von der französischen Herrschaft berührt. Immerhin ist der französische Staat derjenige, der auf dem Wege zum modernen Staatsbegriff am meisten fortgeschritten ist und am frühesten anfängt auch die geistigen Interessen seiner Untertanen in bestimmt vorgeschriebene Bahnen zu lenken. Es ist kein Zweifel, daß die Maßnahmen, die Ludwig XIV, nach der durch Krieg und Diplomatie, mit Gewalt und List endlich durchgeführten Einverleibung fast des ganzen Elsasses, auf religiösem Gebiete zugunsten des Katholizismus in die Wege leitete, auch den Zweck hatten, das Elsaß national umzugestalten. Aber der Staat des ancien régime konnte dies Ziel nicht erreichen. Natürlich nahm im Elsaß die Zahl der Franzosen französischer Muttersprache zu; zahlreiche Soldaten, Beamte und Geschäftsleute setzten sich fest, aber das alte Elsaß blieb so gut wie unberührt. Französisches

und deutſches Weſen floſſen wie zwei Ströme aus verſchiedenen Grundſtoffen und mit verſchiedener Farbe neben einander her; ſie berührten ſich wohl, aber ſie durchdrangen ſich nicht, bis Stürme von unerhörter Gewalt ſie von Grund aus aufwühlten und durcheinander ſchüttelten und etwas Neues hervorbrachten, die in ihrer Eigenart ſo ſchwer zu faſſende Kultur des Elſaſſes vor 1870.

Die hier kurz umriſſene allgemeine Entwicklung des Landes ſpiegelt ſich in ſeiner Literatur wieder. In älterer Zeit iſt das Elſaß auch geiſtig durchaus eine Provinz des Deutſchen Reiches. Vor tauſend Jahren entſtand in dem damals allerdings noch zum Speyergau gehörenden Weißenburg die Evangelienharmonie Otfrieds, das große Werk, das bewußt die Sprache der Franken, die deutſche, zu Ehren bringen wollte und den Endreim in der deutſchen Literatur zum Siege führte; als die Hohenſtaufen in Hagenau Hof hielten und von den Burgen des Waſigenwaldes zu ihren großen Heerzügen über die Alpen und ins Morgenland ausritten, ſang Gottfried ſein ſüßes Lied von Triſtan und Iſolde, erklang auch hier der Minneſang in den ſchönen Lauten, in denen unſere großen Heldengedichte geſungen wurden, und im ſechzehnten Jahrhundert ſind von hier die Werke ausgegangen, die den lauteſten Widerhall in deutſchen Landen und darüber hinaus fanden, das Narrenſchiff Sebaſtian Brants, die biſſigen Streitſchriften Murners und die oft wunderlichen, aber immer geiſtreichen Erzeugniſſe des die Sprache genial meiſternden, aber auch gelegentlich mutwillig mißhandelnden Fiſchart, alleſamt in ihren Eigentümlichkeiten durchaus deutſch. Im ſiebzehnten und im größten Teile des achtzehnten Jahrhunderts war trotz der franzöſiſchen Herrſchaft das Elſaß noch ſo völlig deutſche Geiſtesprovinz, daß es den Niedergang der deutſchen Literatur mitmachte, aber immerhin mit Moſcheroſch und Pfeffel durchaus nicht hinter dem Durchſchnitt der übrigen deutſchen Landſchaften zurückblieb. Das wird gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts anders; zwar ſind die Elſäſſer auch jetzt noch im engſten Verbande mit der deutſchen Literatur; wie Pfeffel mit Gellert verwandt iſt, ſo finden Ramler und Klopſtock, Blumauer und die Stürmer und Dränger Genoſſen im Elſaß. Aber Goethe und Schiller kommen mit ihren großen Schöpfungen nicht mehr zu

voller Wirkung: die ungeheueren Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution ergriffen das Land zu unmittelbar, das Getöſe des Zuſammenbruchs des alten Frankreich tönte zu laut in die Ohren des Elſäſſers, als daß die prachtvollen Akkorde der klaſſiſchen deutſchen Literatur noch hätten durchdringen können. Jetzt zum erſten Male verlor das Elſaß die Fühlung mit dem übrigen Deutſchland, nicht etwa ſo, daß der Verkehr der andern deutſchen Landſchaften mit dem Lande ganz aufgehört hätte, es fand im Gegenteil noch ein beträchtliches Hinundherfluten der Bevölkerung ſtatt; aber wer vor dem Trümmerfall der Revolution ſich aus dem Elſaß rettete, ging ganz im deutſchen Leben auf, und wer der glänzenden Flamme der in Paris auflodernden Freiheit entgegenflog, vergaß alles, was er in Deutſchland hinter ſich ließ. Was im Elſaß nach 1789 gedichtet wurde, war deutſch in der Sprache und in der Form, aber gänzlich getragen und durchtränkt von der Herrlichkeit der neuerſtandenen Freiheit und durchleuchtet von dem Glanz der Siege der republikaniſchen und ſpäter der kaiſerlichen Heere, die einzigartige Geſtalt Bonapartes, des letzten und größten aller Kondottieri, wird die Sonne, um die ſich die Phantaſie der elſäſſiſchen wie die der Dichter aller Nationen bewegt. Damit ſind wir am Beginn des Zeitraumes angelangt, der uns des näheren beſchäftigen ſoll.

Der Elſäſſer des Jahres 1815 war ein ganz anderer als der des Jahres 1789. Fühlte dieſer ſich noch als Deutſcher, wenn auch unlöslich mit dem franzöſiſchen Staate vereinigt, betrachtete er, der Bewohner einer vom franzöſiſchen Staate ſelbſt als „tatſächlich fremd" bezeichneten Provinz, den Franzoſen als Fremden, ſo iſt der Elſäſſer von 1815 Franzoſe geworden; er nennt ſich mit Stolz und Vorliebe einen Franzoſen, wenn er auch von den Wälſchen, d. h. den eigentlichen Franzoſen jenſeits der Vogeſen wie von einer ganz fremden Nation ſpricht und nicht ſelten über kleine Gewohnheiten derſelben, die dem Elſäſſer fremd ſind, und wie der elſäſſiſche Korreſpondent des Stuttgarter Morgenblatts von 1832 glaubt, es auch immer bleiben werden, ſpottet. Er iſt ſtolz, dem Volke anzugehören, das durch gewaltſame Durchbrechung despotiſchen Zwanges für Europa eine neue Zeit heraufgeführt hat, deſſen Heere auf den Schlachtfeldern Europas und des Orients die herrlichſten Taten vollführt haben; er iſt

ſtolz, daß aus dem Boden ſeines Landes eine Reihe glänzender Feldherren entſproſſen iſt, die die republikaniſchen Fahnen und die kaiſerlichen Adler von Sieg zu Sieg geführt haben. Die Zeit der bourboniſchen Reſtauration war an und für ſich freilich nicht dazu angetan, die Elſäſſer ihres Franzoſentums froh werden zu laſſen, dazu war der Druck, der auf dem geiſtigen Leben lag, viel zu hart, und zu dem alten vorrevolutionären Königtum, das aufleben zu laſſen doch das Hauptbeſtreben der zurückgekehrten Bourbonen war, hatten ſie gar kein innerliches Verhältnis; aber die Zuſtände Deutſchlands, wo nach dem Aufſchwung, der die Befreiung von der franzöſiſchen Herrſchaft gebracht, und nach dem übermächtigen Kraftverbrauch, den dieſe gefordert hatte, ſich bald eine Ernüchterung und eine ängſtliche Erſchlaffung einſtellte, ſchienen erſt recht nicht verlockend, und die bis auf den heutigen Tag nicht überwundene Schwierigkeit, ein vom ganzen deutſchen Volke erworbenes Neuland dem damals ſo unvollkommen und auch heute noch ſo verwickelt organiſierten Körper des deutſchen Staatsweſens einzugliedern, wurde von den Elſäſſern ſehr bald erkannt und in Proſa und Verſen dargelegt:

„Wir ſähen uns dem Mutterſchoß entlaufen,
Um Troſt (vielleicht von früher Reu' gequält)
Bei vierunddreißig Ländern zu erkaufen."

Die tonangebenden Elſäſſer von damals wurden ſich des Widerſpruchs nicht bewußt, der in der gleichzeitigen Betonung ihres politiſchen Franzoſentums und ihrer Anhänglichkeit an ihre angeſtammte deutſche Natur und Sprache lag. Es trat ja auch in dieſen Anfangsjahrzehnten konſtitutionellen Lebens die Notwendigkeit einer einheitlich nationalen Kultur, wie ſie der moderne Verfaſſungsſtaat in ſeinen aus Wahlen hervorgehenden öffentlichen Körperſchaften, den Volks-, Bezirks-, Gemeinde-, Standes- und Kirchenvertretungen, in ſeinem zum größten Teile öffentlichen mündlichen Gerichtsverfahren uſw. vorausſetzt und fordert, noch nicht hervor. Dem Kaiſerreich und der Reſtauration war an allzu großer Beteiligung der Regierten an den die Regierung angehenden Fragen nicht gelegen, das Wahlrecht war ſehr beſchränkt, man wußte vorlauten Mitſprechern und Beratern ſehr bald den Mund zu ſtopfen und allzu unbeſcheidenem Hervortretern der deutſchen Sprache ſchnell eine Grenze zu ſetzen. Die deutſch-

ſprechenden Elſäſſer nahmen das nicht ſehr ſchwer, augenſcheinlich hielten ſie das bourboniſche Königtum nicht für eine dauernde Einrichtung.

Als dann mit der Julirevolution der ſchwerſte Druck vom franzöſiſchen Volke genommen wurde, als es wieder erlaubt wurde, ſeine politiſche und religiöſe Überzeugung frei zu bekennen, als die äußeren Symbole der Revolution wieder zu Ehren kamen, die dreifarbige Fahne wieder entfaltet, die Marſeillaiſe wieder geſungen werden durfte, als ſchließlich die Pflege der Erinnerungen der napoleoniſchen Zeit, die Vergötterung der Heros ſelbſt nicht mehr verfehmt war, da ſchien an dem Glücke des Elſaſſes nichts mehr zu fehlen, zumal der Bürgerkönig bei ſeinem erſten Beſuche in Straßburg ſeine Kenntnis der deutſchen Sprache und ſeine Zuneigung zu ihr mit Befliſſenheit betonte.

Aber dieſe frohe Stimmung dauerte bei den höher und feiner gebildeten Elſäſſern deutſcher Zunge nicht lange. Vielen von ihnen ging allmählich die Erkenntnis auf, daß es nicht möglich ſei, politiſch ganz im franzöſiſchen Staate aufzugehen und gleichzeitig nach Sprache, Lebens- und Weltanſchauung ein Deutſcher zu bleiben. Die Pariſer Staatslenker ihrerſeits glaubten in aller Ruhe den Stil- und Versübungen der Elſäſſer, die deutſcher Sprache und deutſcher Dichtung noch ein verſtohlenes Eckſein in dem Garten ihres Herzens gewahrt hatten, zuſehen zu dürfen; waren ſie doch ſicher, daß die gewaltigen Mühlſteine des franzöſiſchen Staates die wenigen noch abſeits liegenden Körner deutſchen Weſens auch bald ergreifen und zu franzöſiſchem Mehle mahlen würden. Und im ganzen hatten ſie nicht falſch gerechnet. Es liegt in der Natur des Menſchen, daß, wenn er ſonſt das Zeug zur Mitwirkung am öffentlichen Leben in ſich fühlt, er auf die Dauer nicht beiſeite ſtehn will und ſich den unabänderlich erſcheinenden Verhältniſſen fügt. So ging denn der größte Teil der führenden Klaſſen teils bewußt aus Ehrgeiz, teils von den andern mitgeriſſen in das Lager des herrſchenden Franzoſentums über, und ſelbſt diejenigen, bei denen deutſches Weſen tief in den Kern hineinreichte, wurden ſchließlich ſchlaff und machten mit.

Es iſt ganz deutlich erkennbar, daß gegen Ende der dreißiger Jahre dieſe Frage für viele Elſäſſer brennend wird. Das Geſchlecht, das damals heranwächſt, iſt nach der Revo-

lution geboren und von den Ereigniſſen der napoleoniſchen Zeit kaum noch ſelbſt berührt worden. Für ſie fällt alſo die begeiſternde und mit den Volksgenoſſen zuſammenſchweißende Kraft des großen Erlebniſſes fort, das für das nationale Empfinden eines ganzen Lebens beſtimmend wird. Für ihren Anſchluß an die franzöſiſche Kultur waren alſo meiſt nüchterne Verſtandeserwägungen maßgebend, ſoweit nicht Nötigungen noch gröberer Natur jede Erwägung überhaupt ausſchloſſen. Andererſeits iſt es aber bezeichnend, daß um dieſelbe Zeit, wo dieſe Wandlung vor ſich geht, einige wenige auserwählte Geiſter ſich mit ganz beſonderer Wärme zum Deutſchtum bekennen. Aber ſie waren und blieben wenige und konnten den Strom der geſchichtlichen Entwicklung nicht aufhalten, der zu einer Franzöſierung, zunächſt natürlich mehr in den Städten als auf dem flachen Lande, führte. Jeder Verkehr mit den Behörden erfolgte in franzöſiſcher Sprache, die Geſchäftsführung des Handels ging aus rein praktiſchen Gründen in zunehmendem Maße zu ihr über, die Wehrpflicht, die zwar nur theoretiſch allgemein war, doch große Teile gerade der niederen Bevölkerungsklaſſe erfaßte, führte dieſe in die entlegenſten Teile Frankreichs, die ſozial höher ſtehenden Klaſſen wurden teils durch den gewöhnlichen Ehrgeiz, es im öffentlichen Leben zu etwas zu bringen, teils durch das Streben, ſich zu der Höhe der franzöſiſchen Kultur aufzuſchwingen, deren Überlegenheit über die deutſche von ihren Vertretern damals wie nach 1870 und bis in die jüngſte Zeit in naivſter Selbſtberäucherung angeprieſen und von den deutſchen Elſäſſern ebenſo wie von anderen gutmütigen Deutſchen vor wie nach 1870 angeſtaunt wurde, dem Deutſchtum entfremdet; die Schule, und zwar in beſonders überlegter Weiſe die Kleinkinderſchule wurde in den Dienſt der nationalen Aufgabe geſtellt, und wenn letzterer Hebel nicht ſo wirkſam geworden iſt, wie man glauben könnte, ſo lag das daran, daß das vorgeſchrittenſte Volk Europas es bis 1870 nicht zur allgemeinen Schulpflicht gebracht hatte. Trotzdem kam es ſchließlich ſoweit, daß, wenigſtens in den Städten, die Bevölkerung nur noch deutſch betete, und auch der deutſche Gottesdienſt, die deutſche Predigt und Seelſorge war aufs äußerſte gefährdet; war es doch zu dem eigentlich unglaublichen, übrigens auch jetzt nicht überwundenen Zuſtande gekommen, daß der

katholiſche und der proteſtantiſche Pfarrer mit dem weitaus größten Teile ſeiner Pfarrkinder, die nur deutſch verſtanden, die innerlichſten und tiefſten Herzensfragen in deutſcher Sprache verhandelte, das Wort Gottes in deutſcher Sprache verkündigte, aber dieſe Sprache, obwohl ſelbſt meiſt den deutſchſprechenden Schichten entſproſſen, in ſeiner Familie, im Verkehr mit ſeinen Amtsgenoſſen und in der Geſellſchaft verſchmähte. Man könnte verſucht ſein, bei dem katholiſchen Teil der Bevölkerung eine größere Hinneigung zu Frankreich vorauszuſetzen als bei der proteſtantiſchen; das iſt aber im allgemeinen zu verneinen: beide Konfeſſionen haben ſich der franzöſiſchen Kultur im großen und ganzen in gleichem Verhältnis genähert, elſäſſiſche Katholiken und Proteſtanten wetteifern in der Anhänglichkeit an das franzöſiſche Vaterland, berufene Vertreter beider Konfeſſionen haben noch in den ſechziger Jahren ſich gegen die überſtürzte Einführung des Franzöſiſchen in den Religionsunterricht gleichmäßig gewehrt. Für den ſtrenggläubigen Lutheraner war es wohl ſchwerer, ſich innerlich ganz von Deutſchland zu trennen, als für den Anhänger Calvins, und die wenigen, die dem Deutſchtum bis 1870 treu blieben, ſind, vielleicht zufälligerweiſe, Proteſtanten geweſen. Im ganzen aber iſt der Franzöſierungsprozeß gleichmäßig fortgeſchritten; wer in den dreißiger und vierziger Jahren noch deutſch geſchrieben hatte, ging allmählich zum Franzöſiſchen über, wenn der deutſche Gedanke auch oft durch die Riſſe des mühſam zuſammengeflickten franzöſiſchen Gewandes noch vorwitzig genug herauslugte. Es iſt wohl nicht zu viel geſagt, wenn man behauptet, daß Eduard Reuß im Frühjahr 1870 die Vorrede zu den Gedichten von Hirtz oder wenigſtens eine ſolche Vorrede nicht mehr geſchrieben hätte, wie im November des Jahres 1838.

II.

Wenn wir nun verſuchen, die elſäſſiſchen Dichter und die elſäſſiſche Dichtung des Zeitraums von 1815 bis 1870 in die angedeutete Entwicklung der deutſch-franzöſiſchen Stimmungen im Elſaß einzuordnen, ſo ergibt ſich folgende ganz einfache Gruppierung. Einer älteren Gruppe von Dichtern, die im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts geboren iſt, die teilweiſe

noch die Revolution, jedenfalls aber das Kaiſerreich bewußt miterlebt hat, ſteht eine jüngere gegenüber, deren Jugend in die Zeit der Reſtauration und des Julikönigtums fällt. Jene ſind innerlich ganz ausgefüllt von den großen Ereigniſſen, deren Zeugen ſie geweſen ſind, an denen ſie zum Teil tätigen Anteil genommen haben, und beſingen ſie in ihrer deutſchen Mutterſprache, ohne ſich des Zwieſpalts bewußt zu werden, der zwiſchen den verherrlichten Helden und Ereigniſſen und dem Werkzeug ihrer Verherrlichung klafft; um die Sonderbarkeit dieſer Dichtung zu verſtehen, ſtelle man ſich etwa Blücher und York oder Kaiſer Wilhelm I., Bismarck und Moltke in begeiſterungglühenden franzöſiſchen Verſen beſungen vor. Der Grund, weshalb dieſen Dichtern ihre eigentümliche Zwitterſtellung nicht zum Bewußtſein kam, liegt darin, daß ihre Dichtkunſt überhaupt nicht aus der Tiefe ihrer Seele ſchöpfte, daß ſie das Dichten nicht als einen heiligen hehren Beruf, ſondern als eine liebenswürdige Verſchönerung des Lebens anſahen, daß ſie im Grunde genommen keine Dichter waren. Es treten hauptſächlich die drei Namen Auguſt Lamey, Ehrenfried Stoeber, Karl Friedrich Hartmann hervor.

Auguſt Lamey hebt ſich aus den andern ſchon durch ſeine lange Lebensdauer heraus, während deren ſich ſeine Liebe zur Dichtung und ſeine Neigung zum Verſemachen unverändert gleichgeblieben iſt. Es wird wenige Dichter geben, die faſt ſiebzig Jahre nach dem Erſcheinen ihrer erſten Gedichte noch ſelbſt die Freude haben, zu einer neuen Ausgabe von eigenen Poeſien die Vorrede ſchreiben zu können. 1772 geboren, begeiſtert ſich der Jüngling für die Revolution und legt im April 1791 als erſtes Opfer auf dem Altare des Vaterlandes die „Gedichte eines Franken am Rheinſtrom" nieder, in denen er, „freilich nur als Zuſchauer, aber als ein Zuſchauer, der bei jedem neuen Auftritte ſich der lauten Äußerung ſeiner Empfindungen nicht enthalten" konnte, ſeine Begeiſterung ausſtrömte. 1794 ließ er, um einem tiefgefühlten Bedürfniſſe zu genügen, „dekadiſche Lieder für die Franken am Rhein" folgen. Die neue republikaniſche Religion entbehrte, namentlich in den deutſchſprechenden Gegenden, der Geſänge, die an den ſtatt der Sonntage eingeführten Dekadi in den Tempeln geſungen werden und „alle die großartigen, er-

habenen Geſinnungen aufwecken könnten, die einen Staat mitten unter den Erſchütterungen eines gefahrvollen Umſturzes auf den Gipfel des Ruhmes bringen". Die Überſchriften der Lieder laſſen den Inhalt ahnen. Neben Liedern „An den Schöpfer" und „Über die Unſterblichkeit der Seele", neben Erntelieder und Grabliedern finden wir ein „Revolutionslied", ein „Lied beim Erwachen eines Franken am Feſtmorgen des 14. Juli", Lieder „An die Schamhaftigkeit", „An die Gerechtigkeit" uſw., und zwar ſind ſie zum großen Teile nach den Melodien bekannter proteſtantiſcher Kirchenlieder, aber auch nach andern damals viel geſungenen deutſchen und franzöſiſchen Liedern, wie „Bekränzt mit Laub" und „Allons, enfants de la patrie" gedichtet. Dabei kommen geradezu groteske Geſchmackloſigkeiten heraus, wie wenn z. B. ein Lied nach der Weiſe: „Ein feſte Burg iſt unſer Gott" beginnt:

Gott ſegne unſre Republik,
Die Republik der Franken,

oder ein anderes nach der Melodie der Marſeillaiſe:

Hört ihr die fatten Kühe brüllen?
Setzt auf ihr Horn den bunten Kranz!

Man ſieht, die Schreckenszeit hat dem jungen Straßburger Verſemacher, wenn nicht den Verſtand, ſo doch den Geſchmack verwirrt; denn die zuerſt erwähnte Sammlung weiſt ſolche Geſchmackloſigkeiten nicht auf. In ihr zeigt er ſich als Schüler Klopſtocks, Ramlers, Gleims und etwa Bürgers, freilich nicht reich an überraſchenden dichteriſchen Gedanken, aber nicht ungewandt im Versbau, bisweilen glücklich in neuen Wortbildungen und im ganzen bei weiterer Ausgereiftheit zu ſchönen Hoffnungen berechtigend. Aber dieſe Hoffnungen haben ſich kaum erfüllt; die erſte Begeiſterung der Revolution hatte ihn über ſich hinausgehoben, und alles, was der Dichter in einer langen, langen Lebenszeit an Zeitgedichten, philoſophiſchen Dichtungen, Scherzgedichten, dramatiſchen Gemälden, Balladen uſw. noch geſchaffen hat, geht über den beſcheidenen Durchſchnitt nicht hinaus. Zwar hat er, wie der Achtundachtzigjährige noch betont, auch in ſeinen ſpätern Gedichten, die uns hier eigentlich allein angehen, ſtets Wert auf korrekte rhythmiſche Form gelegt, die antiken Vers-

maße mit Vorliebe und mit Verſtändnis angewandt, ſich gelegentlich ſogar in metriſchen Künſteleien nicht ohne Glück verſucht, auch die Reinheit des Reimes gewahrt, aber was den Ausdruck betrifft, ſo iſt er oft ungelenk und gewaltſam, die Wortſtellung gezwungen, der Inhalt mehr bürgerlich verſtändig als dichteriſch phantaſiereich, gelegentlich aber nicht ohne Witz und Humor, wenn auch nur ſelten geiſtvoll. Die dramatiſchen Bruchſtücke zeigen einen guten Blick für die dramatiſche Situation, ſie ſind aber ſchwach durchgeführt. Auch für das epiſche Gedicht findet er nicht die geeignete Form, ſeine dichteriſche Anlage, wenn man überhaupt von einer ſolchen ſprechen kann, iſt wie bei der Mehrzahl der elſäſſiſchen Dichter, durchaus lyriſch.

Sein Verhältnis zu Deutſchland iſt nie ſehr eng geweſen; 1791 preiſt er ſich in einem Gedicht an „Teutſchland" glücklich, daß er

„Einer auch der Geweihten
Auch ein Freier, ein Franke"

iſt, und gedenkt mit Wehmut des Landes jenſeits des Rheins, aber

„Noch vergaß nicht der Sohn gänzlich der Mutter; noch
Liebt der Franke dich auch, edles Germanien!"

Er ſchwärmt für Deutſchlands Sprache und Dichtung:

„Deine Lieder vernimmt auch der Alſatier!
Kein verächtlicher Stolz fernet ſein Herz von dir,
Ewig rühmt ſich der Franke,
Daß er Enkel Thuiskons iſt."

Augenſcheinlich fand er in dem Gedanken, daß der franzöſiſche Staat von dem deutſchen Stamme der Franken gegründet worden iſt, von ihm ſeinen Namen hat, immer wieder Beruhigung, wenn ihm gelegentlich Bedenken über ſeine Stellung zwiſchen den beiden Völkern aufſtiegen; wenn er ſich nie auch nur in Gedanken der Untreue gegen ſein politiſches Vaterland ſchuldig gemacht hat, ſo fühlte er ſich als Dichter dennoch mit Deutſchland eng verbunden, was ihn nicht hinderte, als 1840 die Fehderufe von jenſeits des Rheins erſchallen, für Frankreich in die Breſche zu treten. Über dem nationalen Gedanken ſtand ihm das Freiheitsideal, wie es dem Jüngling in den Honigmonden der Revolution

aufgegangen war; diesem Ideal ist er unter den vielen verschiedenen Regierungen, die Frankreich von 1789 bis 1860 beglückt haben, treu geblieben und war gewiß glücklich darüber, daß ihm seine Stellung als Richter dies möglich machte und ihn den politischen Kämpfen entrückte.

Ähnlich steht es mit Ehrenfried Stoeber, der sieben Jahre jünger ist als Lamey. Er ist einer ehrenwerten gebildeten Familie Straßburgs entsprossen und hat eine in Wort und Schrift nicht ungewandte Mutter norddeutscher Abstammung, aber elsässischer Erziehung gehabt; so ist er in Gemüt und Gefühl mancher politischen Wandlung zum Trotz stets deutsch geblieben, haben sein Familiensinn, seine Religiosität, seine Auffassung von Bürgerpflichten immer deutsche Färbung behalten. Die Revolution riß schon den zehnjährigen Knaben mit; er beginnt, wie er selbst verschämt gesteht, unter dem Einfluß des berüchtigten Eulogius Schneider zu dichten, und vierzehnjährig begrüßt er im Namen seiner Mitschüler die Konventskommissare auf dem Rathaus, eine Szene, die für uns Späterlebende etwas unendlich Komisches hat. Doch diese kindliche Begeisterung verflog. 1797/8 wurde Stoeber Mitglied einer literarischen Gesellschaft, über deren Charakter wir erst in jüngster Zeit etwas aufgeklärt worden sind. Es gehörten ihr eine Anzahl später bekannt gewordener junger Elsässer, z. B. G. D. Arnold, an, und der Leiter war der etwa zehn Jahre ältere Fr. H. Redslob. Der Geist dieser Gesellschaft war nicht patriotisch französisch, wie wir aus zwei nur handschriftlich erhaltenen, in den ersten Monaten des Jahres 1800 entstandenen Heften wissen, die sich „Erholungen junger Alsatier" nennen und vermutlich der Ansatz zu einer Vereinszeitschrift werden sollten. „Heil euch, Alsatier, die auch unter fremder Herrschaft treu blieben der vaterländischen Tugend", heißt es da, und in einem zweifelsohne von Stoeber herrührenden Gedicht wird die Breusch, worunter übrigens nach damaligem Sprachgebrauch die durch Straßburg fließende Ill verstanden ist, gebeten, den „wogenwälzenden Rhenus" zu veranlassen, „daß er Frieden gebiete dem übermütigen Franzmann". Endlich schließt ein mit Sicherheit ebenfalls Stoeber zuzuschreibendes „Lied der Eingeweihten", das nach der Melodie des damals außerordentlich verbreiteten und beliebten Claudiusschen Rheinweinliedes

„Bekränzt mit Laub" geſungen werden ſollte, mit folgenden Strophen:

„Doch höher ſchwingt empor nun eure Becher,
Gefüllt bis an den Rand!
Den Hut vom Haupt, denn wißt, ihr Herren Zecher:
Nun gilt's dem Vaterland.

Habt aber acht, daß etwa einer wähne,
Als gält's dem Franzenland;
Das Vaterland iſt, ferne von der Seine,
Hier unſrer Alſa Strand.

Du, Vogeſus, und deine Heldenmale,
Umkränzt vom Tannenhain,
Nehmt unſer Lied! Euch klingen die Pokale
Und dir, o Vater Rhein!

Heil dir, Alſatia, und ew'ge Treue!
Dem Franzmann Haß und Hohn!
Leert, Brüder, nun nach dieſer ſchönen Weihe
Der Bläſer Legion!"

Dieſes Lied, ſcheinbar als eine Art Bundeslied gedacht, ſpiegelt unzweifelhaft die Geſinnung der ganzen Geſellſchaft wieder, und deren Mitglieder entſtammten dem Kern der Straßburger Bürgerſchaft, von der wir, worauf auch andere Anzeichen hindeuten, annehmen dürfen, daß er durch die Geſchehniſſe der Revolution auf die Grundverſchiedenheit der eigenen deutſchen Art von romaniſch-keltiſcher Geiſtesbeſchaffenheit hingewieſen, jedenfalls nicht für Frankreich gewonnen worden war, ebenſowenig wie die Maſſe der übrigen Elſäſſer mit Ausnahme vielleicht der nicht ſehr zahlreichen Gruppe derjenigen, die durch die gewaltſamen wirtſchaftlichen Umwälzungen aus der Tiefe in die Höhe gehoben und zu Beſitz und Anſehen gelangt waren. Der innere Übergang des größten Teils der Elſäſſer zur franzöſiſchen Staatsgeſinnung iſt erſt durch Bonapartes gewaltigen Aufſtieg, durch ſeine großartige ſtaatsordnende Tätigkeit, durch ſeine unerhört glänzenden Kriegstaten, an denen die Elſäſſer dank den ihrem deutſchen Blute entſtammenden kriegeriſchen Eigenſchaften hervorragenden Anteil hatten, vollzogen worden. 1815 dichtete Arnold nach Schillers Reiterlied ein „Wehrlied für die beiden Regimenter Elſäſſiſcher Lanzenträger zu Pferd", in dem er in

begeisterten Versen zum Kampf für die dreifarbige Fahne auffordert, und die Wendung zum politischen Franzosentum drückt sich in der ganzen späteren schriftstellerischen Tätigkeit Ehrenfried Stoebers aus, der zwar in erster Linie Elsässer, in zweiter aber durchaus nicht Deutscher, sondern Franzose sein wollte. Der bezeichnende Ausdruck für diese Gesinnung sind die oft zitierten, „Wie ich's meine" überschriebenen Verse:

„Meine Leier ist deutsch, sie klinget von deutschen Gesängen,
Liebend den gallischen Hahn treu, ist französisch mein Schwert.
Mag es über den Rhein und über den Wasgau ertönen:
Elsaß heißet mein Land! Elsaß, dir pochet mein Herz!"

Also ausgesprochener elsässischer Partikularismus, aber im Rahmen des französischen Staats.

Was seine Dichterpersönlichkeit angeht, so ist sie nicht allzu hoch zu bewerten; er bezeichnet sich selbst gelegentlich als Dilettanten. Seine Lebensanschauung ist durchaus bürgerlich, ja geradezu spießbürgerlich; sie beruht auf der Aufklärung, der der Höfling „hager und glatt", der Landmann, „fromm und bieder" war, die sich glücklich pries, daß der Kloster Pforten gesprengt und die Burgen auf den Bergen zerstört waren. Die Freuden des Lebens genoß er mit Behagen und besang sie oft nicht allzu dichterisch; die menschlichen Schwächen waren ihm weniger Gegenstand des Tadels als humoristisch-satirischer Betrachtung. Gerade diese Eigenschaften befähigten ihn besonders zur mundartlichen Dichtung; in ihr ist er zu Hause, man möchte fast sagen: schöpferisch. Im Hochdeutschen bewegt er sich, wie der Handwerker im Sonntagsrock, eckig, nicht natürlich, mit dem Bewußtsein von der Notwendigkeit der feinen Form. Daher finden wir häufig gesuchte Strophenformen und, wie feste Formeln wirkend, poetisch sein sollende Ausdrücke; alte Bekannte wie Zauberblick und Silberklang, Zephirlüfte und Ätherfernen stellen sich immer wieder ein, Cithere (Cytherea) und die Charitinnen, die Najaden und die Pierinnen ziehen immer wieder an uns vorüber. Seine Muster sind, wie die Lameys, die Dichter unserer vorklassischen Zeit; die Einwirkungen von Schiller und Goethe sind gering und rein äußerlich. Nichtsdestoweniger hat er eine nicht zu unterschätzende Bedeutung in der literarischen Welt des Elsasses durch seine angesehene bürgerliche Stellung, durch seine freundlichen

geſelligen Eigenſchaften, durch ſeine Neigung, ſich immer wieder literariſch zu betätigen, ſei es durch Gelegenheitsgedichte bei allen dazu auffordernden Anläſſen, ſei es durch Herausgabe von Zeitſchriften, Almanachen, Taſchenbüchern, zu welchem Zwecke ſich immer wieder die poetiſchen Talente um ihn ſammelten. Er iſt für die geiſtige Verfaſſung des Elſaſſes bis 1840 typiſch, typiſcher noch als Lamey, der ſich, wie es ſcheint, mehr zurückhielt, auch nicht dauernd in Straßburg, dem Mittelpunkte elſäſſiſchen Lebens, weilte.

Von den Altersgenoſſen Ehrenfried Stoebers iſt der bekannteſte der oben erwähnte Arnold, deſſen „Pfingſtmontag" im Mittelpunkt der elſäſſiſchen Dialektdichtung ſteht und durch Goethes gütiges, durch glückliche Jugenderinnerungen beeinflußtes Urteil weltbekannt geworden iſt. Er, der ſpätere Profeſſor der Rechtswiſſenſchaft in Coblenz und Straßburg, iſt von allen ſeinen Altersgenoſſen, die dichteriſch hervorgetreten ſind, wohl der durchgebildetſte; er hat als Student Schiller und Goethe aufgeſucht, und die beſten der wenigen von ihm erhaltenen Gedichte, von denen oben ſchon eins erwähnt iſt, zeigen Spuren klaſſiſchen Einfluſſes, insbeſondere Anklänge an Motive und Wendungen in Goethes „Euphroſyne" und Schillers „Spaziergang". Die übrigen Mitglieder der literariſchen Geſellſchaft von 1797/98 ſind dichteriſch kaum mehr hervorgetreten.

Politiſch auf gleichem Standpunkte wie dieſe Dichter ſteht eine um etwas jüngere Gruppe von Dichtern, von denen der begabteſte unzweifelhaft Karl Friedrich Hartmann war. Er hat die Revolution nicht mehr bewußt erlebt, aber in ſein empfänglichſtes Lebensalter fällt die große Zeit des Napoleoniſchen Kaiſertums und ſein tragiſcher Untergang, und das iſt für ſein ganzes Leben beſtimmend geworden. Beſcheidenen bürgerlichen Verhältniſſen entſtammend, arbeitete er ſich zu behäbigem Wohlſtand hinauf, der ihm die Möglichkeit und die geiſtige Freiheit gab, ſeinen dichteriſchen Neigungen zu folgen. Zwei Kräfte ſind es, die ſeine Dichtung ausſchließlich tragen: das Behagen an gut ſtraßburgiſch bürgerlichem Daſein und die Begeiſterung für den franzöſiſchen Kriegsruhm. Die 1848 erſchienene letzte Ausgabe ſeiner Gedichte bringt als Titelbild eine blauweißrote Fahne, die in dem mittleren weißen Felde eine goldene Leier zwiſchen

dem Adler Napoleons und dem auf einem Rutenbündel ſitzenden galliſchen Hahn und darunter auf rotem Bande den Namen Béranger zeigt; unter dem Inhaltsverzeichnis erſcheint die Bildſäule Straßburgs, wie ſie auf der Place de la Concorde in Paris ſteht. Das ſind die Symbole und Zeichen, unter denen Hartmann dichtet. Napoleon iſt für dieſe ganze Richtung nicht der Bezwinger der Revolution, nicht der Gewaltherrſcher, der nicht nur Frankreich, ſondern den größten Teil Europas trotz konſtitutioneller Formen unbeſchränkt ſeinem Willen dienſtbar machte, ſondern der Erfüller der großen Gedanken von 1789 und in dieſem Sinne ein Herold der Freiheit. Daher die uns ſo widerſpruchsvoll erſcheinende Begeiſterung ſowohl für Napoleon als für die Freiheit. Hartmann iſt ein glühender franzöſiſcher Patriot, der mit Heftigkeit, ja mit Erbitterung das politiſche Deutſchtum ablehnt, ſo ſehr er die deutſche Sprache, in der er dichtet, liebt. Er empfindet das nicht als Widerſpruch, und wenn ſich einmal ein Zweifel in ihm regt, ſo wehrt er ſich mit aller Kraft dagegen, und die Bezeichnung Zwitterland für das Elſaß weiſt er entrüſtet zurück.

„Ein Frankenherz und deutſche Sprach'
Sind dem Alſaten keine Schmach,
Wie's auch die Fremde deute."

Die politiſchen Vorzüge des franzöſiſchen Staates ſind es, wegen deren das Elſaß ſich glücklich preiſen muß, von Deutſchland getrennt zu ſein, ohne daß deswegen im Herzen der Elſäſſer Haß gegen Deutſchland zu herrſchen braucht. So wenig er Deutſchland zu haſſen ſich bewußt iſt, ſo wenig begreift er den Franzoſenhaß der Deutſchen, gegen den eine ganze Gruppe ſeiner Gedichte gerichtet iſt. So ſind die große Mehrzahl ſeiner Gedichte politiſchen, patriotiſchen Inhalts, während die übrigen ſeinem engeren Vaterlande und ſeiner Vaterſtadt gewidmet ſind und Ereigniſſe von örtlicher Bedeutung beſingen.

Der hier ſkizzierte Inhalt der Gedichte Hartmanns läßt vermuten, daß deren eigentlicher dichteriſcher Gehalt nicht ſehr groß iſt. Und das iſt tatſächlich der Fall. Dagegen zeugen ſie von geſundem Verſtand, von Menſchenkenntnis und praktiſcher Lebensweisheit und entbehren oft nicht einer gewiſſen eindringlichen Kraft und glücklichen Humors. Die Sprache iſt gedrängt

und kraftvoll, oft etwas gewaltsam gehandhabt, am treffendsten dann, wenn er aus innerster Erregung heraus dichtet, wie in den Gedichten, die „dem deutschen Franzosenhasse" gewidmet sind. Bei dem durchaus französischen Empfinden kann es nicht überraschen, daß das Französische danach strebt, auch die Form zu ergreifen, daß es gewissermaßen von Innen nach Außen drängt, und tatsächlich finden sich unter Hartmanns Gedichten auch einige wenige in französischer Sprache. Es ist hier das eingetreten, was ein scharfsinniger französischer Beobachter als notwendiges Schlußglied der Entwicklung dieser Art von deutscher Dichtung im Elsaß, und da er keine andere kannte, der deutschen Dichtung im Elsaß überhaupt vorausverkünden zu können glaubte.

Es ist der Literarhistoriker Saint-René Taillandier, der dieses Urteil äußerte. Er hatte in den dreißiger Jahren in Heidelberg studiert, war von 1841 bis 1843 Professor in Straßburg gewesen und dadurch mit den Verhältnissen des Elsasses vertraut geworden; seit 1843 lehrte er in Montpellier. Die Ausgabe, die Lamey im Jahre 1856 von seinen Gedichten veranstaltete, gab ihm Veranlassung zu einem kurzen Aufsatz über die geistige Verfassung des Elsasses in der Revue des deux mondes, der für uns von höchstem Interesse ist. Er beginnt mit der Feststellung, daß das Elsaß eine der interessantesten Provinzen Frankreichs sei, weil es „deutsch durch die Gewohnheit seines Geistes, mit seinem Herzen durch und durch französisch" sei. Seine Aufgabe sei die geistige Vermittlung zwischen den beiden großen Kulturvölkern; er entwickelt also das Brückenideal, das die Französisch-Elsässer bis auf den heutigen Tag, wohl nicht immer ganz aufrichtig, als die Mission des Elsasses angepriesen haben, ohne zu bedenken, daß sie sich damit von der höchsten Aufgabe, selbst schöpferisch in Wissenschaft und Kunst zu sein, ausschlossen. Während aber, fährt Taillandier fort, die elsässischen Männer der Wissenschaft deutsches Gedankengut in französischer Sprache dem französischen Volke vermittelten, habe die Dichtkunst, obwohl sie von ganz französischen Gefühlen getragen sei, die Heimatsprache bewahrt, und dadurch befinde sie sich in einer schmerzlichen Lage: Deutschland könne unmöglich mit ihnen sympathisieren, und Frankreich, dessen ergebene Söhne die Dichter seien, kenne nicht einmal ihre Namen. Daher bezeichnet er Lamey mit Nach-

druck als den letzten Dichter des Elsasses; denn, so begründet er dies, die Empfindungen, die das Land beseelen, sind entschieden zu französisch, als daß künftighin der Gebrauch einer fremden Sprache nicht ein schreiender Widerspruch wäre. Die Würdigung der Gedichte Lameys ist sehr wohlwollend, teilweise jedenfalls wegen ihres französischen Gehaltes, teilweise aber auch deswegen, weil der Franzose das, was wir in ihnen vermissen, den Naturlaut einfachen seelischen Empfindens, nicht vermißte, und weil er das in ihnen fand, was für den weitaus größten Teil der französischen Poesie charakteristisch ist: verstandesmäßige Reflexion, rednerische Sentimentalität und korrekte Form.

III.

Saint-René Taillandier war im Irrtum: Lamey war nicht der letzte deutsche Dichter des Elsasses. Er irrte sich, weil seine Voraussetzung falsch war. Dichter, die, wie Lamey, Ehrenfried Stoeber und Karl Friedrich Hartmann, politisch begeisterte Franzosen waren und deutsch dichteten, brachten die deutsche Sprache noch aus einer früheren Entwicklungsstufe des Elsasses mit; sie dichteten deutsch, weil sie nicht anders konnten. Ihre Nachfahren, die unter ganz anderen Verhältnissen aufgewachsen waren, konnten und mußten, das sah Taillandier ganz richtig, für ihre französisch gedachten und empfundenen Gedichte die französische Sprache wählen und haben es getan. Aber dem klugen Beobachter, der seit 1843 in Südfrankreich weilte, war es entgangen, daß seit kurz vor 1840 im Elsaß eine rückläufige Bewegung eingesetzt hatte, die von einer Gruppe getragen wurde, die zwar klein war, aber die besten dichterischen Talente des Elsasses in sich schloß. Der frische Wind der Julirevolution, der an den Frühlingssturm der großen Revolution gemahnte und die alten Herzen wieder jung werden, die jungen höher schlagen ließ, der die großen Erinnerungen der Kaiserzeit wieder belebte und die Dumpfheit konfessioneller Anduldsamkeit und politischer Rückschrittlichkeit verjagte, trieb in den dreißiger Jahren das Schifflein des jungen Elsaß mit vollen Segeln in den großen Strom des französischen Lebens hinein, auf dem es sich inmitten der zahlreichen und stattlichen Genossen stolz und froh wiegte. Aber

gerade die tieferen, ſinnigen, auserwählten Naturen, die nicht mit dem Strom zu ſchwimmen pflegen, wurden bedenklich. Gab man nicht ein wundervolles Erbe alter Kultur auf, um dafür zunächſt doch nur die Äußerlichkeiten einer andern, allerdings ebenfalls ſehr wertvollen Kultur zu erringen? Es gab doch noch andere Güter, die vielleicht ebenſo ſchwer oder noch ſchwerer wogen als erträgliche politiſche Verhältniſſe. War es nicht ein kühnes Wagnis, ein Volk, das nicht bloß von Abſtammung deutſch war, ſondern auch anderthalb Jahrtauſende lang an allen äußern und innern Geſchehniſſen des deutſchen Volkes teilgenommen hatte, das in allen ſeinen Faſern mit deutſchem Geiſte durchtränkt war, einer Kultur zuzuführen, die aus ganz andern Vorausſetzungen erwachſen, von ganz andern Menſchen geſchaffen, ſich der des Elſaſſes vielleicht gar nicht anpaſſen ließ? Handelte es ſich wirklich nur darum, wie die Befürworter der Wandlung ſich ausdrückten, eine einzige Generation zu opfern, d. h. nur ſie durch die gewaltſame Umformung unfruchtbar zu machen? Mußten nicht vielleicht Jahrhunderte vergehen, ehe das Land den Segen dieſer Wandlung zu ſpüren bekam?

Dieſe Fragen ſtellten ſich damals eine Reihe hervorragender Elſäſſer und beantworteten ſie in verſchiedenem Sinne. Männer des praktiſchen Lebens, der Technik, der exakten Wiſſenſchaften und auch manche andere beantworteten ſie in franzöſiſchem, dichteriſch veranlagte Naturen, Männer der Geiſteswiſſenſchaften, inſonderheit der Theologie, d. h. alſo ſolche, deren Beſchäftigung ſie in die Tiefe des Gemüts führte, in deutſchem Sinne; manchem wurden ſie zum Gegenſtand eines lebenslänglichen Konflikts. Das Leben und die Geſtalt Ludwig Spachs ſind hierfür ein ergreifendes und erſchütterndes Beiſpiel; er hat den Zweiſprachen- und Zweiſeelenkonflikt in ſich in peinigendſter Weiſe durchgekämpft und iſt eigentlich nie damit fertig geworden. Er war unzweifelhaft eine höchſt fein organiſierte Natur von äußerſter Reizbarkeit und Eindrucksfähigkeit und beſaß damit die erſte Bedingung für dichteriſches Schaffen, und die deutſchen Dichtungen ſeiner Jugendzeit — und dieſer gehören ſie eigentlich ſämtlich an — zeigen ein glückliches Erfaſſen der dichteriſchen Gelegenheit, warme Empfindung, ja oft glühende Leidenſchaft. Aber mit 23 Jahren kam er nach Paris in ganz franzöſiſche Umgebung und in den Bann-

kreis der französischen Literatur, und der Widerstreit deutschen und französischen Wesens, der schon vorher in ihm wach gewesen sein wird, wurde quälender und ist für ihn, wenn überhaupt, erst im Jahre 1870 zur Ruhe gekommen. In wenigen kurzen Sätzen gibt die Vorrede zur Ausgabe seiner Gedichte, mit der er 1839 gewissermaßen die Schlußbilanz seiner deutschen dichterischen Tätigkeit zog, von seinen innern Kämpfen Kunde; sie lassen von deren Schwere und Tiefe wohl nur wenig ahnen. Sie lauten:

„Die Gedichte, die der Verfasser hier nicht ohne Scheu und mannigfaches Bedenken dem Publikum zu übergeben wagt, sind nur Fragmente und Überbleibsel einer fern hinter ihm liegenden Zeit, auf die sein sehnsüchtiges Auge wie auf ein verschwundenes Traumparadies zurück sieht. Mächtige, weit außer dem Bereich der Willenskraft fußende Umstände haben den Mann mehr oder weniger dem Treiben seiner Jugend entfremdet; gewaltsam hinüber geführt über die Berge, hat er es nicht nur erprobt, wie bitter das Salz auf fremdem Brote schmeckt — ein anderes Übel entsprang noch für ihn aus seiner Verpflanzung in die Hauptstadt, ein unseliges Schwanken zwischen zwei sich feindlichen Sprachen. Wohl hätte solche Lage das Genie dazu angespornt, auf doppelter Laufbahn sich Palmen zu erkämpfen; dem höchst untergeordneten Talente aber bereitete sie den Untergang.

Im Doppelringen zersplitterten sich des letztern Kräfte; bald nach Osten, bald nach Westen gekehrt, hatte seine literarische Tendenz keinen festen Haltpunkt mehr; Aufmunterung und Teilnahme, die Lebensatmosphäre des Dichters, fehlte; die Morgenröte alsatischer Erinnerung drang mühsam durch den Dunstkreis, der zwischen den Hügelreihen von Montmartre und St. Geneviève, im Sommer und Winter, Jahr aus, Jahr ein, gewitterbrütend sich lagert; die Glockentöne der Kindheit verhallten nach und nach im Wogen und Brausen der Völkerstadt. — Es ist in jeder Lebenslage eine schwierige Aufgabe, doppelten Pflichtansprüchen Genüge zu tun; unauflöslich aber wird ein solches Problem, wenn es sich um geistige Tendenzen handelt, die ihrer Natur nach schwer zu vermitteln sind. Der Sänger nachstehender Jugendelegien und Reiselieder nährte in

seiner Brust lange und gleichzeitig eine Zwillingsliebe für die gallische und die deutsche Muse, und lernte allzuspät einsehn, daß es sich mit solcher idealen Huldigung wie mit der irdischen Brautbewerbung verhalte, welche letztere auch ein einziges Ziel unverrückt verfolgen muß, wenn sie der Erfüllung ihrer Wünsche teilhaftig werden will."

Spach war also zur Erkenntnis der inneren Unmöglichkeit der Doppelkultur gekommen, und hatte sich für eine der beiden und zwar für die französische Kultur entschieden, so sonderbar es auch anmuten mag, daß diese Entscheidung zugunsten des Französischen von einem deutschen Dichter in der Vorrede zu seinen Gedichten ausgesprochen wird. Aber schon im Jahre vorher — jene Vorrede ist in Paris geschrieben und vom 23. März 1839 datiert — hatte Spach sein Glaubensbekenntnis abgelegt. Seit Ende 1837 erschien eine Wochenschrift unter dem Titel Album Alsacien, zunächst ein Vierteljahr lang deutsch und französisch, dann nach Vereinigung mit einer seit kurzem bestehenden Revue de l'Alsace littéraire, historique et artistique, nur französisch. In einer der ersten Nummern der so aufgefrischten Zeitschrift, die nicht besser, aber durchaus auch nicht schlechter war als manche andere kurzlebige örtliche Veröffentlichung, verkündete Spach unter dem Decknamen Louis Lavater, den er unter alle seine schöngeistigen Werke, französische und deutsche, zu setzen pflegte, bei Gelegenheit der Anzeige zweier deutscher Werke, des Epos „Rappoltstein" von G. Dürrbach und der Alsabilder von den Brüdern Stoeber, in beredten Worten seine Ansicht über das elsässische Sprachen- und Kulturproblem.

„Wenn wir", so heißt es hier, „diese beiden Werke in einer Besprechung vereinigen, so geschieht das nicht ohne Absicht, obwohl das eine in einem dünnen Bändchen nur elsässische Sagen und Überlieferungen in Balladenform enthält, während das andere eine langatmige epische Dichtung bietet. Diese fast gleichzeitige Veröffentlichung von deutschen Versen scheint uns ein Zeichen der recht merkwürdigen Tatsache, daß es trotz der sich langsam, aber unaufhaltsam vollziehenden, immer enger werdenden geistigen Verbindung zwischen Frankreich und dem Elsaß immer noch vereinzelte Geister gibt, deren dichterische und

philoſophiſche Entwicklung ſich in der deutſchen Gußform voll-zieht. Unſere Bemerkung wäre von geringerer Bedeutung, wenn ſie ſich nur auf den Verfaſſer des „Rappoltſtein" beziehen ſollte, einen Mann in reiferem Alter, deſſen geiſtige Entwicklung unter ganz andern Umſtänden erfolgt iſt, als diejenigen ſind, die auf das heutige Geſchlecht wirken; aber die beiden Brüder, die die Ergebniſſe ihrer gleichgerichteten Geiſtesthätigkeit unter gemeinſamer Hülle vereinigt haben, ſind, wie wir hören, noch jung; jedenfalls gehören ſie zu der Schicht unſerer Landsleute, die die franzöſiſche Sprache in den Liedern von Béranger, den halbdeutſchen Elegien von Lamartine und den Meſſéniennes von Caſimir Delavigne lieben gelernt haben.

„Iſt dieſe Beharrlichkeit, unſere Gedanken in deutſche Form zu gießen, etwas Gutes oder etwas Übles? Soll man deutſche Dichter auf franzöſiſchem Boden ermutigen oder mit allen Mitteln junge, von Idealen geſchwellte Herzen zurück-halten, die an der ſprachlichen Vergangenheit unſeres Landes hängen, ſich an ſeine poetiſchen Erinnerungen klammern und die Töne ihrer Leier über den Rhein hinüberklingen laſſen, da die Zuhörerſchaft auf dem heimiſchen Boden zu wenig zahlreich iſt? Ich erinnere mich ſehr gut, daß vor etwa 16 Jahren mir eine hochgeſtellte, ſehr urteilsfähige Perſönlichkeit in dieſer Angelegen-heit folgendes ſagte: „„Mein lieber Herr, Sie machen deutſche Verſe; das iſt gut und ſchön und eine Verſtandesübung wie manche andere; übrigens ſind ihre Gedichte gar nicht ſchlecht"" ... Bei dieſen Worten rieb er ſich die Hände, fuhr dann mit einer unnachahmlichen ſpöttiſchen Bewegung ſeiner linken Hand unter ſeinem Kinn durch und rieb ſich ſeinen Bart, um die ironiſchen Zuckungen ſeiner Lippen zu verdecken. „„Ihre Gedichte ſind tat-ſächlich nicht ſchlecht"", fuhr er fort; „„wenn ſie in Berlin, München oder Stuttgart geboren wären, hätten Sie Ausſichten für die Zukunft, aber hier in Straßburg, wozu ſoll Sie das führen? Hier verdirbt man ſich den Magen an Gänſeleber-paſtete, aber man kauft doch keine deutſchen Verſe! Man lacht im ſtillen über die, die ſolche machen, und hat eine geringe Meinung von ihrem Verſtand. Sie beabſichtigen bald nach Paris zu gehen; wenn Sie dort als deutſcher Dichter auftreten, ohne eine große Berühmtheit mitzubringen, ſo dreht man

Ihnen den Rücken, und zwar mit Recht; wenn Sie aber als ein bescheidener junger Mensch dort ankommen, der sich durch seine Arbeit eine Laufbahn eröffnen will, so werden Sie bitter bereuen, daß Sie Ihre besten Jahre damit zugebracht haben, Längen und Kürzen in einer fremden Sprache abzumessen. Glauben Sie mir und ziehen Sie Vorteil aus meiner alten Erfahrung: ich habe dieselbe Torheit begangen wie Sie, ich habe deutsche Verse gebaut, aber

ich hütete mich wohl, den Menschen sie zu zeigen.""

„Mein würdiger Freund sagte allerdings nicht ganz die Wahrheit, er hat nämlich ein dichterisches Werk veröffentlicht, das vom Straßburger Publikum sehr freundlich aufgenommen worden ist; allerdings war es in Elsässer Mundart und wurde zum Besten der von den Verbündeten verbrannten elsässischen Dörfer verkauft, so daß Lokalpatriotismus, Mitleid und Nächstenliebe als Geleit und als Schild für die Dichtung diente, um die man sich nicht gekümmert hätte, wenn sie ohne jenes Geleit aufgetreten wäre. Wie dem auch sei, ich versprach meinem verehrten Gönner, seinen Rat zu befolgen, und hielt mein Wort in dem Sinne, daß jener Ausspruch des Alceste mir unerschütterliches Gesetz blieb; was aber die grausame Entsagung anging, die er von mir gefordert hatte, so konnte ich mich nicht dazu entschließen. Ich fuhr fort für mich in der Sprache zu dichten, die der liebe Gott mich durch Schillers Vermittlung früher als die des Racine gelehrt hatte, ich fuhr fort, meine Freuden und meine Schmerzen — letztere etwas häufiger als jene — zu singen, wie der Vogel in der Tiefe der Wälder singt, gleichgültig, ob man ihn hört oder nicht..... Ich bitte meine Leser um Entschuldigung, wenn ich mir die große Freiheit nehme, von mir selbst zu sprechen; mögen sie mir dieses wortreiche Selbstbekenntnis gestatten dem lehrreichen Schluß zuliebe, der sich aus ihm ergibt.

„So lange ich in Straßburg unter den weichen väterlichen Flügeln lebte und die Luft deutschen Wohlwollens einatmete, machten sich die üblen Folgen meiner einsamen Dichtereien nicht bemerkbar; die Literatur von jenseits des Rheins führte meinem Geiste die nötige Nahrung zu, und so war es mir leicht, mich in meinen Gedanken vor ein deutsches Publikum zu stellen,

in Gedanken meinen jugendlichen Weltſchmerz vor deutſchen Ohren zu ſingen, in Gedanken den Weihrauch einzuatmen, den deutſche Kritiker vor meiner elſäſſiſchen Naſe aufſteigen laſſen würden. Aber als dann die Vogeſen, die lothringiſche Hochebene und das Tal der Marne mich erſt von den Getreidefeldern und den Nußbäumen meiner lieben Heimat trennten, als die feine Sprache der Pariſer Salons die heimiſche Mundart und das literariſche Deutſch vollſtändig verdrängte, kurz, als das Franzöſiſche mein ganzes Sein durch die Bücher, in der Unterhaltung, bei den Pflichten des Tages und den Erholungen des Abends in Beſitz nahm, ſtellte ſich in meinem verwirrten Kopf der eigenartigſte Zwieſpalt ein, ein Zwieſpalt, den ich nur dem Zuſammenfluß zweier Waſſerläufe von derſelben Kraft vergleichen kann, die ſich lange ſträuben, ihre Waſſer zu vermiſchen und ihre Strömungen zu vereinigen. Die Gewohnheit, meine geheimſten Gedanken in eine Deutſchland entlehnte dichteriſche Form zu gießen, dieſe Gewohnheit oder, um mich richtiger, wenn auch anſpruchsvoller auszudrücken, dieſe gebieteriſche Notwendigkeit war da, war in der Tiefe meines Herzens eingewurzelt, unzerſtörbar wie eine Schmarotzerpflanze, wenn man will, aber eben unzerſtörbar; andererſeits fiel der befruchtende Tau des Himmels nicht mehr auf die Blätter dieſer zähen Pflanze, die verwelkte, ohne abſterben zu können. Die urſprüngliche Eingebung, die deutſch war, nahm mit der fremden Sprache, die wie eine feindliche Eroberin eindrang und ſie zu erſticken drohte, den Kampf auf; ſie rief ihr mit aller Kraft der Kindheits- und Jugenderinnerungen zu: Du wirſt mich nicht töten! Und die Herrin des Ortes, die franzöſiſche Tyrannin, ging darüber hinweg, ohne dieſen Verzweiflungsſchrei zu hören; langſam, unwiderſtehlich zwang ſie ſich durch die Macht der Verhältniſſe auf und verlachte die arme, ſchüchterne, ſchlecht genährte, erbärmlich gepflegte Fremde. Und trotzdem kämpfte die deutſche Gedanken- und Gefühlswelt mit dem Mute der Verzweiflung; endlich des Kampfes müde, wurde ſie ſtill und verſteckte ſich in den hinterſten Schlupfwinkeln der Seele, zu denen auch die gewalttätigſten Unterdrücker niemals gelangen. Aber das Feld, auf dem dieſer innere Kampf ausgefochten worden

war, blieb unfruchtbar; die beiden feindlichen Sprachen hatten ſich gegenſeitig neutraliſiert.

„Wie oft auf meinen einſamen Gängen in den endloſen Straßen der Hauptſtadt, wie oft auf den Teppichen ihrer Salons, wo meine Gedanken ſchmählich verpufften, weil ſie nicht imſtande waren, ſich ſchnell die paſſende Form zu ſchaffen, wie oft in der nagenden Stille langer, grauſamer ſchlafloſer Nächte habe ich mich der prophetiſchen Worte meines wohlwollenden Gönners erinnert, der mich nicht mehr die Wahrheit ſeiner Mahnungen verkündigen hört. O, wenn ich zu rechter Zeit das deutſche Joch hätte abſchütteln können, hätte ich mir zweifellos viel Mißgeſchick erſparen können, das ich niemals jemandem anvertraut habe und anvertrauen werde; meine Laufbahn hätte eine andere Richtung genommen ....

„Ich möchte, daß dieſe Erfahrung aus meinem Leben denjenigen unter meinen jungen Landsleuten als Lehre diente, die verſucht ſein könnten, einen dem meinen ähnlichen Weg zu verfolgen, auf die Gefahr hin, an denſelben Klippen zu ſcheitern; allerdings glaube ich von vornherein, daß ich niemanden zu meiner Meinung bekehren werde, die für mich ein Glaubensartikel geworden iſt. Gott verhüte, daß ich ihnen raten wollte, die Begeiſterung, den ſchönen Wahn, der der Jugend ſo gut ſteht, zu erſticken; fern ſei mir der Gedanke, unſer altes Erbe von deutſchen Gefühlen, die Wahrhaftigkeit, die Liebe zum Ideal, die Religioſität, die trotz allem, was man ſagt, noch in den Herzen vieler leben, zu verachten; Unglück komme über mich, wenn ich das Studium der großen deutſchen Dichter verbieten wollte, die die wohltönendſten Saiten der Äolsharfe, die man Seele nennt, zum Klingen bringen; aber ich werde nicht aufhören von den Dächern unſerer Häuſer, am Eingang unſerer Hochſchulſäle und vor den beſcheidenen Zimmern, in denen der einſame Student wohnt, zu predigen, daß der einzige Rettungsanker für unſere literariſche Jugend in der franzöſiſchen Form, in der Pflege und im Gebrauch der franzöſiſchen Sprache ruht."

Dieſes mit dem Herzblut geſchriebene Glaubensbekenntnis rief eine heftige Gegenbewegung hervor. Man überſah die ſchmerzliche Entſagung, die aus jeder Zeile ſpricht, man ſpürte

nichts von der tiefen Tragik, die in dem Leben desjenigen waltet, der sich durch die politischen Geschicke seiner Heimat im innersten Kern seines Wesens getroffen fühlt und zur Unfruchtbarkeit verurteilt sieht, man ging auf die Gedankengänge Spach's, die nicht so leicht zu widerlegen waren, nicht ein, man sah und erfaßte nur die Tatsache, daß ein Elsässer, wie es schien, um äußerer Vorteile willen, vor dem regierenden Franzosentum die Flagge strich und sein Deutschtum preisgab. Denn gerade in dem Augenblick, wo die Spach'sche Palinodie erschien, bereitete ein kleiner Kreis ausgezeichneter junger Leute, in deren Mittelpunkt die beiden Söhne Ehrenfried Stöbers, August und Adolf, standen, das Erscheinen einer neuen deutschen Zeitschrift „Erwinia" vor, deren erste Nummer am 5. Mai 1838, genau vier Wochen nach dem Spach'schen Herzenserguß, erschienen ist. Auf sie, die sich bei ihrem Unternehmen von einer ganzen Reihe literarisch tätiger Elsässer, z. B. auch von Lamey und Hartmann, unterstützt wußten, mußte dieser wie ein Schlag ins Gesicht wirken. Am 8. Mai schrieb August Stöber einem Karlsruher Freunde: „Das Elsaß muß deutsch fortgebildet werden, wenn ihm irgend noch ein Heil blühen soll.... Wir wollen als Elsässer unsern deutschen Charakter behalten, und sollten die Wälschen darüber des Teufels werden." Die ganze Haltung und der Inhalt der „Erwinia", die trotz ihrer inneren Tüchtigkeit leider auch nur kaum zwei Jahre gelebt hat, sind ein Protest gegen Spach. Adolf Stoebers Gedicht „Heiliger Zorn" in der Nummer vom 1. September 1838 ist gegen ihn gerichtet, und man wird nicht fehlgehen, wenn man einige sehr scharfe Spott- und Streitgedichte August Stöbers als auf Spach, den Verfasser der französischen Romane „Henri Farel" und „Le Nouveau Candide", gemünzt ansieht. In der fünften Nummer der Erwinia vom 2. Juni 1838 erschien sodann eine Absage an Spach und das elsässische Franzosentum, die nicht nur scharf — sie war es im ersten Entwurf noch mehr —, sondern auch scharfsinnig, nicht nur scharfsinnig, sondern auch warmherzig, aus heiligster Überzeugung heraus geschrieben ist. Man erkennt an der Klaue den Löwen, an der Feder den Adler: wir wissen jetzt, daß sie von dem berühmtesten Theologen des Elsasses, von Eduard Reuß, herrührt. Sie lautet:

„Wir reden deutsch.

Das Wort sie sollen lassen stahn!
Luther.

„Es geht eine Fabel im Lande, und viele Leute glauben daran, daß die Zeit nahe, wo der alte deutsche Geist unseres Elsasses und mit ihm seine Sprache weichen werde vor der siegenden Gewalt der fränkischen Bildung, die seit fünfzig Jahren langsam, aber unwiderstehlich über den Wasgau hereindringe. Schon habe sich der trotzige Sinn der Städtler in die herrschaftlichen Formen der feinern Welt gefügt; schon sei durch die politische Gestaltung der Dinge das Interesse der deutschen Provinz in dem des französischen Staates aufgegangen; gleiche Kämpfe, gleiche Siege, gleicher Ruhm haben, wie die Namen beider Stämme in der Geschichte, so ihre Herzen im Leben verbunden; Pariser Mode in Rede, Kleid und Geschmack sei der einzige Laufpaß für jeden, der etwas werden wolle; die französische Sprache schreite unaufhaltsam von Eroberung zu Eroberung in unsrer Mitte; die Bauernkinder lernen sie in den Dorfschulen und ihre Brüder und Väter in den Kasernen und vor dem Assisengericht; die deutsche Literatur schwinde aus unsern Leihbibliotheken; unsre Klassiker holen wir uns in der Hauptstadt; George Sand und Paul de Kock haben Schiller und Goethe vom Throne gestoßen; unser ganzes geistiges Dichten und Trachten modle sich mehr und mehr nach dem gallischen; ja auch die ernste Wissenschaft (Gott besser's!) vertausche die altertümliche deutsche Gravität mit der modernen, gefälligen Leichtigkeit der französischen Methode. Die Gebildeten seien vorangegangen; das Volk, das gemeine, müsse und werde nachziehen auf der breiten Heerstraße, und nur einzelne Geister, welche ihre Zeit nicht begreifen, von der Geschichte sich nicht belehren lassen und in dünkelhaftem Wesen ihre Kräfte überschätzen, nur solche hegen noch die schwärmerische, kindische Hoffnung auf eine Zukunft deutschen Volkstums, deutscher Bildung, deutscher Sprache im Elsaß.

„Laut genug und höhnend zugleich treten uns diese Worte entgegen überall, wo wir mit der von unsern Vätern ererbten Rede und Meinung herausrücken. Aber nicht genug, daß die

von drinnen, die ſich aus langer böſer Gewohnheit immer noch als unſre Herren geberden, es uns als Staatsverbrechen anrechnen, daß wir noch deutſch können (wir laſſen ſie plaudern!), auch unter uns gibt es Abtrünnige, die, wenn ſie ein paar Jahre Pariſer Luft geatmet und im Salon zur Lehre gegangen, als Meiſter heimkommen und ſich baß wundern, daß — es bei uns noch eine deutſche Literatur gibt. Da rezenſieren ſie denn, nicht etwa unſre deutſchen Dichter, ſondern unſre Sprache; fragen ſich mit komiſchem Ernſte, ob ſie jene Dichter ermutigen oder zurückhalten ſollen, als wenn dieſe ſie um Rat gefragt hätten; ſeufzen, daß das jüngere Geſchlecht ſich an die „linguiſtiſche Vergangenheit" (!) unſrer Provinz hänge und an deren poetiſche Vorzeit anklammre, als wenn unſre deutſche Sprache eine tote wäre, deren gelehrtes Studium allenfalls einem roſtigen Philologen anſtünde, deren Gebrauch aber nicht dem heitern Freunde der Muſe geziemte! Für den alſatiſchen Dichter ſei kein Heil, als daß er franzöſiſch ſchreibe; Pariſer Modedichter ſollen ihm Vorbilder ſein, an ihnen ſoll er ſich erheben und begeiſtern. Gerechter Himmel! Reiner Vaterlandſinn ſoll ſich erholen an ſolch hohlem, götzendieneriſchem Afterliberalismus! Fromme Gemütlichkeit, die ſchönſte Krone des Sängers, an ſolch unheiliger Leichtfertigkeit ſich begeiſtern! Dieſe ſollen uns beten und lieben lehren! Dieſe uns patriotiſche Lieder einhauchen!

„Und doch ſind wir Toren, daß wir deutſch ſingen wollen! In Straßburg, predigen unſre Rezenſenten, kaufe man keine deutſchen Verſe: in Straßburg eſſe man lieber Gänſeleberpaſteten und lache die deutſchen Poeten aus! Ja wohl, das tut man! Aber wem die Paſtete lieber iſt als das Gedicht, der lebe wohl daran und eſſe ſich ſatt, er darf den Dichter ungeleſen laſſen! Er ſoll ihn ungeleſen laſſen! Franzöſiſche Romane gehen vielleicht beſſer zur Paſtetenliteratur; wir wollen's nicht neiden!

„Doch laſſen wir dies! Daß die Lebenden hart aneinander geraten, iſt tägliche Erfahrung, iſt der Fluch des Lebens. Jeder kämpft für ſeine Sache, für ſeine Meinung und braucht ſcharfe Waffen, die er mit Eifer und edlem Zorne führt, aber ehrliche! Was ſollen wir aber ſagen, wenn auch Streiche gegen unſere Toten geführt werden? Luftſtreiche freilich, aber unziemliche!

Zürne nicht, Arnold, wenn ich deinen Namen herabbeschwöre, daß du mir helfest, unser gutes Recht wahren. Genannt haben sie dich zwar nicht, sie wagten's nicht; aber lächerlich haben sie dich machen wollen (und sich zugleich) und geschrieben: deinem Gedichte, dem deutschen, volkstümlichen, hätte das Elsaß auch die Türe gewiesen, wenn es nicht unter der Firma eines christlich-milden Zweckes für sich und andre Erbarmen erregt hätte! Pfui, Landsmann! Erbarmen erregt nur so schiefes, unwitziges Urteil; die Not der Zeit, welche Arnolds Gedicht ans Licht rief, nicht aber nötig war, um demselben Eingang zu verschaffen, ist längst vorbei, und noch wird es gekauft, gelesen, genossen, und so wird es sein über unsre Tage hinaus!

„Nun aber ist es an der Zeit, zu fragen, was denn Wahres sei an jener Prophezeiung vom Untergang unsrer deutschen Bildung, an jener Warnung für die, welche sie nicht glauben? Eine Zeitschrift, welche gerade jenen deutschen Sinn wecken, erhalten, beleben will, welche in allem, was Geist und Gemüt in Anspruch nimmt, deutsche Weise mit deutscher Zunge aussprechen will, eine solche Zeitschrift muß vor allen Dingen sagen, wie sie's meine, und was sie hoffe.

„Wahr ist's, einmal, wir sind Franzosen, eng verbunden mit dem Staatsleben einer Nation, welche seit bald zwei Jahrhunderten, zuerst teils verbündet, teils regierend mit uns in Berührung kam, nun aber mit uns in eine politische Masse verschmolzen ist, also daß der deutsche Zweig, auf den französischen Stamm gepropft, durch dieselbe Wurzel seine Nahrung zieht. Vieles, was unsre Väter hochhielten, ist nicht mehr; Vieles, was sie nicht kannten, Gutes auch, Besseres vielleicht, ist aufgekommen. Alte Formen sind nicht immer eine Bürgschaft für dauerndes Glück, und die neuen, freilich unter wilden Stürmen erbauten, mit teuerm Preise erkauften, sind uns bereits wert und vertraut geworden. Politisch gesprochen sind wir Franzosen und wollen es bleiben. Wir wissen nirgends Formen außerhalb, die uns mehr anstehn könnten, im ganzen, als die wir zu Hause haben; was die unsrigen noch Mangelhaftes haben, kann sich von innen heraus organisch und gesetzlich ausbilden, es ist der Geist, der sich den Körper baut. Das deutsche Staatsleben würde uns jetzt nicht mehr zusagen: dahin können also unsre Wünsche,

unſre Rückblicke nicht gehn, wenn wir dieſe Zeilen ſchreiben, um darzutun, daß man im Elſaſſe noch deutſche Lieder dichten dürfe.

„Wahr iſt's, ferner, daß eine ſolche politiſche Verſchmelzung, wenn ſie für das Ganze erſprießlich ſein ſoll, auch in der Geſinnung des Volkes wurzeln müſſe, und daß dies bei uns auch wirklich der Fall iſt. Unſre kriegeriſchen Erinnerungen wie die Rechte, welche unſre bürgerlichen Verhältniſſe ordnen, ſind uns lieb geworden; beides aber knüpft das Elſaß unzertrennlich an Frankreich, beides macht die Elſäſſer mit der Sprache Frankreichs vertraut und gewöhnt ſie an die einſt fremden Klänge. Eine Antipathie gegen Frankreich exiſtiert nicht in unſerm Lande; ſie hervorzurufen wäre entweder töricht und vergeblich oder gefährlich und frevelhaft. Auch dies kann alſo unſere Meinung nicht ſein, wenn wir unſern Elſäſſer Dichtern ihre deutſche Redeweiſe erhalten wollen.

„Wahr iſt's, endlich, daß in den jetzigen Verhältniſſen ein Anſtrich von franzöſiſcher Bildung, eine Fertigkeit in franzöſiſcher Rede, überhaupt eine Anbequemung an franzöſiſche Form im öffentlichen Leben, nicht nur wünſchenswert, ſondern unentbehrlich iſt. Und nicht nur wer eine „carrière" machen und ſich zu Staatsämtern erheben will, braucht dies; man verlangt es mit Recht von jedem Gebildeten, und dem geringſten Bürger mag es nicht ſchaden. So nähern ſich die Elemente der Bevölkerung und leben in friedlicher Eintracht nebeneinander, jedes ſeine Ecken abrundend, jedes ſeine Farbe mildernd, jenes nicht bis zur Stumpfheit, dieſes nicht bis zum Verwiſchen.

„Denn in den eben genannten Verhältniſſen erſchöpft ſich das geiſtige Leben eines Volkes nicht; ja, nur für ſehr wenige iſt darin ein wirkliches Leben gegeben; nur ſehr wenige leben in der Politik und im öffentlichen Amte. Für die meiſten bleibt das Staatsgeſetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße tote Form, gegen welche ſie ſich paſſiv verhalten, und mit welcher ſie nur bei beſtimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tauſende exiſtiert der Staat nur, wenn ſie bezahlen, das Geſetz nur, wenn ſie heiraten, das Recht nur, wenn ſie verkaufen, erben, prozeſſieren. Dies alles iſt nicht das Leben des Volkes: Das geiſtige Leben des Volkes iſt ſein Glaube, ſeine Religion, ſeine Gewohnheit, ſeine Sitte, ſein Vergnügen, ſein

Feſt, ſein Lied, ſeine Wiſſenſchaft, ſeine Geſchichte. Wo das alles fehlt, habt ihr keinen lebenskräftigen, organiſch ſich entwickelnden Körper, nur einen Leichnam; ihr möget wohl noch Soldaten draus machen und Abgaben erheben, aber ihr dürft auch gleich Gendarmen, Polizeidiener und Geſchworenengerichte verzehnfachen, wenn die Verweſung nicht euch ſelbſt anſtecken ſoll. Jene Lebensſäfte vertrocknen unausbleiblich, und mit ihnen alles Beſſere, Edlere, wo ihr den Zuſammenhang mit der Vergangenheit unterbrecht, wo ihr dem Volke ſeine Sprache und Bildung ſtehlen wollt.

„Zwar ein junges, ungebildetes Volk mag zu ſeinem Frommen eine fremde, vorangeſchrittene Ziviliſation aufnehmen; es muß ſich derſelben unterwerfen, denn ihre Gewalt iſt größer, als daß natürliche Roheit ihr widerſtünde. Darum ſiegte die griechiſche Ziviliſation über die orientaliſche, die römiſche über die galliſche. Aber wo zwei Völker auf gleicher Stufe der Bildung ſich treffen, gleich vorgeſchritten in ihrer eigentümlichen Entwicklung, da können ſie nur voneinander entlehnen, was ſie mögen, ohne ſich aufzugeben; keines darf im andern zerfließen, untergehn. Keines wird es, es ginge denn auch geiſtig und moraliſch unter. Und, bei Gott, die deutſche Bildung iſt der franzöſiſchen noch ebenbürtig. Wir ſind nicht ſo witzig, wir reden nicht ſo ſchön, wir ſind aus gröberer Wolle geſponnen, wir fabrizieren weniger feine Sachen, wir drucken auf ſchlechter Papier, wir rechnen nicht ſo fix, wir machen weniger ſtatiſtiſche Tabellen — ja, ja, ja, aber dafür ſind uns die Menſchen auch keine Zahlen geworden; wir ſind treuherzig, und jeder weiß gleich, wie er mit uns dran iſt; wir ſind noch einer Begeiſterung für das Heilige fähig; wir meinen nicht, daß die Religion für die Pfaffen gut ſei, wir haben die Liebe nicht zur Galanterie entwürdigt; wir haben unſre Ideale noch nicht weggewitzelt; wir opfern nicht unſer Schoßkind, die Wiſſenſchaft, dem Moloch der Induſtrie; wir lächeln nicht mitleidig, wenn ein Jüngling an die Menſchheit glaubt, oder wenn ein Mann ſich in ihrem Dienſte verzehrt; wir wollen nicht bloß ſcheinen, ſondern ſein; unſre Seele iſt — ich borge den Ausdruck aus der neueſten franzöſiſchen Literatur — noch nicht eine verſtimmte Windharfe geworden! Wir tauſchen nicht, wir dürfen nicht tauſchen!!!

„Fern ſei es von mir, was ich hier geſchrieben, jedem einzelnen Franzoſen zur Laſt, jedem einzelnen Deutſchen zum Lobe ſagen zu wollen. Der Einzelne ſteht nie für das Ganze ein, das Ganze nie für den Einzelnen; ich ſah, ich hörte die Maſſen, ich zeichnete ſie! Haben ſie ſich doch ſelbſt alſo gezeichnet!

„Und das iſt's, was wir wollen! Das iſt das Deutſchtum, welchem wir huldigen, welches wir heilig halten. Nicht die preußiſchen Schlagbäume, nicht die hannöverſche Konſtitution reizen uns; zum Oktoberfeſt ſingen wir nicht, und am Zollverein haben wir kein Teil; wir haben einſt unſre Privilegien auf dem Altar des Vaterlandes hingegeben; wir haben die junge Freiheit mit Leib und Gut verteidigt, ja auch dann noch, als ſie nicht mehr war, in Reih' und Glied mit den Helden des alten Frankreichs unſer Blut auf allen Schlachtfeldern Europas verſpritzt; wir haben dann fünfzehn Jahre in den Reihen der Freunde des Geſetzes und der Freiheit geſtanden; wir haben die Morgenröte des neuen Tages mitbegrüßt, welcher der Sache des Volks den Sieg zuſicherte; alles haben wir mitgefühlt, alles mit durchgefochten; — es bleibt dabei! Wir trennen uns nicht. Aber von deutſchem Sinn und deutſcher Art laſſen wir nicht. Deutſch müſſen wir predigen und ſingen, ſchreiben und reden, beten und dichten. Nur unter dieſer Bedingung ſind wir treu und fromm, tapfer und freiheitliebend. Nehmt uns unſre Sprache — ihr erzieht euch ein Volk von Sklaven, denen ihr ſelbſt nicht mehr trauen möget.

„Wir haben viel gegeben, viel geopfert; wir fordern nichts zurück, wir wollen nicht einmal Abrechnung halten mit dem, was wir dafür erhalten haben. Aber das Übrige ſollen ſie uns laſſen. Unſer deutſches Chriſtentum ſollen ſie uns laſſen und unſre Prediger nicht in Paris dreſſieren wollen; unſern Kindern ſollen ſie's nicht wehren, in derſelben Sprache zu uns zu reden, in welcher wir zu unſern Vätern und Müttern geredet haben; unſre Liederluſt ſollen ſie uns nicht verkümmern, unſre Vergangenheit uns nicht aus der Seele reißen! O, es ſind viele, nicht die Häupter der Nation, nicht die, welche mit echt-politiſchem Blicke unter den Formen auch das Weſen zu entdecken und zu beurteilen wiſſen, ſondern ſolche, denen die Formen alles ſind, und die in ihrer Beſchränktheit den Patriotismus und die Bürgertugend nur an Grammatik und Stil erkennen, — die möchten wohl unſer

ganzes Sein und Weſen umkehren, unſers Namens uns vergeſſen machen, einen Sanitätscordon von Bretagnern und Auvergnaten an den Rhein ſtellen, daß kein deutſches Lüftchen mehr herüberwehte, die gemalten Fenſter unſrer alten Kirchen zentraliſieren und unſer Münſter ſelbſt, daß wir ihm alle nachzögen, mit ſich fortführen und es zu einem Antikenkabinett für ihre großen Männer, zu einem Pantheon für ihre Tagesgötzen weihen oder wieder, wie voreinſt, zu einem Tempel der Vernunft machen!

„Doch wir laſſen dieſen Gegenſtand, den wir nur deswegen berührt haben, weil ein Angriff auf den Gebrauch der deutſchen Sprache im Elſaß uns dazu genötigt hat. Wir wollten keine politiſche Frage verhandeln, und haben es auch nicht getan; der Streit iſt rein literäriſch und ſoll es bleiben; ja wir haben zeigen wollen, daß er es bleiben könne, daß die Meinungen darüber ganz frei ſein können, ohne daß die politiſchen Verhältniſſe (welche wir, ſo gut wie unſre Gegner, als beſtehend anerkennen und feſthalten) im geringſten dabei in Frage geſtellt werden. Es handelt ſich nicht um eine Staatsſache, ſondern um Reden und Gedichte; nicht um die politiſche Zukunft des Elſaſſes, ſondern um die literariſche Zukunft einzelner Söhne desſelben. Und ſo ſchließen wir:

„Mag es wahr ſein, daß wer von uns etwas werden will, vor allem ein Franzoſe werden müſſe, ein Franzoſe mit Mund und Seele: wir wollen ja nichts werden, wir wollen ſein und bleiben, was wir ſind.

„Und ſo laſſen wir jeden, dem's drum iſt, nach der Hauptſtadt ziehn und im Salon ſein Glück verſuchen; wir bleiben auf unſerm Grund und Boden, Nahrung ſaugend an den unverſiegbaren Brüſten der vaterländiſchen Natur; wir laſſen's die andern auf den Dächern und in den Hörſälen predigen, daß der elſäſſiſche Jüngling, wenn er das ſtürmiſche Meer der Literatur befahren will, die franzöſiſche Sprache als Notanker mitführen muß; wir beklagen die verbitterten Herzen, welche die ſchönern Stunden ihres Frühlings, die ſie der deutſchen Muſe geweiht, nun als Jugendſünden beſeufzen. Wir wünſchen aber unſerm Elſaſſe Glück, daß es viele Söhne hat, die an ſeine Zukunft glauben, und die den glänzenden Lohn, der in den Zeitungen dem Modedichter gezollt wird, willig hingeben für den beſcheidnern,

reichern, dauerhaftern, für das Bewußtſein, das Schöne gepflegt, das Gute gefördert und ſich ſelbſt eine Quelle von Seligkeit in dem Wirken für's Vaterland eröffnet zu haben."

Und damit nicht genug: am 29. Auguſt, alſo wenige Monate darauf, ſchrieb Reuß die entzückende Vorrede zu den Gedichten ſeines Landsmanns, Stadt-, Alters- und Schulgenoſſen Daniel Hirtz, durch die er den anſpruchsloſen Verſen des beſcheidenen Drechslers eine unverdiente Berühmtheit verſchafft hat. Nach einer kurzen Schilderung des Meiſterſängertums fährt er fort:

„Die alten Zeiten ſind nicht mehr, die Zunftſtuben ſind zu gemeinen Kneipen und Garküchen geworden, die Herren Räth und Einundzwanzig ſind verſtummt, die Ammeiſter halten keine Umfahrt mehr, die gute alte freie Reichsſtadt iſt nicht mehr da. Zweierlei Volk lebt nun in ihren Mauern, die alte Sprache zu reden iſt faſt eine Sünde geworden, etliche machen ſchon wälſche Verſe. Aber lange zuvor waren ſchon die Meiſterſänger heimgegangen und ihre Lieder verklungen. Sie hatten die ſchöne Kunſt treulich gepflegt, aber ſie hatten ihr auch beſchwerliche Feſſeln angelegt; der deutſche Geiſt hat ſich ſtark genug gefühlt, dieſe Feſſeln zu ſprengen, und die Poeſie iſt wieder aus einem zunftmäßigen Handwerk eine echte, freie Kunſt geworden. Die Meiſter blieben von da an in der Werkſtatt als fleißige Bürger, und ihre Hand, an Hobel und Hammer gewöhnt, begehrte nicht mehr die leichte Feder zu führen. Eine andere Freiheit iſt für ſie gekommen: Jeder, der arbeiten will, iſt ſein eigener Herr, und die Meiſterſchaft erlangt ſich jetzt durch die Geſchicklichkeit allein, nicht mehr nach Innungsrecht und nach den Geſetzen eiferſüchtiger Zunftgenoſſen. Da tut ſtrenge Arbeit not und Eifer in der Kunſt, die für Leben und Unterhalt ſorgt: zu Reimerei und ſingendem Zeitvertreib iſt wenig Mut und Muße übrig. Auch ſind die alten Minneſinger wieder gekommen, die aus dem Singen und Dichten die große Kunſt ihres Lebens gemacht haben, ſie nicht vermählend mit beſcheidner Handarbeit; die ſingen uns herrliche Lieder vor, von Natur und Liebe, von Ruhm und Freiheit, und unſer Ohr iſt verwöhnt und begehrt

nicht mehr der ſchwächeren Klänge, die nicht in gleich hohem Fluge ſich erheben und einem minder glänzenden Nachruhm entgegen gehn.

„Es iſt daher etwas Neues, vielen Fremdes, manchen gewiß Willkommenes und der Teilnahme aller Würdiges, wenn einmal wieder ein Meiſterſänger auftritt von altem Schrot und Korn, dem der vor fünfhundert Jahren erſungne Ruhm der Straßburger Gilde zu Herzen gegangen iſt, und dem der heilige Geiſt der Dichtkunſt Zeugnis gibt, daß er getroſt vor dem Gemerke oder Meiſterſtuhl ſeiner zünftigen Mitbürger um den herkömmlichen Sängerdank der König-David-Münze werben darf. Manchen luſtigen Reim hat er ſchon gedrechſelt nach der Schrotweis und andern guten Weiſen, manches wohl abgemeſſne Geſätz glatt abgeſungen, wie die Alten ſagten, manchen regelrecht geformten Stollen oder Liedervers zum minniglichen Gedichte zuſammengefügt, und in kunſtloſer Munterkeit fielen ihm allwöchentlich über der Arbeit Reime und Strophen mancherlei von Meißel und Röhr in die Späne, die er dann am Feierabend fein ſäuberlich auflas und feilte und glättete und auch wohl Freunden und Gönnern auf der Herberge vorwies. Schon als zwölfjähriger Junge der Schule entnommen und zum Handwerk getan, ſind ſeine Lehr- und Wanderjahre auch in der edeln Reimkunſt längſt vorbei. In die Vaterſtadt zurückgekehrt, hat er viele Jahre als Geſelle gearbeitet auf der liederreichen Zunftſtube in der Helenengaſſe, wo jeden Mittwoch und Samstag uns ein luſtiges Gericht von Reimen und Rätſeln geboten wird. Jetzt ſagten ihm die Freunde, es wäre Zeit, daß er ſich zur Meiſterſchaft meldete, und ſo kommt er heute, von einem Jugendfreunde eingeführt, der vor fünfundzwanzig Jahren neben ihm auf der Schulbank ſaß vor dem ſeligen Magiſter Lichtenberger (ſein Andenken im Segen!), vor den geneigten Leſer und bringt das ſchuldige Meiſterſtück mit, aus allerlei Stoff und Form gebildet, eine Zierde des Hauſes, eine Luſt der Augen und Herzen. Alles, was ſeinem beſcheidnen, ſtillzufriednen Leben Ton und Farbe gab, iſt in der vieljährigen Arbeit abgebildet: die Kinderſpiele, die treue Liebe des Jünglings, die Wanderſchaft, die Sehnſucht nach der Heimat, die Rückkehr, das Handwerk, dem er ſo ſinnig die poetiſche Seite abzugewinnen wußte, und alle die kleinen

häuslichen Begebenheiten, welche Abwechslung ins Leben bringen, das Glück mehren und die kurzen Tränen durch treuen Erinnerungstrost abtrocknen. Auch wie der Frühling sein Gemüt aufschloß und der Sonntag ihn feierlich stimmte, und wie die Mären aus Krieg und Vorzeit und die Sagen von unsern alten Burgen ihn bewegten, und wie er des Freundes Hochzeitsfest durch einen guten Spruch erheiterte oder sein frühes Grab mit Blumen bestreute, und wie sein Busen klopfte, wann ihm die treue Hausfrau ein Knäblein oder ein Mägdlein in den Arm legte — das alles hat er gesungen, das alles ist hier zu sehn und zu genießen, wer ein Herz hat, für solchen Genuß empfänglich und offen, und nicht nach der Tabulatur oder Zunftregel einer fremden Sippschaft richten will.

„Auch nicht bloß in der Sprache der jetzigen großen Minnesinger hat er sich versucht, welche gar fein klingt, aber auf der Herberge nicht viel gebräuchlich ist; auch die alte, treuherzige Rede der früheſten oberrheinischen Meistersänger ist ihm mundrecht und gefügig gewesen, die Sprache, in der der Stättmeister Jakob Sturm von Sturmeck mit Kaiser Karl dem Fünften unterhandelte, und welcher das vielbewunderte Meisterstück unsers Arnold ein unverbrüchliches Bürgerrecht in unsrer Literatur erworben hat. Denn nicht gemein und ungeberdig ist die Sprache des gemeinen Mannes, wenn sie nur edle und zarte Sitte nicht beleidigt, und so ungebildet sie scheint, so wird sie bildsam und wohllautend in dem Munde des tüchtigen Meisters.

„Und so tritt denn unser Sänger bescheiden und zutrauensvoll vor diejenigen seiner Mitbürger, welchen unser altes deutsches Wesen noch wert geblieben ist, und erwartet, daß die Meister der Zunft ein Gericht niedersetzen, zu entscheiden, ob ihm Kranz, Münze und Meisterschaft gebühren, um welche er zu werben kommt. Vier Meister saßen vordem an geweihter Stätte im Gemerke, wie sie's hießen, wann beim Singfest Lob und Dank zuerkannt wurden. Der erste hatte das Bibelbuch vor sich, um zu sehn, ob die gesungene Geschichte nach den Worten der heiligen Schrift erzählt sei; der zweite achtete auf das Versmaß und die richtige Ordnung der Gesätze und Stollen; der dritte horchte, ob der Reim klappte, und ob die stumpfen und klingenden Reime ordentlich abwechselten; der vierte endlich folgte

mit achtſamem Ohre der Melodie und war ein Richter des Geſangs. Und wenn alles gut beſtellt war und die Probe nach allen Satzungen geleiſtet, ſo nahmen ſie den Sänger zum Meiſter auf in der Zunft und gaben ihm das Recht, ſich einen ſolchen zu nennen und Lehrlinge zu bilden. Alſo mögen auch heute vier Merker ſein und die Prüfung abhalten über die Liederkunſt des Drechslermeiſters vom Schiffleutſtaden, und darauf ſollen ſie merken bei der Prüfung:

„Der erſte ſoll merken, ob in den Geſängen chriſtliche Zucht und Sitte gewahrt iſt. Nicht alle Stücke in dieſem Buche ſind geiſtlich, aber wir wiſſen, daß alles, was ein Dichter ſingen mag, mit frommem, züchtigem Sinn geſagt ſein ſoll und dabei Gottes und ſeines Wortes nicht vergeſſen werden darf. Der Meiſterſänger, ein Erbe biedrer Väter, hat darauf vor allem zu achten. Sein Buch iſt für viele, vor allen aber für ſeine Standesgenoſſen geſchrieben; dieſe müſſen es lieben, weil es aus ihrer Mitte hervorgegangen iſt; ſie müſſen es ihren Weibern und Töchtern geben können zur Unterhaltung und Bildung, damit ſie nicht nach der ſchädlichen Frucht verlangen, die von einer ſchlechten Zunft ausgeht. Wenn der deutſche fromme Sinn uns überall erſterben will und von fremder Feinheit und Schlechtigkeit überwunden wird, ſo iſt die Pflicht des Meiſterſängers, ihn anzufachen und zu erhalten.

„Der zweite ſoll merken, ob in den Geſängen Herzlichkeit und Wahrheit iſt. Mancher ſchmiedet Reime, ſo viel er mag, und hat für jede Hochzeit und jeden Todesfall ein paar Dutzende in Bereitſchaft; wähnt auch ein Meiſter zu ſein, weil es Mittel und Wege gibt, alles drucken zu laſſen, was Füße hat, und weil, ſeit die Zünfte geſetzlich aufgehoben ſind, auch die Pfuſcher dieſen Namen tragen dürfen. Darum prüfet, ob's dieſem vom Herzen kam, ob er wußte, was er ſchrieb, ob er nach ſechstägiger ſaurer Arbeit in der Kirche und im großen Tempel Gottes, den wir die Natur nennen, mit ganzer Seele empfand, daß alles heilige Gefühl im Menſchen ein Dichten ſei und darum auch alles wahre Dichten ein heiliges; prüfet, ob er geliebt, geweint, geahnt, genoſſen hat, alſo daß er davon ſingen darf, ohne ſich zu ſchämen, oder ob es nur ſchale Kopie und Zerrbild fremder Gefühle iſt, was er euch zu leſen gibt.

„Der dritte soll merken, ob in den Gesängen nichts gegen Gesetz und Obrigkeit ist. Die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung der Dinge ist eine gemeine Krankheit, eine böse Sucht geworden, und die meisten suchen die Wurzel des Übels am unrechten Orte. Statt zu bedenken, daß, seit Straßburg keine freie Stadt mehr ist mit ihrem eignen Regiment, nie größere Freiheit war als eben zu dieser Frist, lassen viele sich irreführen durch ehrgeizige Schreier, die aus eigennützigen Absichten Unfriede säen. Solche Unart, die bei den einen Handwerk, bei andern unbewußte Gewohnheit ist, ist dem wahren Dichter fremd und dem reichsstädtischen Meistersänger zuwider. Statt sich mit lächerlichen Juliseufzern zu zieren, paart er Freiheitsliebe mit treuer Achtung des Gesetzes, und je mehr er sich als Bürger fühlt, desto besser weiß er, daß noch kein Gesetz aufgekommen ist, daß ihn hinderte, seine Pflicht zu tun.

„Der vierte endlich soll merken, ob in den Gesängen ein deutscher Sinn und Mut wohnt. Wir reden deutsch (das Wort hat Anklang gefunden!) heißt ja nicht bloß, daß wir unsre Muttersprache nicht abschwören wollen, sondern es heißt, daß wir in unsrer ganzen Art und Sitte, in unserm Glauben, Wollen und Tun deutsche Kraft und Treue, deutschen Ernst und Gemeingeist, deutsche Uneigennützigkeit und Gemütlichkeit bewahren und als ein heiliges Gut auf unsre Kinder vererben wollen. Das ist unser Patriotismus! Auf beiden Rheinufern wohnt für uns nur ein Volk; Schlachten und Welthändel können es zersplittern und durch Zollhäuser und Schlagbäume trennen, aber die Herzen scheiden sie nicht. Unser Gegner ist nur, wer unsres Ursprungs vergessend, um des eitlen Flitterstaats napoleonischer Lorbeeren willen, noch jetzt im Liede die eiserne Rute küßt; unser Todfeind ist, wer eine frevelnde Hand an das Heiligtum unserer Nationalität legt. Unsre Meistersänger müssen die Wurzel der wahren Freiheit in unsrer Deutschheit zu finden wissen.

„Das ist's, worauf die Zunftmeister merken sollen. Fragt ihr, wer sie seien, und wie sie heißen? Die Namen tun nichts zur Sache. Ein Vorhang verdeckte vordem den Tisch, woran die vier Merker saßen; aber das Volk horchte auf ihren Spruch und behielt ihn im Herzen, und es war allemal ein Jubel in der Stadt, wann ein Meistersänger gekrönt wurde."

Wir werden uns nicht irren, wenn wir die Vermutung aussprechen, daß Reuß bei den Zunftmeistern an die Herausgeber der „Erwinia" und ihre Freunde gedacht hat.

IV.

Mit größerer Wärme und Gründlichkeit, mit aufrichtigerer Überzeugung, als es hier geschehen ist, konnten die beiden entgegengesetzten Ansichten kaum vertreten werden, und es ist keine leichte Sache, sich zwischen ihnen zu entscheiden. Es geht uns hier wie dem mitfühlenden Zuschauer bei Goethes „Götz von Berlichingen", der sich für Götz begeistert und gegen Weislingen ereifert, der sich aber, wenn er statt seines Herzens seinen Kopf fragt, eingestehen muß, daß Weislingen der Mann der Zukunft, der prächtige, wackere Götz der Vertreter einer zu Grabe gehenden Zeit ist. Man wird den Vergleich zwischen beiden nicht auf die Spitze treiben wollen, aber Spach hat wirklich etwas von dem Weislingen mit seiner „sanften Seele", der, von verschiedener Umgebung verschieden beeinflußt, zwischen zwei Richtungen hin und her geworfen wird. Aber von persönlichem Ehrgeiz ist Spach durchaus frei. Er hat die Folgerung aus dem, was er als richtig erkannt zu haben glaubte, gezogen, nach 1838 auf die schöngeistige Tätigkeit so gut wie ganz verzichtet und seine ungemein rege literarische Tätigkeit ausschließlich in französischer Sprache im großen und ganzen der Vermittelung deutscher Geistesschätze an seine französischen Landsleute gewidmet, ohne sich politisch jemals auf das Franzosentum festzulegen. Daher konnte er 1870, ohne sich untreu zu werden, seine Dienste der Heimat auch unter deutscher Verwaltung zur Verfügung stellen, und es war ganz im Sinne seines 1838 aufgestellten Programms, daß er von nun an ausschließlich deutsch schrieb und nunmehr seine vermittelnde Tätigkeit in dem Sinne fortsetzte, daß er die neuen Landsleute in die dem Fernstehenden so außerordentlich schwer verständlichen innern Verhältnisse seiner Heimat einführte. Was er schon 1838 vertrat, ist einfach der Satz: ein inneres Herzensverhältnis zum Vaterlande gewinnt in einem von einer Nationalität getragenen Staate nur derjenige, der die Nationalsprache als Muttersprache spricht, und

wer das nicht tut, kann, wenn er seinem Vaterlande nicht untreu werden will, nichts Besseres tun, als in die Nationalsprache hineinzuwachsen, um sie dem kommenden Geschlechte als Muttersprache zu überliefern. Einer solchen Ansicht liegt eine sehr hohe Meinung und eine sehr tiefe Auffassung von der Bedeutung der Sprache als Bildnerin von Herz und Gemüt des einzelnen zugrunde; aber diese hatten auch Spachs Gegner, und doch kamen sie zu einem ganz andern Schlusse. Das erklärt sich daraus, daß sie eine zu geringe Meinung von der Bedeutung des Staates hatten. Dem achtzehnten Jahrhundert war der Staat ja noch ein notwendiges Übel und eine üble Notwendigkeit; am angenehmsten war es, wenn man gar nichts von ihm merkte. Und Reuß steckt trotz Volksvertretung und trotz der im damaligen Frankreich allerdings nicht gerade sehr ausgebildeten Selbstverwaltung noch ganz in diesen Anschauungen. „Mit den obengenannten Verhältnissen [den politischen]", so schreibt er in dem oben abgedruckten Aufsatze, „erschöpft sich das geistige Leben eines Volkes nicht; ja, nur sehr wenige leben in der Politik und im öffentlichen Amte. Für die meisten bleibt das Staatsgesetz und die bürgerliche Ordnung eine bloße tote Form, gegen welche sie sich passiv verhalten, und mit welcher sie nur bei bestimmten Gelegenheiten in Berührung kommen. Für Tausende existiert der Staat nur, wenn sie bezahlen, das Gesetz nur, wenn sie heiraten, das Recht nur, wenn sie verkaufen, erben, prozessieren". Die heutige Auffassung, die das Mitleben mit der Volksgenossenschaft, die lebhafte, Herz und Gemüt in Tätigkeit setzende Anteilnahme am Wohl und Wehe des Staates für eine Pflicht, für einen unentbehrlichen Bestandteil der Persönlichkeit des Kulturmenschen hält und erklärt, ist freilich jüngeren Ursprungs, sie ist uns durch die Gewalt mächtiger geschichtlicher Ereignisse und durch die überzeugende Wucht großer lehrender und handelnder Männer ins Herz gehämmert worden; aber immerhin wird man nicht umhin können, jene Reuß'sche Auffassung vom Staate von einem Untertanen des französischen Staates, der doch so stolz darauf war, den andern weit voraus zu sein, außerordentlich kümmerlich und rückständig zu finden.

Bei Spach ist allerdings keine Spur einer tieferen Auffassung vom Staate ausdrücklich zu finden; aber wir werden

nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, daß bei der Bildung und Entwicklung seiner Anschauung unbewußt doch eine Ahnung von der Bedeutung, die der Staat auch für das Innenleben des Menschen hat, mitgewirkt hat. Wir müssen also, wenn auch zögernd und halb widerwillig, Spach Recht geben und zugestehen, daß Reuß und seine jungen Freunde sich in einem Irrtum befanden, in einem heroischen Irrtum, wenn man will, einem Irrtum, der für die Zukunft und für uns Deutsche von Segen war; denn diese jungen Leute, die zu den begabtesten des Landes gehörten, haben noch ein Menschenalter lang das Deutschtum allen Gewalten zum Trotz hochgehalten, haben nicht nur deutsche Verse gemacht, sondern deutsche Vergangenheit, deutschen Brauch und deutsche Sitte gehegt und gepflegt; sie sind es gewesen, an deren Wirkung die geistige deutsche Kulturarbeit nach 1870 anknüpfen konnte, wenn auch mancher unter ihnen den unter Blitz und Donner einziehenden neuen Herren nicht freudig entgegensah.

Wenn so das Jahr 1838 die bewußte Scheidung zwischen den Elsässern deutschen und französischen Bekenntnisses bringt, so ist zunächst in der dichterischen Tätigkeit noch nicht viel davon zu merken. Die oben genannten, durch die Vorrede von Reuß ausgezeichneten Gedichte von Daniel Hirtz sind unzweifelhaft vielfach überschätzt worden, sie gehören nicht in die Literaturgeschichte. Sie sind wirklich nur „Meistergesang", weswegen die Vorrede mit gutem Grunde von diesem handelt; aber ebenso wie der Meistergesang klanglos zum Orkus hinabgesunken ist, verdienen auch sie an sich keine Verewigung. Es sind durchschnittliche Reimereien, zu allen möglichen Gelegenheiten gemacht; ihre Form ist nicht gerade ungeschickt, aber doch ohne Freiheit gebraucht. Die Balladen behandeln Gegenstände aus der elsässischen Vergangenheit im Bänkelsängerton, und ein Drechslerlied, bei dem Schillers „Glocke" Pate gestanden hat, ist geradezu fürchterlich. Auch seine mundartliche Dichtungen sind nicht derart, daß sie, wie es bei Ehrenfried Stöber der Fall ist, durch Kraft und Ursprünglichkeit für die Minderwertigkeit der hochdeutschen Dichtung entschädigten. Trotzdem kann man dem einfachen Manne, der durch die Umstände und durch gute Freunde auf kurze Zeit in den Vordergrund geschoben wurde, nicht gram

ſein; denn er ſelbſt überſchätzte ſich nicht, wie aus einem Sprüchlein hervorgeht, das er 1844 in ein Album, „in das ſchon die erſten Geiſter Deutſchlands Worte der Erinnerung geſchrieben hatten", eintrug:

„Beſcheiden ganz und leiſe
Schließt ſich dem edlen Kreiſe
Des Drechslers kleines Sprüchlein an:
Es will ihm faſt bedünken,
Als tät' es drin verſinken
Wie's Schifflein in dem Ozean".

Ganz anders liegt die Sache bei Spachs Gedichten, auf die wir hier noch mit ein paar Worten zurückkommen müſſen; ſie ſind durch eine ganze Welt von den Hirtzſchen getrennt. Hier ein einfaches Gemüt, ganz auf den Geſichtskreis des Straßburger Münſtertums beſchränkt, dort eine äußerſt komplizierte Seele, die von Problemen aller Art, ausgenommen vielleicht nur die politiſchen, hin und her geriſſen wurde, ein Geiſt, der aus allen Literaturen Nahrung geſogen hatte, der ſich auf den verſchiedenſten Gebieten verſucht, der ſich in den Mittelpunkten geiſtigen Lebens und in den verſchiedenſten Lebenskreiſen umgeſehen hatte, dabei von ſo großer Empfänglichkeit war, daß es faſt ein Wunder zu nennen iſt, daß ſeine Gedichte den Stempel urſprünglicher Empfindung zeigen. Trotz einer nicht immer ganz einwandfreien Form überragt er ſeine elſäſſiſchen Vorgänger turmhoch an dichteriſchen Eigenſchaften. „Was hätte", ſo ſchließt Wilhelm Scherer eine liebevolle, eingehende Würdigung von Spachs Perſönlichkeit, „ein Mann von dieſen wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Gaben für die deutſche Literatur werden können! Was für einen Geſchichtsſchreiber hätten wir an ihm gewonnen mit dieſer glücklichen Anmut und Leichtigkeit der Sprache, mit dieſer vergegenwärtigenden Phantaſie, mit dieſer Gabe zu charakteriſieren, mit dieſen allſeitigen Kulturintereſſen und dem ſichern Blick für politiſche Verhältniſſe! In Frankreich hat er entbehrt, was nur Paris gewähren konnte, und was es ihm verſagte, was niemand entbehren kann, der in die erſte Reihe gehört: das Gefühl zuſammen zu arbeiten mit den Beſten, an ihnen ſein erſtes ebenbürtiges Publikum, ſeine gerechten Richter und ſeine fördernden Gleichſtrebenden zu beſitzen".

V.

Mit dem Jahre 1838 beginnt aber, wie oben dargelegt, auch eine andere Entwicklung. Die Elsässer, die geistig und gefühlsmäßig im Franzosentum aufgingen, bedienten sich von nun an nicht mehr der deutschen Sprache, und diejenigen, die sich der deutschen Sprache noch bedienten, bewegten sich in ganz deutschen Gedankenkreisen, wenn sie sich auch dem französischen Staate widerspruchslos unterordneten. Dies gilt im besonderen für den schon mehrfach berührten Kreis der Brüder Stoeber, unter deren Gefolgsleuten Karl August Candidus, Gustav Mühl und Georg Zetter, diese drei durchschnittlich etwa zehn Jahre jünger als jene, die hervorragendsten sind. Das sind die Männer, die sich bewußt auf den Standpunkt des Reußschen Programms stellten, die, wohl vertraut mit französischer und deutscher Literatur und Kultur, sich für das Aufgehen im deutschen Geistesleben entschieden, die, unbeirrt durch alle Verdächtigungen und Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellten, die deutsche Entwicklung des Elsasses fortsetzen, es mit den gewaltigen Taten des deutschen Geistes in Wissenschaft und Kunst in steter Verbindung halten und ihm den innern Bruch ersparen wollten, den eine Überleitung in das französische Geistesleben notwendig mit sich bringen mußte.

Der älteste aus diesem Kreise ist der 1808 geborene August Stoeber, auch der betriebsamste und geschäftlich gewandteste, der immer wieder neue Unternehmungen zur Sammlung der deutschen Elsässer und zur Veröffentlichung ihrer poetischen und prosaischen Erzeugnisse gründete, durch einen regen Briefwechsel die Gesinnungsgenossen im Elsaß zusammenhielt und die literarischen Geister Deutschlands, besonders Süddeutschlands, für das Elsaß zu interessieren wußte. Die dichterische Begabung ist nicht seine stärkste Seite, und dementsprechend ist auch sein dichterischer Trieb nicht allzu groß; nach seinem vierzigsten Jahre hat er wohl kaum noch etwas gedichtet. Er ähnelt darin Uhland, wenn er ihm auch als Dichter weit nachsteht. Dagegen hat er sich wie dieser mit großer Innigkeit in die deutsche Vergangenheit seiner Heimat versenkt, einzelne Ereignisse aus derselben dargestellt, kultur-, rechts- und sittengeschichtliche Bilder entworfen,

die Mundarten der Vergangenheit und der Gegenwart erforſcht, kurz, den elſäſſiſchen Geiſt in allen ſeinen Äußerungen belauſcht und mit treuer Hand ſeine Beobachtungen aufgezeichnet — eine Tätigkeit, zu der, wenn nicht ein ganzer, doch ein halber Dichter gehört.

In engſter Verbindung mit ihm ſteht ſein um zwei Jahre jüngerer Bruder Adolf Stoeber; das innige, auf gemeinſame Beſtrebungen gegründete Verhältnis, das die beiden Brüder vereinigte, gleicht dem der Brüder Grimm. Auch ſie hielten örtliche Trennung nicht lange aus, und ſie ſind in den rund 75 Jahren gemeinſchaftlicher Lebenszeit höchſtens fünf Jahre nicht an demſelben Orte, und auch da nur durch wenige Meilen getrennt geweſen. Auch von ihnen blieb der Ältere unverheiratet und erlebte dafür in der Familie des Jüngeren alle Schmerzen und Freuden der Häuslichkeit mit. Auch das, was beide Brüderpaare zuſammenhielt, war das Gleiche: die Freude am deutſchen Weſen in allen ſeinen Geſtaltungen, nur daß Auguſt, den, ſo unſchätzbar ſeine Verdienſte um die elſäſſiſche Kulturgeſchichte auch ſind, dem Schöpfer und Meiſter der deutſchen Altertumswiſſenſchaft und Altertumskunde gleichzuſtellen man ſich natürlich nicht vermeſſen wird, in erſter Linie der Gelehrte, Adolf ausſchließlich der Dichter war. Es iſt irreführend, die beiden Brüder literariſch mit ihrem Vater zuſammenzuſtellen und in dieſem Sinne von einem „Stoeberkreis" zu ſprechen; denn Ehrenfried iſt in ſeinem ganzen Denken und Fühlen, in ſeinen literariſchen Anſchauungen durchaus der Schüler des achtzehnten Jahrhunderts geweſen und geblieben, während die Söhne in jeder Hinſicht dem neunzehnten Jahrhundert angehören, Schüler und Erben des Neuklaſſizismus ſind und das Leben der deutſchen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts mitgelebt haben. Auch Spach gehörte dem neunzehnten Jahrhundert an; aber es iſt bezeichnend, daß auf ihn, der ſich an der Literatur aller Völker gebildet hatte, der ſelbſt gewiſſermaßen zwiſchen den Völkern ſtand, nur Goethe, der internationalſte deutſche Dichter, gewirkt hat, während die Brüder Stoeber zwar auch Spuren Goetheſchen Einfluſſes aufweiſen, aber für Schiller recht eigentlich ſchwärmen, von der Romantik und deren Freude am Mittelalter ſtark beeinflußt ſind und namentlich mit den ſchwäbiſchen Dichtern in engſter Verbindung ſtehen, Uhland

als ihren Meiſter verehren, mit ihm, Guſtav Schwab und Kerner perſönlich bekannt ſind.

Adolf Stoeber iſt wirklich ein Dichter; nicht nur wandelt ſich ihm jedes innere und äußere Erlebnis zum Gedicht, er durchtränkte auch den unſcheinbarſten Vorgang mit Poeſie und wandelte ihn ſo zum Gleichnis höheren Geſchehens. Von allen elſäſſiſchen Dichtern zeigt er die größte Ausgeglichenheit und Vornehmheit der Sprache, und die poetiſchen Formen beherrſcht er ungezwungen und geſchickt. Er iſt faſt der einzige unter ſeinen Genoſſen, der auch das kleine epiſche Gedicht mit Anmut zu geſtalten weiß; das tritt beſonders hervor, wenn man ſeine poetiſchen Erzählungen mit denen ſeines Vaters vergleicht. Seine Begeiſterung für deutſches Weſen hat er dichteriſch oft und laut verkündigt; ſein Gedicht zum Lobe der deutſchen Sprache behauptet neben dem bekannten Schenkendorffſchen ſeinen Platz. Den Umſchwung von 1870 hat er laut und freudig begrüßt, er konnte es mit gutem Gewiſſen tun, und niemand hat an der Ehrlichkeit dieſer tiefen, reinen Natur gezweifelt; denn ſo gewiſſenhaft er und ſeine Geſinnungsgenoſſen dem franzöſiſchen Staate trotz der Schwierigkeiten, die ſich naturgemäß für Untertanen deutſcher Zunge und deutſcher Kulturgeſinnung ergaben, die Treue gehalten hatten, ſo freudig mußten ſie es begrüßen, daß nun keine Verſchiedenheit der Sprache mehr die regierten Elſäſſer von den Regierenden ſchied, ſie mußten es als eine durch die Macht der Weltgeſchicke herbeigeführte Herſtellung des natürlichen Zuſtandes anſehen.

Zu den eifrigſten Mitarbeitern an den Unternehmungen Auguſt Stoebers gehören zwei unter ſich nahe verbundene Männer von ausgeprägter Eigenart, Karl Auguſt Candidus und ſein Schwager Guſtav Mühl, jener 1817, dieſer 1819 geboren, jener Theologe, dieſer Mediziner. Candidus iſt neben Spach die reizvollſte Dichterperſönlichkeit des Elſaſſes. Freilich zeigt ſich bei ihm keine Spur von dem Schwanken zwiſchen zwei Kulturen, keine innere Gebrochenheit; ſeine geiſtige Heimat iſt immer Deutſchland geweſen. Aber in dieſer geſchloſſen deutſchen Erſcheinung, welch ein Reichtum der verſchiedenartigſten Empfindungen! Seine Einzigartigkeit beruht auf dem Nebeneinanderherlaufen zweier ſcheinbar entgegengeſetzter Begabungen, das in ſeinen Gedichten dadurch zum Ausdruck kommt, daß ſie einerſeits höchſte

Einfachheit und Naivität der Empfindung und der dichterischen Anschauung und die Gabe, durch glücklich gefundenen natürlichen Ausdruck Gefühle und Stimmung zu vermitteln, andererseits höchste Kompliziertheit des gedanklichen Inhalts, Bewußtheit der Form und Ringen mit derselben zeigen. Seine kleinen lyrischen Gedichte treffen oft glücklich den volksmäßigen Ton, sie erinnern in ihrer Natürlichkeit und Kindlichkeit oft an Mörike, den Candidus vermutlich gar nicht gekannt hat; mit wenigen Zeilen erwecken sie Stimmung, sie sind als im Sinne Schillers „musikalisch" zu bezeichnen, und eine Anzahl von ihnen haben das Glück einer Komposition durch Brahms und Schumann gefunden, während der Dichter andere selbst komponiert hat. Bei seinen lehrhaften Gedichten möchte man an Rückerts Parabeln denken, während über den Gedankendichtungen mit philosophischem und theologischem Hintergrunde Schillers Geist schwebt.

Bis etwa zu seinem dreißigsten Jahre war er mit dem Kreise der Brüder Stoeber eng verbunden; durch seine Berufung als Pfarrer nach Nanzig wuchs er über ihn hinaus und merkwürdigerweise trotz seiner nur französischen Umgebung durch augenscheinlich sehr eindringende Lektüre deutscher Dichter, Theologen und Philosophen in das Deutschtum immer mehr hinein. Dies setzte sich auch in Odessa fort, wohin er im Jahre 1858 als Pfarrer der reformierten Gemeinde berufen worden war und abwechselnd deutsch und französisch zu predigen hatte. Diese Entfernung vom Elsaß und von Deutschland, von seiner wirklichen und seiner geistigen Heimat hatte natürlich manche Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit zur Folge, aber andererseits war er dadurch den schwankenden Verhältnissen des Elsasses entrückt und stand so dem dort geführten Kampfe beider Kulturen, der für ihn entschieden war, objektiv gegenüber. Von Nanzig versandte er 1846 ein merkwürdiges Büchlein in Autographie nach Deutschland mit einer kurzen Vorrede, in der er halb scherzhaft, halb ernst auseinandersetzte, daß er „in Erwägung der Schwierigkeiten, die sich wohl nicht ohne weise Absicht der Vorsehung einem Kandidaten des Schriftstellertums, besonders des elsässischen, beim Aufsuchen eines Zuganges zur deutschen Lesewelt entgegenstellten", beschlossen habe, „von seinen etwanigen Schriften ... einstweilen jedesmal fünfzig Exemplare zu autogra-

phieren, um ſolche den vorzüglichſten Dichtern und Gelehrten, Zeitungsredaktoren und Buchhändlern Deutſchlands zu verſenden, mit der Bitte an die einen, die Sache, wo ſie ſolche ihrer Empfehlung wert achteten, ihren Freunden mitzuteilen, mit der Anfrage an die andern, ob ſie dieſelbe anzeigen oder in Verlag nehmen möchten". Der Titel lautet: „Krekelborn und Hüſterlo. Theologiſche Humoresken, unter Schutzlächeln und Zuſpruch der Manen ſeines Landsmannes Geiler von Kaiſersberg gedichtet". Dem alten „Reinke de Voß" entlehnte er jene Namen, mit denen der verſchlagene Reineke die erdichteten Orte bezeichnet, wo ſein verräteriſcher Vater einen großen Schatz verborgen habe. Mit Krekelborn, das Candidus wohl mit Krakeel in Verbindung bringt, ſcheint er das Kampffeld der theologiſchen Wiſſenſchaft, mit Hüſterlo die römiſche Kirche bezeichnen zu wollen. In geiſtreichen, zum Teil ſehr gewandten Verſen, meiſt gereimten vierfüßigen Jamben, zum Teil auch Alexandrinern, werden in humoriſtiſch-ſatiriſcher Weiſe einerſeits die theologiſchen Streitigkeiten perſifliert, andererſeits Einwände gegen einige Eigentümlichkeiten der römiſchen Kirche geltend gemacht. Die dem Schriftchen zugrunde liegenden Gedanken darf man dahin zuſammenfaſſen, daß es darauf ankomme, den unter allen verſchiedenen Formen unveränderlichen Kern des Chriſtentums feſtzuhalten, und daß es ganz natürlich und ſelbſtverſtändlich und deshalb durchaus kein Schade ſei, daß die Lehre Chriſti zu den verſchiedenen Zeiten und bei den verſchiedenen Völkern verſchiedene Form angenommen habe. Der Widerhall, den Candidus fand, war ſchwach, und bald verſchlang der Sturm, der die Februar- und Märzrevolutionen heraufführte, das Intereſſe an theologiſchen Fragen, die in „Krekelborn und Hüſterlo" einen ſo eigenartigen, für manche trotz der geiſtreichen Gedanken und Wendungen wohl kaum verſtändlichen Ausdruck gefunden hatten.

Von Nanzig und Odeſſa aus trat Candidus mit einer Anzahl bedeutender Männer in briefliche Verbindung, mit Ernſt Moritz Arndt, Rückert, Franz Liszt, Gottfried Keller, Renan, vor allem aber mit Jakob Grimm, dem er unter anderm wertvolle und für Candidus ſehr charakteriſtiſche Beiträge zu dem Stichwort „Ernſt" im deutſchen Wörterbuch geliefert hat. Zu dem Werke, das dem Verfaſſer vielleicht nicht als die wichtigſte,

wohl aber als die zentralſte ſeiner Schöpfungen erſchien, weil ſich in ihm die beiden Geſtirne, um die ſich ſein Daſein bewegte, Theologie und Poeſie, zu einer Konjunktur verbunden hatten, zu dem „Deutſchen Chriſtus" hat Jakob Grimm die Vorrede geſchrieben, er hat den unbekannten Elſäſſer in die deutſche Literatur eingeführt. Was iſt „Der deutſche Chriſtus?" Müſebeck, der Candidus eine eigene Schrift gewidmet hat, antwortet: „Es iſt eine in Verſe gekleidete ſpekulative Betrachtung darüber, wie er Jeſum als Mittler zwiſchen Gott und Menſchheit ſieht, wie er ihn innerlich als Heiland erlebt hat". Dieſe Charakteriſtik iſt unvollſtändig, weil die Hervorhebung des Deutſchtums fehlt, das Candidus in den Titel aufgenommen hat. Der Dichter beabſichtigte, Chriſtus darzuſtellen, wie er als Deutſcher ihn erlebt hat, oder, um es anders auszudrücken, er wollte eine Darſtellung des Chriſtentums geben, wie es ſich dem deutſchen Geiſte darſtellt, wie es durch ihn umgeſtaltet iſt, oder, wie er ſelbſt ſagt, Chriſtus ſo auffaſſen, wie er im deutſchen Gemüt lebt. Candidus iſt, wie oben ſchon angedeutet, der damals als neu wirkenden Anſicht, daß das Chriſtentum bei jedem Volke je nach der Volksart verſchiedene Form annimmt; für ihn, den Deutſchen, gilt alſo deutſches Chriſtentum. Halb humoriſtiſch ſpricht er das in „Krekelborn und Hüſterlo" aus, wo der dichtende Theologe mit der Jungfrau Maria diſputiert und alſo ſchließt:

„Und dann — ja wiſſe das! — ſo lange du verbunden
Mit dieſem fremden Rom, mit dieſem ungeſunden,
So lang du römiſch biſt und keine deutſche Maid, —
Verzeih, o Königin, — allein, es tut mir leid."

Der „Deutſche Chriſtus" enthält wundervolle Gedanken und iſt in der reichen und prächtigen dreizehnzeiligen Kanzonenform gedichtet, bei deren Handhabung der Dichter unzweifelhaft große Geſchicklichkeit und Geſchmeidigkeit entfaltet; und dennoch hat ihm ſelbſt Grimms Für- und Vorwort nicht zu Leſern verholfen. Die Politik nahm damals alle Geiſter zu ſehr in Anſpruch; aber auch das Gedicht ſelbſt war nicht gemacht, Leſer zu finden. Für Laien iſt die Sprache viel zu geiſtig, viel zu philoſophiſch, es iſt, zum großen Teil wenigſtens, Schleiermacher und Hegel in Strophen gebracht, und Theologen und Philoſophen entbehren bei ſolchen ſpekulativen Auseinanderſetzungen recht gern die dichteriſche Form.

Candidus empfand das ſelbſt, wenn er Grimm gegenüber es ausſprach, daß er ſeine Arbeit gewiſſermaßen nur als Vorarbeit für ein künftig zu ſchaffendes Epos anſehe. Und doch iſt es ein prachtvolles Werk, ein Werk für wenige Auserwählte, ohne deſſen Vorhandenſein wir Candidus nicht kennen würden.

Mit Deutſchland blieb er durch ſeinen Briefwechſel in ſteter Verbindung, alle deutſchen Ereigniſſe klangen in ſeinen Gedichten wider, der Deutſchkatholizismus, die Revolution von 1848, die ſchleswig-holſteiniſche Frage und ſo fort. Die Zukunft Deutſchlands, die Frage ſeiner Einigung beſchäftigte ihn lebhaft. Aus den vierziger Jahren ſtammt das Diſtichon:

„Zwiſchen den Franken und Ruſſen, zwei Feuern, zerſplittertes Deutſchland,
Liegſt du. Kommſt du in Fluß, gibt es ein herrliches Bild."

— ein Gedanke, der in „Krekelborn und Hüſterlo" die dem Ton des Werkes angepaßte allegoriſche Form gefunden hat:

„Umringt von jenem Volk, das oft des Spottes Laugen
Sich zugezogen, doch mir immer groß gedünkt,
Stand barfuß ein Prophet, ſein Name Volksinſtinkt,
Der Stücke von Metall aufhäufte, dann ein Feuer
Anzündete dabei zum Oſten ungeheuer
Und dann zum Weſten eins, die Hand ausſtreckt' und ſprach:
„„So ſpricht der Herr: ich will jetzt Deutſchland brennen wach.
Kommt es in Fluß, ſo gibt's die herrlichſte Bildſäule.
Die Gluten flammen ihm zum Tod oder zum Heile."

Das Jahr 1866, die ſich ankündigende politiſche Einigung ſeines geiſtigen Vaterlandes, begrüßte er mit Jubel; ſie regte ihn zu einem merkwürdigen kleinen Büchlein an, den „Neueſten Göttergeſprächen", in denen außer Jupiter, Minerva, Merkur, Vulkan und Herkules die deutſchen Geiſteshelden, darunter allerdings auch einige weniger hervorragende, wie der Dichter Matthiſſon, dazu ſchließlich der Verfaſſer ſelbſt als „Der Einſame" und einer ſeiner Vorfahren auftreten, um ſich der neueſten Entwicklung Deutſchlands zu freuen. Es iſt etwas gewollt Stilloſes in dieſem Schriftchen, in welchem der Dichter mit ſich ſelbſt Verſtecken ſpielt und neben und unter geiſtreich-humoriſtiſchem Geplauder die tiefſten Gedanken erſcheinen und in einigen Gedichten durchaus myſtiſchen Ausdruck finden läßt. In der über dem Ganzen

ſchwebenden fröhlichen Stimmung ſpiegelt ſich des Dichters Glückſeligkeit über die Wendung, die die deutſchen Verhältniſſe genommen haben. Der Krieg von 1870/71 erfüllte ungeahnt bald den höchſten Wunſch von Candidus, die Wiedervereinigung des Elſaſſes mit Deutſchland, die er beſonders in dem Sinne begrüßte, daß jetzt der Elſäſſer in ſeiner Heimat wieder daheim ſein, daß er wieder er ſelbſt ſein dürfe. Kurz vor 1870 war einmal die Hoffnung aufgedämmert, daß Candidus in Deutſchland einen wie für ihn geſchaffenen Wirkungskreis finden würde. Er war mehrfach mit Veröffentlichungen auf religionsphiloſophiſchem Gebiete hervorgetreten, deutſch mit „Einleitenden Grundlegungen zu einem Neubau der Religionsphiloſophie" und einem wohl durch Schleiermachers „Monologe" angeregten volkstümlich gedachten, aber nicht volkstümlich genug gehaltenen Büchlein: „Evangelium aeternum", franzöſiſch mit einer geiſtreichen Schrift: „Mes griefs contre ces Messieurs par Madame la Logique", in der er die Franzoſen auf die ſittliche Hoheit und die Tiefe des religiöſen Gefühls, das den deutſchen Idealismus beſeelte, aufmerkſam machen wollte, und hatte ſich dadurch in engern theologiſchen Kreiſen Freunde erworben. Doch zerſchlug ſich ſeine Berufung zur Profeſſur für ſyſtematiſche Theologie in Greifswald an der Verſchiedenheit des theologiſchen Parteiſtandpunktes. So traf ihn die große Umwälzung des Jahres 1870 noch in Odeſſa. Zweifellos hätte er doch im neuen Deutſchland eine Heimat gefunden; aber ſeine Tage waren gezählt. Nicht lange nach der großen Wandlung erkrankte er und wurde nicht wieder geſund; am 16. Juli 1872 iſt er im ſechsundfünfzigſten Lebensjahre in Feodoſia in der Krim, fern von der Heimat, dahingeſchieden.

Mit Candidus eng verbunden iſt Guſtav Mühl, nicht nur als der Gatte von deſſen Schweſter, ſondern auch durch ſeine durchaus deutſche Geſinnung. Er hatte Medizin ſtudiert; aber durch ſeine Vermögensverhältniſſe der materiellen Sorge überhoben, hat er den ärztlichen Beruf nicht ausgeübt, ſondern ſein Daſein der Freude an allem Guten und Schönen geweiht. Sein Heim in Straßburg und ſein Landhaus in Schiltigheim waren Pflegſtätten ſeiner geiſtiger und äſthetiſcher Intereſſen, vor allem Pflegſtätten des Deutſchtums, und unterſtützt von einer verſtändnisvollen

Gattin, umblüht von einem Kranz anmutiger und geistvoller Töchter, stand er im Mittelpunkt, der gütige Mann mit dem schönen Dichterhaupt und der zarten Seele, keine Kampfnatur, aber das, was er als richtig erkannt hatte, und was seinem Herzen teuer war, mit starker Innigkeit erfassend und festhaltend.

Schon 1839 war er August Stoebers Mitarbeiter an der Erwinia, und sein ganzes Leben lang hat er ihn in seinem Bemühen um die Kulturgeschichte des Elsasses, besonders durch Sammlung von Sagen und durch literaturgeschichtliche Aufsätze unterstützt. Aber in erster Linie ist er doch Dichter, und wenn die Sammlung seiner Gedichte bloß ein schmales Bändchen darstellt, so beweist das nur seine scharfe Selbstkritik. Unter den Gedichten finden sich köstliche Perlen echter Lyrik, Zeugen zartesten Empfindens und verschwiegener innerer Kämpfe, die sich den Schöpfungen der besten deutschen Lyriker an die Seite stellen. Mehr als seine elsässischen Dichtergenossen besitzt er die Fähigkeit, die Natur zu beseelen: Sonne, Mond und Sterne, der Sturm und die Stille der Natur, der Schnee und die Blumen sprechen zu ihm; ihm lebt wirklich „der Baum, die Rose, ihm singt der Quellen Silberfall", und das ihnen vom Dichter geliehene Leben strahlt auf ihn zurück und entlockt ihm den Ausdruck tiefster Empfindungen. Mit außerordentlicher Feinheit huldigt er den Fortschritten der Neuzeit, und die Art, wie er die Photographie, die Telegraphie, das Chloroform poetisch verherrlicht, zeugt von großem sprachlichen Geschick und von unübertrefflichem ästhetischen Takt. Die Ballade ist ihm weniger gelungen, und das Dramatische, zu dem er, wie namentlich aus seinem Nachlaß hervorgeht, öfters Ansätze genommen, lag ihm nicht. Seine geistige Heimat ist Deutschland, mit dem und mit dessen literarischen Größen er in reger Verbindung stand. Schon zweiundzwanzigjährig dichtete er 1841 eine Fortsetzung von Rückerts Barbarossalied im gleichen Versmaß, in der er seine Hoffnung auf eine glanzvolle Zukunft Deutschlands ausspricht, und als der mehr als Fünfzigjährige die Erfüllung seiner kühnen Hoffnung erlebte, begrüßte er mannhaft und mutig Germania an der neuen Grenze auf dem First der Vogesen, widmete dann schöne Strophen der Eröffnung der Straßburger Kaiser-Wilhelms-Universität und huldigte mit seiner Dichtkunst dem greisen Kaiser Wilhelm bei

seinem ersten Besuch im Elsaß. 1880 starb er kaum sechzigjährig, den Seinen und dem Elsaß, dem seine lindernde Hand und seine vermittelnde Fürsorge noch lange hätten wohltun können, viel zu früh.

Zu dem Kreise der Brüder Stoeber gehört schließlich noch Georg Zetter, der unter seinem Decknamen Friedrich Otte besser bekannt ist. Heute erscheint es fast wunderbar, daß Mülhausen, das seit 1870 ein Mittelpunkt stärksten Widerstandes gegen das Deutschtum gewesen ist, damals eine Art Vorburg literarischer Art gegen das eindringende Franzosentum war. Seit 1841 waren dort beide Brüder Stoeber vereinigt und hatten den literarischen Verein Concordia gegründet, und Zetter, ein geborener Mülhauser, trat mit ihnen bald in eine Verbindung, die sein ganzes Leben dauerte. Er hat sich an allen Unternehmungen August Stoebers beteiligt und von 1856 bis 1866 neben der „Alsatia" seines Freundes, die einen wissenschaftlichen Anstrich hatte, das volkstümliche „Elsässische Samstagsblatt" herausgegeben, in welchem wir außer den uns bekannten noch anderen Elsässern, z. B. dem vortrefflichen Professor Kirschleger, und einer Reihe rechtsrheinischer Mitarbeiter regelmäßig begegnen. Ein Jahrzehnt lang wurden also die beiden einzigen, jedenfalls die beiden bedeutendsten deutschen Zeitschriften des Elsasses von Mülhausen aus geleitet. Zetters Deutschtum war zunächst hauptsächlich durch seine vielen Beziehungen zur deutschen Schweiz genährt, aber er haftete nicht an der Schweiz; die deutschen Dichter der schwäbischen Schule hat er zum größten Teile persönlich aufgesucht, sie waren ihm vertraute Freunde und Lehrer, und nach 1870 hat er, obwohl es wahrlich für einen Mülhauser, besonders für einen, der zu den Kreisen der Industrie gehörte wie Zetter, schwer war, sich zum politischen Deutschtum bekannt. Er wohnte im Mai 1872 der Eröffnung der Straßburger Universität bei, starb aber schon im Oktober desselben Jahres.

Als Dichter steht er dem zuletzt behandelten Dreigestirn Adolf Stoeber, Candidus und Mühl nach; er war es auch nur, wenn der Ausdruck erlaubt ist, im Nebenamte. Aber wenn seine Gedanken auch nicht von überraschender Kraft sind, so hat er doch manches dichterisch sehr hübsch gestaltet und die dichterischen Formen, selbst schwierige, Terzinen — diese wohl nach

Chamiſſos Vorbild — und das Sonett tadellos gehandhabt. Er iſt keine verwickelte Natur, wie er ſelbſt ſagt, nicht wie andere Dichter mit dem Himmel zerfallen, ſondern mit der Welt im Frieden. Nicht reizt ihn das Treiben der großen Welt, die Freiheit wohnt ihm nicht „im Kreiſe ſchwüler Städte", ſondern auf der Alpe, von der die Lawine herunterdonnert und der Gletſcherſtrom ins Tal rauſcht. Der deutſchen Sprache und dem deutſchen Geiſte iſt er ergeben; zu ihm bekennt er ſich in ſtolzen Verſen, und den Manen Schillers widmet er am Mülhauſer Schillerfeſte von 1859, dem einzigen, das im Elſaß auf ſeine und des Vereins Concordia Veranlaſſung hin gefeiert worden iſt, volltönende Stanzen.

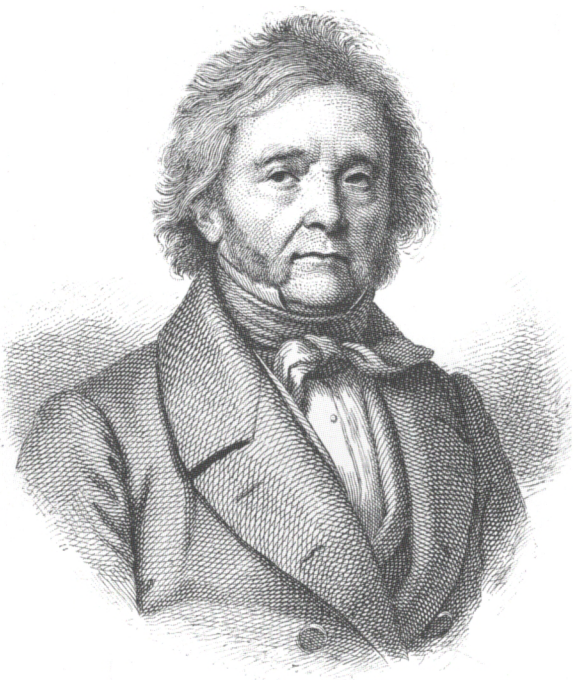
VI.

Wir ſtehen am Schluſſe unſerer ſchnellen Wanderung durch die zwei Menſchenalter deutſchelſäſſiſcher Poeſie von 1815 bis 1870, bei der wir nur die Höhen berührt und die weiten Niederungen, in denen deutſches Wort und deutſches Lied ſeine alte Geltung bewahrt hatte, zur Seite haben liegen laſſen. Wer uns freundlich bis hierher gefolgt iſt und die kleine Auslеſe von Gedichten, die hier folgt, durchſieht, wird ſich überzeugen, daß die dichteriſchen Vertreter deutſcher Zunge im Elſaß nicht nur, weil ſie im Elſaß geſungen haben, unſere Aufmerkſamkeit und unſere Zuneigung verdienen, ſondern daß Perſönlichkeiten wie Spach, die beiden Stoeber, Candidus und Mühl zu genauer Betrachtung und eingehender Erforſchung einladen. Aber ſie haben noch ein viel größeres Verdienſt; waren ſie an Zahl auch nur wenige, ſo haben ſie doch manche, die ſonſt, erſchreckt durch die franzöſiſche Flutwelle, die ſich über das Land ergoß, geſchwiegen hätten, ermuntert, ihre Stimme in den angeſtammten Lauten, hochdeutſch oder in der Mundart, ertönen zu laſſen; ſie waren ferner die Vertreter vieler, ſehr vieler Landsleute, und zwar gerade der Schichten der großen Maſſe, die ewig ſtumm bleibt. Außer den behandelten Dichtern könnten wir eine ganze Anzahl beſcheidenerer Talente nennen, für die ältere Zeit z. B. Benjamin Dietz, Julius Leſer, Charlotte Engelhardt-Schweighäuſer, Ludwig Eſſer, Gottfried Dürrbach und

Jeremias Meyer, für die jüngere Karl Friedrich Boeſe, Ferdinand Braun, Karl Bernhard, Amalie Pauline Kopp, Theodor Klein und Adolf Angerer. Hervorgehoben ſeien nur noch der einfache Kaufmann Friedrich Weyermüller, der als ſtreng-lutheriſcher Dichter eine nicht gewöhnliche Formgewandtheit, namentlich auch in gereimter Polemik, entwickelt hat und ſeinen Glaubensgenoſſen durch ſeine zahlreichen Kirchenlieder lieb und teuer geworden iſt, und der jetzt noch unter uns weilende Pfarrer Karl Hackenſchmidt, der von ſeinem ehrwürdigen Vater, dem noch in Meiſtergeſangsüberlieferungen aufgewachſenen wackeren Straßburger Bürger, die Luſt am Fabulieren geerbt und ſeit ſeiner Studienzeit ſich mit ſtets gleicher Treue zum Deutſchtum bekannt hat. Durch dieſe Männer, die wie verſprengte Reſte einer verſchütteten Formation übriggeblieben waren, konnte die deutſche Kulturtätigkeit nach 1870 wieder mit den deutſchgebliebenen Bevölkerungsſchichten des Elſaſſes in Verbindung treten, über die ſich das wenig zahlreiche Franzoſentum wie eine undurchläſſige Schicht gelegt hatte, undurchläſſig, weil die Mehrheit der deutſchſprechenden Maſſe nicht neben ihr in die Höhe kommen, ſie gar nicht durchdringen, ſondern nur in ſie eindringen wollte, um mit und in ihr an die Oberfläche zu gelangen.

Als Deutſche tragen wir alſo einen kleinen Teil des Dankes ab, den wir dieſen Männern ſchulden, wenn wir ihr Andenken wachhalten und weiter vermitteln, als Bewohner des Elſaſſes haben wir noch die beſondere Freude, in ihrer Dichtung und durch ſie verklärt, die uns umgebende entzückende Landſchaft auftauchen zu ſehen, die prangende Ebene, die reichen Rebenhügel, die burgengeſchmückten Waldberge, die blauenden Firſten am Horizonte, und in der Mitte, nahe dem reißenden Rhein, das alte Straßburg mit ſeiner ſtolzen Vergangenheit und ſein Münſter mit ſeinem ragenden Turm, ſeinen dämmernden Hallen und ſeiner geheimnisvoll glühenden Roſe.

Gedichte.



Auguſt Lamey

Auguſt Lamey.

(1772—1861.)

Meine Lieder.

Wallt getroſt im Pilgerzuge,
Lieder, nach dem deutſchen Hain;
Seht, auch aus der Alſa Kruge
Fließt es in den heil'gen Rhein.

Die der Franken Reich gegründet,
Zeugten Söhne, deutſch an Mut;
Wenn mich Braga würdig findet,
Bin ich von Thuiskons Blut.

Heitrer Morgen glänzte nieder,
Als ich griff das goldne Spiel;
And ſo ſpäte nahm ich's wieder,
Angehaucht vom Abend kühl!

In der Freiheit Kampf und Streiten
Gab die rege Seele Klang,
Wie der Äolsharfe Saiten
Beben von der Winde Gang.

Fremd der Schmeichlung und der Klage,
Als die hehre Göttin ſchwand,
Sank mir an dem ſchwülen Tage
Lyra traurig aus der Hand.

Heute, vor den leeren Schranken,
Barde aus der alten Zeit,
Halt ich wartend jungen Franken
Ihren Siegsgeſang bereit.

Der verſtummte Sänger.

Ruht nur gefangen, nicht verlöſcht, das Feuer,
Dem einſt der hohe Buſen ſchwoll?
Bewacht ein Genius die ſtumme Leier,
Die neubeſaitet klingen ſoll?

Hier, aus Lutetiens beſuchten Hallen,
Schallt nicht der fremden Sänger Chor;
Des Lauts entwöhnt im Muſenhain der Gallen,
Horcht keinem deutſchen Lied mein Ohr.

Ach, nimmer winkt mit Bragars Fichtenkränzen
Mir Schubarts Geiſt aus grüner Nacht!
Am ſtillen Rhein ward in den frühern Lenzen
Die heil'ge Flamme angefacht.

Verehrter Strom, vor deſſen dunklem Rauſchen
Der Knabe ernſtergriffen ſtand,
Wann darf ich, alter Rhein, dir wieder lauſchen,
Gelagert auf den goldnen Sand?

Und du, die grüßend mit der Morgenröte
Uns einen ſchönern Tag verhieß,
Wann, Freiheit, weckſt du wieder die Drommete,
Die Frankreichs Auferſtehung blies?

Ich ſang dich in der Glut der Jünglingsjahre,
Siegreiches, jetzt umwölktes Licht!
Ich will dir ſingen einſt im Silberhaare,
Wenn nur ein Strahl die Wolke bricht.

Erinnerung an den Bundestag.

Ich bin aus jener Welt der Millionen einer,
Die bald auf Hunderte vergehn:
Ich und die Wenigen ſah'n Dinge, wie ſie keiner
Mag jemals wieder ſeh'n.

Da flammte, was zuvor in Götterſeelen glühte,
Geſamter Menſchheit im Verein.
Ich nahm den Funken auf, der dem Altar entſprühte,
Wohl ſind's der Luſtra neun.

Er glomm in tiefer Bruſt und wuchs und ſchlug in Lohen,
Zehrt aber jetzt an meinem Blut.
Iſt euch ſo kühl? Ach ja, weil ihr, die Ruhefrohen,
Nicht brennt dem höhern Gut.

Uns hatt' aus Aſche ſich ein Phönix aufgeſchwungen,
Der von euch fern im Dunſte kreiſt:
Drum, Enkel, reden wir auch nicht mit euern Zungen,
Wir denken nicht mit euerm Geiſt.

Unterwerfung.

Der ich wie mit Feuerzungen
Die Dekaden einſt geſungen,
Was dem Bürger wohl gefiel;
Jetzt, vom Tempel abgekehret,
Wo die Feſte aufgehöret,
Red' ich zu mir ſelber kühl:

„Ei, wofür das grame Fechten!
Darfſt Du mit dem Schickſal rechten
Oder mit der Menſchen Geiſt?
Heldenſtimm' iſt lang verſchollen,
Eitel wird des Liedes Grollen,
Dem ſich jedes Ohr verſchleußt.

„In dir ſpukt es von Catonen,
Ariſtiden, Scipionen;
Sind der Welt doch keine mehr!
Für die Wahrheit Lanzen brechen,
Unbill und Verkürzung rächen,
Iſt die alte blaue Mär.

„Niemand will dem Eifer danken,
Lacher ſchicken heim den Kranken,
Der auf Dulcinea ſchwur;
Donquiſchott der Übermannte,
Laß den Speer und Roſinante,
Werd ein Hirt und ſing der Flur."

Bonaparte.

Da lagen Kütt' und Steine
Und Werkzeug auserwählt;
Geſellen kamen fertig
Und Helfer ungezählt.
Auch hätt' im Unternehmen
Der Meiſter nicht gefehlt.

Dem Einen wär's gelungen,
Es ſtünde wunderbar
Durch ſeinen Geiſt vollendet,
Der alles groß gebar,
Hätt' er auf das gezielet,
Was lang bereitet war.

Der Freiheit Schöngebilde,
Der Tugend Ruhmgebäu,
Ob Spötter ſie verweiſen
Ins Reich der Phantaſei,
Sie trug ein feſter Boden,
Blieb dieſer Held getreu!

Was arbeitſam der Starke
Des Großen, Schweren tat,
Gab er's dem rechten Werke
Und ſchuf nach weiſem Rat,
Wie lobte jetzt den Gründer
Ein hochgebauter Staat!

Er warf die Bürgerkrone,
Legt' Fürſtenpurpur an,
Flog im geſtickten Mantel
Der Willkür Eiſenbahn
Und ward den finſtern Mächten,
Der Erdgott, untertan.

Die Kräfte ſind vergeudet,
Das Glück zur Neige wies,
Ein Sturm von ſeinem Scheitel
Die goldnen Kränze blies;
Denn würdig ſchmückte keiner,
Als den er von ſich ſtieß.

Dem Bau, der ſteigen ſollte,
Sind Blöcke noch geſtreut;
Sie liegen faſt wie Trümmer,
Sie warten auf die Zeit.
Die Werkleut' aber mangeln,
Kein Meiſter iſt bereit.

Der Zeitgang.

Denkt ihr, was ewig ſchritt, im Lauf zu hemmen,
Und baut, was nie beſtand, damit es rette?
Wer mag, wie Xerxes tat mit Peitſch und Kette,
Der Flut gebieten, keinen Schutt zu ſchwemmen?

Es läßt ſich ſchwer entwehren, brechen, dämmen:
Ihr treibt den Strom gewaltſam aus dem Bette
Und rühmet, weil er ſchwand der alten Stätte,
Er ſei begraben in der Erde Schlämmen.

Iſt ihm auch Hind'rung, oben fortzurauſchen
Und mit der Brandung Felſen wegzuſpülen,
Durch Tiefen heimlich wird die Kraft ſich leiten.

Wollt nur dem dumpfen Murmel achtſam lauſchen,
Ihr hört die unterird'ſchen Waſſer gleiten,
Die, wo ihr ſicher ſteht, den Boden wühlen.

Die Fledermaus und die zwei Wieſel.

Die Fledermaus, Nachtſchwärmerin, ſtieß den Kopf
An eines Wieſels Neſt, das griff die Beute
Und ſchrie: „Du haſt gelebt! Bezahle du
Der Deinen Schuld, die Böſes mir getan;
Gehörſt du nicht zur Mäuſebrut?" „Behüte!
Ich bin der Vögel einer, Schwinge zeugt.
Hoch lebe, was ſich in die Lüfte hebt!"
Das Wort gefiel, man ließ ſie flattern. Jetzt
Schoß unterm Dach behend ein anderes Wieſel
Auf unſre Blinde, aber dieſes war
Ein Vogelfeind; als Vogel wollt' es gleich
Den Gaſt verzehren. „Halt!" rief zappelnd wieder
Die Gefangne; „richte recht; beweislich iſt
Der Irrtum. Ich ein Vogel? und wo ſind
Die Federn! Ehre ſei dem Mausgeſchlecht,
Den Katzen Fluch! Erkenn' die wahre Maus".
Auch hier gelang's, man gab die Schlaue frei,
Sie hat ſich bald nach Mäuschenart verſchlüpft.

Die Loſung und die Farbe wechſelt ſchnell,
Wie Zeit und Ort es rät, ein feiner Geiſt.
Er ruft, nachdem es not iſt oder frommt,
Dem Einen: Lebe hoch die Republik!
Dem Andern: Lebe hoch das Königtum!

Trommelständchen.

Ich bin der Trommelschläger laut,
Dem zittern Tor und Fenster;
Ich komm' zu meiner Trudel traut,
Will scheuchen die Gespenster,
Wenn's auch unerlaubt Nachbarsohren packt,
Klopft ihr Herze nur mir im rechten Takt,
Ich schlage, bis der Schlegel müde knackt.

O schönste Hirtin, grollst du sehr,
Gestört im süßen Schlafe?
Dein Phylax knurrt so ruhig her,
Kein Wolf beschleicht die Schafe.
Drück den Laden auf, wink mir gute Nacht;
Leise rühr' ich dann, trete näher sacht
Und lausch', ob nicht im Hof ein Späher wacht.

Die Tonkunst.

Stumm ruht das Wort, Gedanke nur und Bild,
In Griffelzügen auf dem Blatt gestaltet,
Ein Strahl der Glut, versiegelt und erkaltet,
Aus toter Schrift zu dunkler Schau enthüllt.

Doch wenn der kühne Meister des Gesangs
Ihm schaffet das allmächtige Gefieder,
Dann steigt es auf ins Jubelreich der Lieder
Lebendig mit der Phantasie des Klangs.

Es greifet wie mit Sturm und Wogenspiel,
Läßt Ströme rauschen oder Donner hallen,
Es girrt wie Tauben, klagt wie Nachtigallen,
Und schmilzt in Tränen süßes Wehgefühl.

Was in euch schlief, erwacht zu voller Kraft,
Harmonisch wird's in allen Seelen rege:
Ihr hört' des Dichtergeistes Fittichschläge
Und folgt' dem Zauber, trunken hingerafft.

Erwin.

Der Zauber, in die Luft geſponnen,
Das Wunder, aus dem Stein gewonnen,
Streift nieder kaum den Morgenflor;
Des Meiſters Geiſt, herab die Sproſſen,
Sieht goldnen Tag auf ihn ergoſſen
Und wandelt an die Zacken vor:

„Iſt noch das Laubwerk unzerriſſen?
Heilt ewig von des Alters Biſſen
Das graue Mal, dem Auge ganz?
Berührten ſcharfe Wetterkeile
Die hell geſtrickte Rieſenſäule
Und fällten nicht den hohen Kranz?"

Erwin, du magſt im Grabe feiern;
Laß Reich' und Staaten ſich erneuern,
Du haſt der ſpäten Welt gebaut.
Noch ſteht, wie einſt die Fröhnerhütten
Zum luft'gen Turm ihn ausgeſchnitten,
Der Fels, wodurch die Sonne ſchaut.

Noch wird auf ſeiner Glocken Schläge
Die Heil'genſchar des Tempels rege,
Die mooſig um die Bogen wacht;
Von breiten Stammes düſtrer Fülle
Geht zu dem blauen Äther ſtille
Der offnen Pyramide Pracht.

Kein Auge mag die Gründe ſpähen;
Denn wo die Gnomen finſter gehen,
Ruhn ſchwere Pfeiler tief bewahrt:
Ich ſtaune vor dem Werk der Sylphen,
Sie waren deiner Kunſt Gehilfen
Und woben wie die Spinne zart.

Den Fremdling grüßt die ferne Krone,
Ergötzend folgt dem Heimatſohne
Das Bild, geſpiegelt in der Flut.

Dort ſchwebt es über dunkle Mengen,
Blickt friedſam, wenn ſich Völker drängen;
Es täuſcht der Elemente Wut.

So glänzet unvergänglich oben,
Aus aller Zeiten Sturm gehoben,
Was kühne Schöpferhand geſtellt.
So bleiben auf den geiſt'gen Höhen
Der Iliade Götter ſtehen
Und Arioſtos Feeenwelt.

Des Lebens Abend.

Durch Gewölke, leuchtend vom Abendrote,
Gleitet mir das Leben hinab und ſchwindet
Ins Vergangene. Dämmert es nicht ſchon bläſſer
Über dem Hügel?

Länger, tiefer wachſen am Berg die Schatten;
Teure Bilder lächeln herauf im Halbſchein.
Winkſt du, winkſt du, nächtiges Tal? Ich komme;
Harret, Geliebte!

Vor mir dunkeln ſchon die geſenkten Pfade;
Schon berührt mein Ohr, wie der ſtille Wandrer
Ferne Laute höret, das Weltgeräuſche
Leiſer und leiſer.

Ehrenfried Stoeber.

(1779—1835.)

Mein Stern.

Ich war ein Knäblein, da ſah ich gern
Am Himmel ſtrahlen gar ſchönen Stern;
Er blickte mich ſo freundlich an,
Er hellte meiner Kindheit Bahn,
Er ſchaute von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und rot und blau!

Da zogen, wie das wilde Heer,
Am Himmel viel Geſpenſter her;
Sie raſten, waren blutbeſpritzt,
Die Schädel waren rotbemützt . . .
Und, ach! mein ſchönes Sternlein ſchwand,
Und Schrecken herrſcht' im Vaterland!

Doch wieder ich das Sternlein ſah,
Da war ein Siegesgott ihm nah;
Den Stern umſchlang ein Lorbeerkranz,
Doch, ach! gar bald erblich der Glanz,
Der Siegsgott ſprühte Herrſcherblick:
Da ſchwand der Stern, mit ihm mein Glück.

Ehrenfried Stoeber

Und noch einmal der Stern erſchien,
Doch, ach! ſchnell war ſein Glanz dahin;
Es flog ein ſchwarzes Rabenchor
Tief aus des Abgrunds Schoß empor!
Der Heuchelſchein, der Hölle Macht
Verhülleten des Sternleins Pracht!

Doch, ha! Triumph! o welche Luſt
Erfüllt die tiefbewegte Bruſt!
Zerſchmetternd zuckt ein Blitzesſtrahl,
Das Rabenheer ſtürzt allzumal.
Der Stern ſtrahlt von der Himmelsau
Aus Wolken weiß und rot und blau!

Und immer ſchöner wird ſein Glanz,
Ha! ihn umſchlingt ein Bürgerkranz.
Wie ſchlägt das Herz ſo kühn und hehr!
Es ſinken Ketten zentnerſchwer,
Es jubeln Völker nah und fern:
Die Freiheit iſt der goldne Stern!

Der Gimpelmarkt.

Do geht derr Herr Pfarrer von Auene,
Do b'ſchauene!
'ſ iſch e-n-alter, würdijer Mann,
Unn i wüßt nitt, was merr kinnt geiſene hann;
Jezz iſch awwer derr Gimpelmerk gewiß nitt wytt,
Se welle merr druff gehn, ier liewi Lytt.
Merr ſieht do viel Menſche-n-unn viel Sache,
'ſ gibbt allerlei, unn manchmol mueß merr lache.
Do kummt e-n-Offißje a demi Sold,
Trat 'ſ Ehrekryz, hett wenni Gold;
'ſ iſch beſſer, als wenn'ſ umg'kehrt wär.
Lueiſe! Lueiſe! do kummt e Bure-Mär,
Schaut nieme-n-an, rennt alli um,
Iſch diß e Fleiſel, iſch der dumm;
Dort awwer grießt er Eine,
Err zeyt de Huet tief a;
Wer iſch 'ſ? Was ſoll merr meine?
E Huißje, unn no fra
Derr Huißje, der ne purrſwiwiert;
Denn der hochmiethi Herr Mär iſch e biſſel ſcheniert. —
„Jezz kaufe-n-au ebbs, wenn err Geld henn,
Sauje nurr, wi odder wenn:
E Ziechel,
E Halsdiechel,
E Rock,
E Stock,
E Schild,
E Bild,
E Surkruttſtändel,
E Pfefferlad,
Verſchoſſeni Bändel,
Wo merr nimm traht." — —
Muſik! e Reiſement! —
I glaub ſchier gar, es brennt, . . .
'ſ iſch nurr imm e Kamin. —

Wi ſchlat dort zeller drin,
Der kleini Sackerdje,
O weh! o weh!
Ach! Ach!
Gemach! —
Wie dort derr Briefträjer lauft!
Ann derr Conſcrihändler, wo d' Seele verkauft!
Ann wi zeller Dockter alles betracht!
Do kummt e Poet, der gytt nitt Acht,
Der ſchaut in d'Heh, wo d'Wolke her kumme —
„Se gen ier Acht doch numme!"
E Poſtſcheeſel, e Diliſchangs, Platz! Platz! . . .
Ganz riewi marſchiert uffem Dach dort e Katz,
Dott kummt au e Förſter mit ſim Hund.
Merr ſieht vielerlei in derr nemlieje Stund. . . .
Was koſcht diß Commod?
Jezz bembelt's awwer! 's iſch weijenem Dod
Vom Muſſi Friddesrichter. So? . . .
Do trat Eini Schaftring, ſinn ſi feil?
Was welle-n-err firr die Kett unn diß Seil? . . .
Was, Kaiwe-Jüddel! biſch au noch do?
Zaudi-Götſchel, jezz bliw i nimm geduldi,
De biſch merr noch zwanzig Franke ſchuldi.
Ann du Maierle, de weiſch . . . Ey, liewi Frau,
Iſch ſi au widder hie?
Es freut mi, daß i ſi ſieh . . .
Mich au. Si ſinn doch g'ſund unn wohl?
Dort zeller fiehrt Krutt.
Ey, der Herr dort redt doch gar ze lutt
Ann hett erſch kirzli falliert
Ann d'Lytt angſchmiert. —
Ey, daß der Guguck doch d'Maidle hol!
Wie zelli dort, die g'höre an de Pfohl.
„Koife-n-err oi Bäſe?"
Merr welle-n e biſſel bym Städel leſe. —
's iſch e netter Draguner, wott e Bakkebart! —
Dort zeller Herr dort, der hett ſich au ebbs erſpart.
Arrät! arrät! 's hett einer ebbs gſtohle,

Si welle de Polizeygard, de Cummiſſär hole. —
Se ſchaue numme,
Was dort firr drei netti Jümpferle kumme
Aß der Pangſion! —
„'s iſch derr genauſti Pris, merr kann ſi nitt berichre
Bi ſo 'me Gſchäft, diß kann i au verſichre
Merr hett nurr d'Müeh dervon;
's duet alle Fridda räſe."
Zell wär merr nitt geläſe,
Wenn i e Gimpler wär.
Gän Acht, es kummt e Kue! . . .
Los merr de Krytzelmann gehn,
Du bitter-beeſer Bue.
Sy, wi d'Frau Baaſe dort ſtehn! —
Drei Su, 's iſch min letſcht Wort.
„Potz Mord!
Wo kumme-n-ier her, vom Narrehus glauwi,
Merr wurd 's derr noch heim drum trauſe, du Dauwi,
Du Schäli, jezz geh merr vom Stand eweck." —
Duſſemang! merr henn hytt Surkrutt unn Speck,
D'Schul geht uß, 's ſchlat Mitta, kumme-n-alli mit,
Odder au nitt.

Odder au nitt.

Mín Nochber iſch e richer Mann,
Derr viele-n-Arme helfe kann,
Err iſch kenn Weltkind, err iſch frumm,
Lauft nitt ball do, ball dort erumm:
Am Owe huckt er ſtill im Stiwwel,
Unn zählt ſin Geld, leſt in derr Biwwel.
Geh, Armer, klauj em díní Noth,
Unn heiſch em keck e Stückel Brod,
Gewiß willfahrt err díner Bitt,
Odder au nitt.

Iſch diß geredt! Von Sittſamkeit
Parliert zell Frau, daß 's eine freut,
Si ſchilt uff d'Hoffarth, uff de Staat,
Daß merr ſo thyrí Kleider trat;
Si will nitt han, daß d'junge Fraue
Verliebt noch andre Männer ſchaue,
Si ſad: mín Alter iſch mín Freud,
Mín einzí Schätzel wytt unn breit;
Díe iſch getreu, wie's wenní gitt,
Odder au nitt.

Sy ſchaue zelle Dokder dort!
Wie geht der grad unn ſtolz, potz Mord!
Unn wie err redt ſo hochgelehrt,
I ha myn Lebtah ſo nix g'heert,
Kenn hieſis Wort, nein, üwwerrhíniſch
Und drunter nunter au latíniſch;
Err grifft de Puls unn macht e G'ſicht
Bedenkli, wi merr keins meh ſicht:
Der ſchaicht de Tod uff hundert Schritt,
Odder au nitt.

Na! ſehn, dort rennt e-n-Advekat,
Der macht gewiß us krumm nitt grad,
Der hett noch nie e Wort verdreíjt,
De Lytte d'Byttel nie ußg'feíjt,

Sin Lebbda wär der nitt im Stand
Sich ze berichre-n-uffem Gant;
D'Schikane ſinn em velli fremd,
Err lieſt nitt, ehnder gäw er 's Hemd;
Err ſad: „I haß Betruſ unn Strytt."
Odder au nitt.

Juhe! wie dort e Kaufmann fahrt!
Am Gittſchel iſch gewiß nix g'ſpahrt! . . .
E nett's paar Thierle! . . . Sini Frau
Unn ſini beedi Deechter au,
Wie die ſo protzerli do ſitze
Mit Hüte, Walle, Schaale, Spitze! . . .
O wär i doch e Biſſel rich,
Dem brächt i mini Thaler glich,
Der ſteht ſi guet, i wett was d'witt,
Odder au nitt.

Na, ſo e Pfarrer haww i gern!
Iſch diß gepreddyt! . . . Heideſtern!
Nit einmol ſchaut err nurr in 's Buch;
Der poltert eins uff's Kanzeltuech,
Wie weiß der Alles uß ze laiſe!
Es thut mi in der Seele fraiſe!
Err macht mi grine, macht mi froh,
Unn alles diß e-n-anderno,
Demm geht 's von Herze, liewi Lytt,
Odder au nitt.

Ey ſchaue dort! e-n-Offezier!
Hett der e Schnutzer! Was e Zier!
Unn was e glitzrichts Epolett;
Der Deiſe ſteht em gar ze nett.
Wenn d' fürſe Köuſle uß de Bumme
Em links unn rechts um d'Ohre brumme,
Der Find ſchunn mit em Bajenet
Affs Cammiſol em waidli geht,
So ſteht err wie e Mann im Glitt,
Odder au nitt.

'ſ iſch halt e Welt, wo der Verſtand
Der Meiſter iſch in Stadt unn Land;
Kenn Dummele kummt do ze ebbs,
Es gibt gewiß kenn riche Schepps,
Unn d'Ehrlichkeit, die währt am längſte,
Sobald de ſtielſt, ſo heißt 's: do hängſt de!
Unn was mi noch am meiſte freut,
Wer vornehm iſch, der iſch au g'ſcheut!
I wais, err ſauſe 's alli mitt,
Odder au nitt.

Des greiſen Sängers Troſtgeſang.

Was? grau das Haar? ich wär' ein Greis?
Wie bin ich's denn geworden?
Noch brauſt die Bruſt ſo ſiedend heiß
Und pocht an allen Pforten;
Noch glüht ſo jugendlich das Herz,
So reich an Luſt, ſo reich an Schmerz,
Wie in den Maientagen.

Auch ſchneebedeckt die Tann' iſt grün,
Vom Winter nie geſchrecket,
Und Flammen aus Vulkanen ſprüh'n,
Die eiſ'ge Rinde decket.
Mag grau'n das Haar ſo lang, ſo lang;
Mich locken Liebe, Wein, Geſang,
Wie in den Maientagen.

Die Lieb' aus tauſend Augen blickt,
Die lieblich mich umglänzen;
Der Rebenſaft ſo hoch entzückt,
Wenn wir die Becher kränzen;
So liederreich iſt Bardenhain,
Ich ſing wohl auch mein Liedlein drein,
Wie in den Maientagen.

Was ſtrahlet mir ein freundlich Bild
Hervor aus grauen Zeiten?
Wie ew'ger Frühling, hold und mild,
Dran Stürme ſeitwärts gleiten?
Ha! du biſt es, Anakreon,
Du warſt im Alter Freudenſohn,
Wie in den Maientagen.

Herbei! Herbei! ihr Mütterlein,
Ihr holden Mägdlein alle!
Kommt, Zecher, Sänger, ſchließt den Reih'n,
Wölbt ihn zur Freudenhalle!
Sei blond, ſei grau, ſei ſchwarz das Haar!
Wir alle jubeln immerdar,
Wie in den Maientagen.

An den Tod.

(1818.)

Geſtrenger Herr! ich muß Ihm ſchreiben,
Dann, denk ich, ſpart Er den Beſuch,
Wir können doch die beſten Freunde bleiben;
Drum hör' Er nur, in ſeinem Leichentuch,
Herr Senſenmann! Er treibt das Ding zu bunt:
Von allen Seiten hör' ich klagen,
Mit Niemand könn' Er ſich vertragen;
So dürr Er iſt, ſei Er ein Schlund,
Der alles drohet zu verſchlingen,
Kein Moloch ließ' ſich ſo viel Opfer bringen.
Er greift ſo gierig um ſich her,
Als wär' Er Lief'rungskommiſſär,
Gott weiß, von welchem großen Fürſten!
Nach Tränen ſcheint er nur zu dürſten;
Ihn rührt nicht Klage, Gram und Schmerz,
Hat er denn gar kein menſchlich Herz?

Den Säugling reißt Er von der zarten Bruſt,
Entführt das Mädchen ſeines Jünglings Luſt!
Und Väter, Mütter müſſen ſcheiden,
Sobald Sein Knochenfinger winkt.
Er, Störer aller Lebensfreuden,
Auf deſſen Blick der düſt're Vorhang ſinkt,
Laß Er uns Zeit, für unſer Heil zu ſorgen.
Was mich betrifft, ſo bitt' ich nicht zu eilen;
Mir iſt es recht, ſeh' ich noch viele Morgen
Das Purpurrot der Nächte Schatten teilen.
Wohl iſt mir auf dem Muſenpferde,
Es trägt mich über Berg und Tal
Und ſchüttelt ab des Lebens Sorg und Qual,
Und „Wunderſchön iſt Gottes Erde!"
Sing ich, wie weiland Hölty ſang,
Den Er, Herr Hain, ſo früh entrang
Dem liederreichen Dichterlande,
Er, dem noch nie ein Lied gelang,
Es ſeie denn ein Schwanenlied,
Und: „Alle Menſchen müſſen ſterben",
Wovor die junge Freude flieht.
Mich feſſeln noch des Lebens Roſenbande;
Wann die Pokale ſich von Silberperlen färben,
Da waltet zauberiſch die Herrin Phantaſie,
Und mich umkreiſen ihre heitern Bilder,
Die Liebe ſchafft die Seele milder,
Und überall herrſcht Harmonie.
Es winken mir die Blümlein auf der Au,
Mich grüßen Äuglein ſchwarz und blau;
Es glänzt umher der Sonne Pracht,
Es ſinkt herab aus dunkler Nacht
Der Sterne goldenes Geflimmer,
Es wallt dahin der Mond im Silberſchimmer.
Auch hat mir Gott in treue Hut gegeben
Ein teures Weib und holde Kinderlein,
Drum, ſieht Er wohl, ich muß noch lange leben.
Hat ſich mein Mädchen, das drei Jahre zählt,
Den Jüngling ſeines Herzens einſt gewählt,

So muß ich doch an ſeiner Trauungsfeier,
Mit meines Tochtermanns Mama
Ein ehrenfeſtes Tänzchen wagen.
So was, Herr Tod, wird Er doch nicht verſagen!
Und rufen meine Enkel: Großpapa!
Dann wird das Leben mir auf's neue teuer;
Dann muß ich wieder Wiegenlieder
Und Puppen und Soldaten bringen.
Wer wollte nicht die Silberhochzeit feiern?
Und bei der goldenen ſich ſelbſt den Glückwunſch leiern!
Drum, beſter Tod, iſt Er ein Chriſt,
So halt' Er ein und geb' Er lange Friſt.
Und iſt das Stündlein endlich doch gekommen,
Wo keine Bitte länger nun mag frommen,
So komm' Er nicht als häßliches Gerippe,
Mit Stundenglas und Hippe:
Geſtalt' Er ſich als holder Genius,
Geb' Er mir leis den Geiſterkuß,
Und laß Er ſo zum wandelloſen Leben
Getroſt und fröhlich mich hinüberſchweben.

Kaiſer Sigismund in Straßburg.

Sei mir gelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemütlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte;
Du lebeſt in der Saiten Klang,
Und traulich ſchwebſt du im Geſang
Verjüngt in unſrer Mitte.

Heil ſei dir, Kaiſer Sigismund!
Gern' macht dein Lob die Leier kund,
Du Liebling holder Frauen!
Dein Bild ſchwebt mir ſo freundlich nah'!
Horcht! ... was in Straßburg einſt geſchah,
Will euch mein Lied vertrauen. —

Der Herrſcher, den ich euch genannt,
Zog ruhmbekränzt durch Stadt und Land,
Viel Fehden er geſchlichtet,
Gedämpft der Kirche bittern Streit
Und über Völker, nah' und weit,
Nach Recht und Fug gerichtet.

Da ward zu ſeiner Taten Lohn
Ihm zuerkannt die Kaiſerkron';
Drum rafft mit Roß und Mannen
Er ſich aus Welſchland rüſtig auf
Und ziehet, nach des Rheines Lauf,
Gen Aachen nun von dannen.

Und Straßburgs Mauern ihn umfahn;
Hier, jedes Herz ihm untertan,
Mag es ihm baß gefallen.
In freier Stadt, mit freiem Sinn,
Läßt er der Krone Sorgen fliehn,
Wo deutſche Becher ſchallen,

Legt ab die ſtrenge Majeſtät,
Bei Scherz und Spielen früh und ſpät,
Da mag er gern verweilen;
Der Frauen und der Mägdlein Flor
Umblühen ihn in holdem Chor,
Die Stunden raſch enteilen.

Als vom Bankett um Mitternacht
Der Kaiſer ſchied in ſeiner Pracht,
Umſtrahlt vom Fackelglanze,
Da luden ihn die Weibchen fein
Auf Morgen in die Herberg ein,
Am Hohenſteg, zum Tanze.

Es ſpricht der Fürſt ein freundlich: Gern!
Und kaum erbleicht der Morgenſtern,
Naht ſchon der Trupp der Schönen;
Im Nachtrock noch, die Füße bar,
Eilt Sigmund mit der holden Schar,
Und Pauk und Cymbel tönen.

Es ließ in jener biedern Zeit
Sich ſelbſt im Rauſch der Fröhlichkeit
Kein Chriſtenkind betören,
Tut gläubig, was die Kirche will:
Sie zieh'n ins Münſter, ernſt und ſtill,
Die Frühmeß' anzuhören.

Dann wieder hört man ſcherzend Wort,
Der Zug bewegt ſich fröhlich fort,
Wogt ſonder Raſt noch Ruhe;
An einer Bude macht er halt,
Die Frauen kaufen alſobald
Dem Kaiſer ein Paar Schuhe.

Und luſtig ging's Straß' aus, Straß' ein
Nun tanzend in dem Wirbelreih'n
Bis zu des Feſtes Saale;
Den Becher ſchwinget Sigmunds Hand:
„Den Frauen und dem Vaterland!"
Er grüßt mit dem Pokale.

Froh ſchwinden ſieben Tage hin;
Der Kaiſer muß nun fürbaß zieh'n,
Zum Krönungsfeſt ſich wendet;
Vorerſt den Frauen allzumal,
Zweihundertfünfzig an der Zahl,
Er güldne Ringlein ſpendet.

So hat das Zarte ſich vermählt
Mit Herzen, die der Mut geſtählt,
In unſrer Väter Mitte.
Sei hochgelobt, du alte Zeit,
Voll Einfalt und Gemütlichkeit
Und freier, heit'rer Sitte.

Georg Daniel Arnold.

(1780—1829.)

Lied des Pfarrers aus dem „Pfingſtmontag“.

Wo die hohen Waſſer rauſchen,
Lüfte rein durch Blüten wehn,
Blieb ich, dem Geſang zu lauſchen,
Horchend an dem Felſen ſtehn:
Aber wie ich ſtille ſtand,
Fern der Zauberklang verſchwand.

In des Tales tiefe Gründe
Zog mich fort der Töne Spur,
Doch verweht vom Abendwinde
Hört' ich ſie von weitem nur;
Raſtlos eilt' ich längs dem Bach
Dem Geſang, dem flieh'nden, nach.

Und des Baches leiſes Rieſeln
Gattet' mit den Tönen ſich,
Bis dem Tropfenfall auf Kieſeln
Ganz des Liedes Anmut wich:
Wohl, o Bächlein, leit' mich fort
Zu des Chors verborgnem Ort!

Doch wie ich mich naht', verſtummten
Schnell der Töne Melodien,
Nur die wilden Bienen ſummten,
Und des Waldes Vögel ſchrien,
Und es ward die finſtre Nacht
Einſam in dem Wald durchwacht.

Erſt als ich ins Reich der Träume
Bei der Frühe mich verlor,
Da erklang durchs Laub der Bäume
Unſichtbar der Zauberchor;
Schwellend her und ſtrömend hin,
Hört' ich ihn bald nahn, bald fliehn.

Und die Silberſtimmen ſangen:
„Nicht die Mühe, nur das Glück,
Hilft dir zu uns zu gelangen,
Bringt dich auf die Spur zurück.
Nur des Glücks allmächt'gem Drang
Folget heil'ger Lieder Klang.

„Einſt wirſt du uns wieder hören,
Trägſt du fromm des Sehnens Laſt;
Denn zu unſern Himmelschören
Führt kein Streben, keine Haſt.
Froh, auf unerſpähter Bahn,
Wirſt du wieder dich uns nahn."

Nun muß ich mit Sehnſucht klagen,
Alles um mich her iſt ſtumm,
Nach will ich den Tönen jagen,
Irren um die Welt herum.
Quälend iſt des Lebens Pflicht,
Tönen Liebesſtimmen nicht!

Georg Daniel Arnold

Die Rosen.

Dort auf dem Hügel, umspült von leisanrauschender Seeflut,
Wo sich die Pinie stolz hebt aus dem Lorbeergebüsch,
Blühen am sanften Abhang, von ewigen Westen gekühlet,
Rosen, den Äther umher füllend mit stärkendem Duft.
Sieh', wie aus schwärzlichem Laub die einen erglühen von Purpur,
Hat in ihr schimmerndes Meer Eos die Blüten getaucht?
Und wie mit blendendem Weiß zartblättrig die Kelche der andern
Glänzen, so glänzte der Schaum, der einst Cytheren gebar.
Wohl gab ich jenen den Vorzug, sah ich der blühenden Jungfrau
Sanftaufschwellende Brust hold mit der Rose geschmückt
Und ergriff mich der Wunsch, wie der Hauch begeisternd der Blume,
Mit den Rosen zugleich biegsame Myrthen zum Kranz
Ihr zu flechten ums Haupt, ums schwarzgelockte, und mit ihr
Jahre, wie Blüten gewebt, selig an Jahre zu reih'n,
Bis unerwartet der Gott, so flehte' ich innig zum Schicksal,
Unsre Fackeln zugleich senkt' in die stygische Flut.
Aber da ward ihr ein Kranz, ein andrer, von mir nicht geflochten,
Auch nicht mit Purpur verwebt, noch mit der Myrthe geschmückt.
Nein, sie nahmen dazu das Laub der düstern Cypresse,
Weiße Rosen und, ach! Mohn, die schlafdeutende Frucht.
Sprecht! warum wähltet ihr denn solch trauerverkündende Blüten?
Wir nicht, so klagten sie mir, wählten; der Tod hat gewählt.
Tritt hinein! Ach, da lag im weißen Gewande die Jungfrau
Leblos, ein eiserner Schlaf hielt ihr geschlossen den Blick.
Welche Macht hält gefesselt des prächtigen Gliederbaus Zauber?
Wer hat des Lilienarms holde Bewegung gelähmt?
Harret! Ich raube für sie vom Olymp des belebenden Feuers
Einen Funken in Eil', trotzend dem Götterverbot,
Und, die ätherische Glut einhauchend den schweigenden Lippen,
Schau ich's entzückt, wie der Geist kehrt in den Körper zurück,
Schau ich's, wie langsam das Aug', das prächtig geftirnte, dem Licht sich
Neu eröffnet und leis wieder die Brust sich erhebt,
Schau's, wie mit zartem Karmin die Marmorwangen sich färben,
Und wie die Grazie hold wieder den Arm ihr beseelt.

Mag mich dann immerhin auch an des Kaukasus Felsen Hephästos
Schmieden mit eherner Kraft, mag mir der Adler des Zeus
Gierig das Herz, das stets sich erneu'nde, zerfleischen, ich juble
Ewig bei endloser Qual, daß ich dem Tod sie entriß!
Eitles Rasen! Das schreckliche Schicksal flocht selbst mit Gewalt ihr
Um die leuchtende Stirn jenen verderblichen Kranz!
Seht! Welch' ein bittres Lächeln die bleiche Lipp' ihr umschwebet;
Hört ihr's, wie leise sie seufzt? Hört doch, o hört, wie sie klagt:
„Alles, was mich umgab, erfreute mein jugendlich Aufblüh'n,
Und das lächelnde Glück weilt', wo ich wandelte, gern;
Denn der pflegenden Sorge der zärtlichen Mutter entsprechend,
War ich ihr Stolz, ach! ich war alles ihr, war sie's doch mir.
Doch, als in sel'ger Erwartung und sicherm Genuß wir uns wiegten,
Stürzt' mich die Macht des Geschicks tückisch zum Orkus hinab.
Mutter, o zürne nicht mir, daß tief im Abgrund des Grams nun
Ohne Rettung, allein, grausam das Dasein dich quält.
Dulde, mein Schatten wird stets die Wang', die heißglüh'nde, dir kühlen,
Bis für dich auch ein Los fällt aus der richtenden Urn'."
Also klagte ihr Lächeln. Und, o! zum Titanenkampf war ich
Gegen die Götter bereit, Riesenkraft lieh mir der Schmerz.
Doch beim Rauschen im Laub der düstern Ulmen am Fenster,
Wohl verstand ich's, da schmolz plötzlich mein eiserner Mut.
Ach! was vermag der kühnste Entschluß? Wälzt minder das Schicksal,
Regellos spielend, auf uns seine zermalmende Last?
Lenkt mit wen'ger Genuß den flammenden Wagen im Kreislauf
Phöbus, wenn er weithin blutige Leichen bestrahlt?
„Auf", so winkte sie mir, „bewahre dein Herz und erweitr' es,
Daß unvergänglich mein Bild in dem geheiligten Raum,
Werter als Totenpaläste, begrüßt von hochströmender Nilflut,
Sich erhalte: nur so ist die Unsterblichkeit süß!"
Dies noch vernahm ich und floh — die Nacht war gekommen; es sah mich
Früh der aufdämmernde Tag oben vom zackigen Fels
Weithin auf das Meer starr blicken und sonder Besinnung
Zählen die Wogen, die laut sterbend zerschäumten am Strand.

Aber die Roſe, die ich vom Kranz der erblichenen Jungfrau
Scheidend gebrochen, ſie weckt wieder der Wehmut Gefühl.
Bleiche Blume des Dorns! du erſcheinſt mir ſo ernſt und ſo göttlich,
Seit du die heilige Stirn', ihr, der erhab'nen, geſchmückt.
Färbt dich gleich nicht mit Pracht der irdiſche Purpur, vereinigt
Leuchtet der Strahl des Lichts, rein wie im Äther, aus dir,
Und dein durchdringender Duft, er erhebt auf raſcherem Fittich
Mächtig den ſtrebenden Geiſt hoch in ein namenlos Land.
Blume der Sehnſucht! nicht mehr wird die prächtige Schweſter [mich reizen,
Auch wenn den Nacken ſie ſelbſt Hebes in Kränzen umſchlingt.
Mag, wie die Gattin des Zeus die Schätze der Erd' und des [Himmels,
Flora ihr Füllhorn vor mir leeren mit lockendem Wink,
Nicht mehr ergreift mich ein Wunſch; die weiße Roſe, ſie bleibt mir
Forthin erwarteten Glücks plötzlich verblichenes Bild,
Teuer jedoch; wenn umſonſt die andern des Lebens Genuß mir
Winken, zeigt jene von fern ſelbſt in der Nacht mir ihr Grab.

Wehrlied für die beiden Regimenter der Elſäſſiſchen Lanzenträger zu Pferd 1815.

Mel.: Friſch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
(Reiterlied aus Wallenſteins Lager.)

Horcht auf! Es erklingt der Trompeten Getön!
Wem gilt ſolch ein luſtig Geſchmetter?
Tief ſchallt es im Tal, und weit tönt's auf den Höh'n;
Wohl dringt es durch Sturm und durch Wetter!
Ihr Freunde! Das iſt des Vaterlands Ruf,
Des Vaterlands, das Euch zu Männern ſchuf.

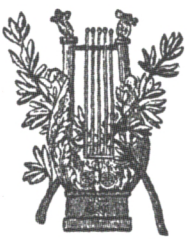
Nun klopf' in der Bruſt, du hochſchwellendes Herz,
Erfüll' dich mit heiligem Feuer!
Das Leben iſt ſonſt nur ein Spiel und ein Scherz,
Die Freiheit macht's edel und teuer.
Wir ſind für die Freiheit zu kämpfen bereit;
Frei leben und ſterben iſt unſer Eid!

Wir ſchwingen, getragen auf ſchnaubendem Roß,
Die weit und ſchnell treffende Lanze,
Wir fliegen mit Schwert und mit Feuergeſchoß
Zur Schlacht und zum blutigen Tanze,
Wir ſtürzen in Dampf und in Feuer hinein,
Wir ſtürmen, wir ſprengen der Feinde Reih'n.

Denn Elſaß, das ſchöne, das herrliche Land,
War immer die Heimat der Braven;
Kein Hof und kein Fürſtlein mit bleierner Hand
Erzielten da Knechtſchaft und Sklaven.
Die Fürſten, die Völker verkaufen wie Vieh,
Sie herrſchten im freien Elſaß nie.

Was wimmern und jammern im Dörflein ſie dort
Mit hilflos aufſtrebenden Händen?
Der Feind rückt heran, er will wüten mit Mord,
Mit Brennen, mit Plündern, mit Schänden!
Auf, Brüder, beſchützt mit entſchloſſenem Mut,
Die Hütten des Landmanns vor Feindes-Wut!

Die Göttin des Sieges mit freundlichem Blick,
Sie führt uns auf leuchtende Bahnen;
Sie heftet, ſie feſſelt das ſchwankende Glück
An unſre dreifarbigen Fahnen.
Wer mutig verteidigt den heimiſchen Herd,
Der iſt der Krone des Helden wert!



Karl Friedrich Hartmann.

(1788—1864.)

Meinem Elſaſſe.

Nimm freundlich hin, du Heimatland,
Den Kranz, den freudig ich dir wand
In meinen Feierliedern!
Es iſt die Freude, ſüß und rein,
In deinem Schoß erzeugt zu ſein
Und Lieb' dir zu erwidern.

Prang' fort in deiner ſtillen Pracht,
Die fremd- und heim'ſchem Auge lacht,
Prang' fort zur Schöpfung Ehre!
Bleib', Perle aus dem Altertum,
Verjüngt in deiner Kinder Ruhm,
Daß fort dein Nam' ſich ehre.

Prang' herrlich fort, mein Alſaland,
Aus Neid das Zwitterland genannt
Allwärts des Rheines Grenzen!
Du bleibſt doch, wie dich Gott beſtellt;
Und aller Neid der Außenwelt
Macht dich nicht minder glänzen.

Ein Frankenherz und deutſche Sprach'
Sind dem Alſaten keine Schmach,
Wie's auch der Fremde deute;

Er komm' in unſer Zwitterland,
Beſchau den Schmuck von Berg und Land,
Und's Aug der Zwitterleute.

Er ſchau ſich um, er ſchau ſich ſatt,
Bis ausgezürnt und tadelmatt
Die Weiſung er gefunden:
Daß, wo der Geiſt der Freiheit wallt,
Umſonſt der Ruf zum Knechtſein ſchallt;
Was frei, bleibt Frei'm verbunden!

Drum blühe fort, mein Heimatland,
Du Grenzeſchmuck vom großen Land
Der Freiheit und des Mutes!
Sei fort geſegnet, fort geehrt,
Erhalte deiner Kinder Wert
Im Wallen edlen Blutes.

Erklärung.

(Als Vorwort zu den „Dem deutſchen Franzoſenhaſſe" gewidmeten Gedichten.)

Dem Deutſchen, wie er lebt im deutſchen Lied:
Reinfühlend, kräftig, Schönem hocherglüht,
Der frei vom Neidruf: „Haß dem Frankenland!"
Dem reich' ich treu die Menſchenbruderhand.

Dem Deutſchen, der, wie ihn die Wahrheit lehrt,
Erkennt, daß auch der Frank' des Ruhmes wert,
Der fühlt, daß Volkeshaß des Mannes Schand',
Den ehr' ich laut und reich' ihm treu die Hand.

Und darum frei ſich hier mein Sinn ausſpricht:
Den Deutſchen, weil er deutſch, befeind' ich nicht;
Nur wem Franzoſenhaß im Innern nagt,
Dem ſei, ſelbſt ohne Haß, was folgt, geſagt.

Landes Art, Landes Sitte.

Was ſeit fünfzig Jahren die Franzoſen taten,
Nennt der Deutſche Schandwerk, Schinderhanneſiaden;
Alter Brauch, der Deutſchen ſüße Pflicht.
Ließe ſich das Ding jedoch ſo umwärts drechſeln,
Daß bei dem Geſchehnen unbemerkt zu wechſeln
Deutſches mit Franzöſiſchem in der Geſchicht',
O der Wunder! Welch ein Bild von Heil'gentaten,
Welchen Ruhms wär' dann der Franken Tun beladen,
Weil der Ruhm ſodann des deutſchen Namens Ruhm!

Heiſa, Arndt und Jahn und Menzel und Konſorten!
Wie beſchrieben dieſe dann die Sklavenhorden,
Die der Freiheit Meuchelmord ſo lang verſucht!
Hu, wie fände, als der Hölle ſchwärz'ſte Sache,
Jener langen Fürſtenwut gereifte Rache
Auf der Nachwelt fernſte Zeiten ſich verflucht!
Wie, um würdig all die Heldentaten zu belohnen,
Müßt' der Himmel ſein Geſtirn zu Siegerkronen
Eiligſt leihn, weil er teutoniſch drum erſucht!

Schade, ſchade, daß das Los nicht ſo gefallen!
Angemeßner, richt'ger ſchien' die Folge allen;
Denn der Ausruf zum Geſchehnen tönt' doch wahr:
Denn der Deutſchen Haß wär' wenigſtens verzeihlich,
Und der Franke, dem der Fürſten Schuld nicht heilig,
Zürnte ſeinem Sechsunddreißigherren-Heer,
Weil durch Englands Gold in lang durchſeuftztem Kriege
Zum Beſchluß er bei Verrat in blaſſem Siege
Söldner, Fürſtenknecht und Freiheitswürger wär'.

Doch, o Herr, führ' niemand in Verſuchung!
Laſſe, wem's gefällt, in Knie- und Rückenbeugung;
Ach, Fußſchemel-Menſchen iſt ja auch es gut!
Laß für Herrenſünde ſie die Franken haſſen —
Irgends muß ja doch der Zorn heraus ſich laſſen,
Wenn Erinn'rung ihren Stolz auflöſt in Wut.

Alſatenſtimme an der Rheingrenze.

Auch ich bin in Alſatien geboren;
Auch mir tat die Vergangenheit einſt kund,
Wie Deutſchland ſeine ſchönſte Perl' verloren,
Wie unſre Väter Deutſchland abgeſchworen,
Verlaſſen in des Dranges bängſter Stund'.

Auch ich bin in Alſatien geboren
Und Franke durch der Väter ernſten Schwur.
Auch ich hab' meinem Vaterland geſchworen,
Dem Lande, das die Väter ſich erkoren
Beim Schwinden jeder deutſchen Hilfe Spur.

Und ſo mag denn auch mir der Deutſche fluchen,
Dem blinder Haß in ſünd'gem Buſen brennt;
An mir auch mag der bleiche Neid verſuchen,
Des Mannes Vaterlandesliеb' zu fluchen,
Der ſich mit deutſchem Worte Franke nennt.

Ich werde, ob auch Deutſchtum mich verdamme,
Bewahren meines Buſens heil'ge Glut;
In ihrer Reinheit zeigen jene Flamme,
Die, als Verräterfeu'r an deutſchem Stamme,
Unrein genannt von unrein fremder Wut.

Doch eh' des Haſſes Unbild ich beſchwöre,
Bekenn' ich gern des Herzens ſüßen Hang:
Daß deutſches Wort und Lied ich freudig höre,
Daß deutſche Sitt' und Heimatlieb' ich ehre,
Und deutſcher Haß nur mir entweihend klang.

Drum frag' ich, was die Väter einſt verbrochen,
Als ſie, verarmet für das deutſche Reich,
Der Hilf' umſonſt geharrt, die längſt verſprochen,
Bedroht, gezwungen nur den Bund gebrochen,
Um abzuwenden ſichern Todesſtreich?

Wo waren Leopold's, des Deutſchen, Heere,
Als vor Argentoratum Ludwig ſtand,
Der, wohlbewußt, daß keiner Hilfe Speere,
Daß höchſte Not ihm keinen Sieg verwehre,
Den Eingang leicht zur deutſchen Veſte fand?

Und dieſer Schritt aus notgetrübten Tagen,
Dies Schauen nach der Hoffnung milderm Licht,
Dies, Schuld genannt, die Quelle deutſcher Klagen,
Als Sünd' den Enkeln feindlich nachgetragen,
Wo hier das Recht? Wie Klage und Gericht?

Wie mag ſich deutſche Weisheit hier bewähren,
Wie ſich der Spruch, der uns der Untreu' zeugt,
Wenn wir in Lieb' zum Land, dem wir gehören,
In Lieb', die Gott befohlen, uns entehren,
Wenn Frank' am Rhein ſich, Frank', unwürdig zeigt?

Und wenn wir denn, des ekeln Tadels müde,
Entſchloſſen einſt, Verſöhnung zu erflehn,
Zum Deutſchen riefen: „Nun denn, ſo gebiete!
Was iſt zu tun, wie teuer iſt der Friede?"
Aus welcher Sühne dürft' uns Gnad ergehn?

Vernähmen wir, da Treue uns Verbrechen,
Errieten wir vielleicht die beſſ're Lehr',
Das ernſte Wort der Trennung auszuſprechen,
Mit unſern Frankenbrüdern kalt zu brechen,
Aufruhr zu wecken feindlich um uns her?

Aufruhr! dies höchſte Schreckenswort der Zeiten —
Wie würd' es hier mit deutſchem Wort getauft?
Dürft' Beifall wohl vielleicht die Tat begleiten,
Ließ' ausnahmsweiſe Hochverrat ſich deuten,
Weil deutſchen Nam' wir wieder uns erkauft?

Und wär' uns dann das große Werk gelungen,
Was böte wohl zum Lohne ſich uns dar?
Welch beſſ'res Hoffen wäre uns errungen?
Welch ſchön're Höh' zu ſchön'rem Ziel erſchwungen?
Wie zeigt ſich uns die Zukunft offenbar?

Wir ſähen uns dem Mutterſchoß entlaufen,
Um Troſt (vielleicht von früher Reu' gequält)
Bei vierunddreißig Ländern zu erkaufen,
Die, irr', ſich mit dem Namen Deutſchland taufen,
Da jedes ſich, und nur ſich einzeln zählt.

Wir ſähen uns ... doch weg mit dieſem Wahne!
Ich wollte ja nur des Alſaten Treu'
Zum Vaterland', zu ſeiner Freiheitsfahne
Erheben und dem längſt verjährten Wahne
Dartun, daß Treu' uns pflichtgeboten ſei.

Wenn in dem Lauf von fünfzig ernſten Jahren,
Genoſſe einer vielbewegten Zeit,
Die reich an Wundern, Not und an Gefahren,
Er ſtolz ſich zählte zu der Brüder Scharen,
Die ſiegend das bedrängte Land befreit;

Wenn das Erfüllen ſolcher heil'gen Pflichten
Ein fremdes Grollen zu verdammen wagt,
Dann ſei's an uns, uns fragend aufzurichten,
Und unſrer Tadler Frevel aufzuſchichten,
Von der Geſchichte Rüg' einſt angeklagt.

Ich werde fragen dann, mit welchem Rechte
Des deutſchen Landes Herrn zum Kampf einſt ſchrien,
Als, ihren Thronen fern, ein Volk ſich rächte,
Der Freiheit huldigt' und dem Menſchenrechte
In ſeinen Grenzen Schutz und Sitz verlieh'n?

Daß jenes Kampfes Sieg zum Recht ſich neigte,
Daß das Erkennen unſers freien Stands
Beſiegter Meiſter Stolz und Willen beugte,
War ſolche Folg', drin Gottes Hand ſich zeigte,
Wohl Stoff zu Unmut heimgeſuchten Lands?

Daß ſpäter dann der Zeiten größtem Helden
Wir gern bewilligten den Kaiſerthron,
Weil Großes wir dem Retter zu vergelten,
Und groß das Danken unſerm Auserwählten
Sich zeigen mußt' als ſeiner Taten Lohn —

Wer hieß ob dieſem Tun den Neid erglühen,
Den Englands Gold zur Flamme angefacht?
Wer hieß zum alten Kampf die Deutſchen ziehen?
Aus weſſen Blicken ſah man Rache ſprühen?
Wer hat erneuert Feindliches gewagt?

Daß ſiegend dann mit ſeinen Wunderſcharen
Der neue Cäſar alten Ruhm bewährt,
Daß Deutſche dieſer Fehde Opfer waren
Und, töricht lachend ähnlichen Gefahren,
Uns and'rer Deutſchen Wahn zum Kampf begehrt;

Daß dieſe, wie die frühern, unterlagen
Und Schmach und Not mit jenen gleich geteilt;
Daß der Verſuch, das Frankenvolk zu ſchlagen,
Noch zweimal gleiche Frucht dem Neid getragen,
War dieſer Schuld der Franke wohl beteilt?

Es iſt Geſchichte, die ich hier berühre!
Und blinder Haß bellt lächerlich ſie an.
Die Wahrheit bleibt, ob Wahn auch falſch ſich ziere,
Und Schmach verbergend, Schmach im Munde führe,
Statt da zu zürnen, wo der Fehl getan.

'S iſt eine ſonder lächerliche Sprache,
Wenn, nach dem Kampf' für Herrn und fremdes Gold,
Bezweifelnd und umgeh'nd des Rechtes Frage,
Man ob der Not erfolgter Niederlage
Nur dem geſuchten Überwinder grollt.

Als endlich dann der Lenker der Geſchicke
Zum Deutſchen ſprach: „Frei ſei der langen Schmach!
Du haſt verſucht, wie fremde Herrſchaft drücke;
Zum Norden richte hoffend deine Blicke,
Und wenn der Rettung Zeit genaht, ſei wach!"

Wann tönte dann der Aufruf zum Befreien?
Beim Anblick unſrer norderſtarrten Macht —
Wie tönte der Erwachten Siegesſchreien?
Ach, ruhmleer! denn die Rettung zu entweihen,
Schallt' Racheſchrein, ein düſtrer Ruf der Nacht.

Was ſollte Rache, da wo kein Vergehen?
Nicht war die Rache zeitgemeßnes Wort.
Der Heimat Boden frei vom Feinde ſehen,
Den Feind verdrängen, ihn nicht haſſend ſchmähen,
Dies war Gebot; die Rache irres Wort.

Und wenn der Franke, endlich dann geſchlagen,
Noch heut' des Deutſchen feindlich Grollen hört,
Dürft' nicht, den Blick auf jene Zeit getragen,
Berechtigt er die Überwinder fragen,
Wie hoch wohl jenes Überwindens Wert?

Dürft' nicht er fragen, ob die Grabgeſtalten,
Getrieben von des Nordens wilder Schar,
Und Kinder, fähig kaum das Schwert zu halten,
Die für geſandte Hilfe ſpäter galten,
Ob ſolche Macht wohl ſchwer zu bänd'gen war?

Dürft' nicht er fragen, ob nicht an der Scheide
Des deutſchen Landes deutſches Herz gepocht?
Ob nicht, errötend in der Siegesfreude,
Beim Schaun des Frankenhäufleins Zahl im Streite,
Manch biedrer Deutſcher, ſelbſt ſich zürnend, focht?

Das Feld, wo einſt mit heiligern Gefühlen,
Mit höherm Mut ſich deutſche Treu' bewährt,
War Deutſchland, wo Befreiung zu erzielen,
Ein Hofer, Schill und ihre Tapfern fielen;
Da lohnt' Unſterblichkeit der Taten Wert.

Doch in dem Kampf, wo dreizehn Nationen
Die Reſte eines einz'gen Volks erdrückt,
Wo fallend ſelbſt die Heldenlegionen
Dem Sieg ſo nah ... dort konnte Ruhm nicht lohnen
Dem, der der Walſtatt Meiſter ſich erblickt.

Groß hat der ſelbſt durchlebte Raum der Zeiten
Mir meines Vaterlandes Bild gezeigt,
Und der Verſuch, als Zerrbild mir's zu deuten,
Hieß' kleinen Sinnes einen Glanz beneiden,
Vor dem gemeſſen, ſich der eig'ne neigt.

Die Liebe zu des Vaterlandes Bilde
Ist edles Fühlen, heilig süße Pflicht;
Doch hämisch sehn, wenn andern Lands Gebilde
In Wert und Größe sich dem Blick enthüllte,
Das will die Lieb' zum Vaterlande nicht.

O nein! des Hasses Stimme ist verklungen;
Längst wandelt' Friede sie in Liebeslaut.
Nur da hält alles Große sich umschlungen,
Wo Völker Bundeslieder rein gesungen;
Denn Völkerliebe ist des Friedens Braut.

Und wer sie, diese großgefühlte Liebe,
Im Wahn, des Landes treustes Herz zu sein,
Mit blinden Hasses ewig neuem Triebe
Zerstören will, dem wäre Not, er grübe
Sich tief der menschenleeren Erde ein.

Dem wäre Not, ihm rief's mit Donnerstimme:
„Hab' acht, daß nicht dein Dünkel dich erstickt!
Du weißt wohl mehr als Gott in deinem Grimme,
Hörst deinem Volk nur tönen seine Stimme,
Siehst nicht, wie liebend all' er überblickt.

„Was soll das Volk, wenn von der Throne Stufen
Der Fehde Briefe blutverkündend gehn?
Sind doch die Völker nicht zum Rat gerufen,
Sind sie's ja nicht, die Kriegeselend schufen —
Warum willst du, daß hassend sie sich sehn?

„Laß du des Krieges fressend Feuer brennen,
Die Heere taktisch sich Verderben weih'n.
Mag sich die Schuld am Schuldigen erkennen;
Die Völker können nie sich feindlich trennen,
Denn all' begrüßet einer Sonne Schein.

„Laß Frank' und Deutschen freundlich sich begrüßen;
Ein jeder sei des andern Achtung wert.
Will nachbarlich sich Herz zum Herzen schließen,
Laß nicht des Umgangs Mischung dich verdrießen;
Verkenn spießbürgerlich nicht ihren Wert.

„Ein jedes Volk trägt ſeine Schwäch' und Größe,
Wie ſeine Farben in des Wappens Schild.
Mit deutſchem Vorzug decke Frankenblöße,
Vor deutſchen Minderglanz rück Frankengröße,
So ſchaffft du dir ein ewig lachend Bild —

„Ein Bild, zu dem die Beſſern all' ſich neigen,
Das ſegnend weilt am alten Scheideſtrand,
Und einend ruft: „Heißt Feindliches hier weichen!
„Denn unſres Sterns zwei größte Völker reichen
„Sich an des Rheines Strom die Nachbarhand."

Ludwig Spach.

(1800—1879.)

Ich frage nie, woher die Töne kommen.

Ich frage nie, woher die Töne kommen,
Wenn bei dem Saitenklang mein Buſen glüht.
Was kann's dem innerſten Gefühle frommen,
Wenn auch der Neugier Blick die Saiten ſelber ſieht.
Weht Abendluft im kühlen Haine,
Ich frage nie, woher ſie weht,
Noch bei dem roſ'gen Abendſcheine,
Wo jetzt der Sonnendiskus ſteht.

Ich frage nie vor wunderſchönen Augen,
Warum der Liebe Glut aus ihnen ſtrahlt.
Genug, wenn gerne ſie in meine tauchen,
Und unter Wimpern ſich ein ſüß Geſtändnis malt!
Ich frage nie beim goldnen Weine,
Warum im Glas die Perle glimmt?
Sei er vom Rhodan oder Rheine,
Genug, wenn er mich höher ſtimmt!

Ich frage nie beim Schönen oder Großen,
Warum es groß, warum es ſchön.
Zerpflückſt du frevelnd jene Purpurroſen,
So bleibt der nackte Strauch verarmt am Boden ſtehn.
Genug, du fühleſt dich gehoben,
Mehr als der König auf dem Thron!
Genug, du weißt, es kömmt von oben,
Die Luft, das Licht, der Saitenton.

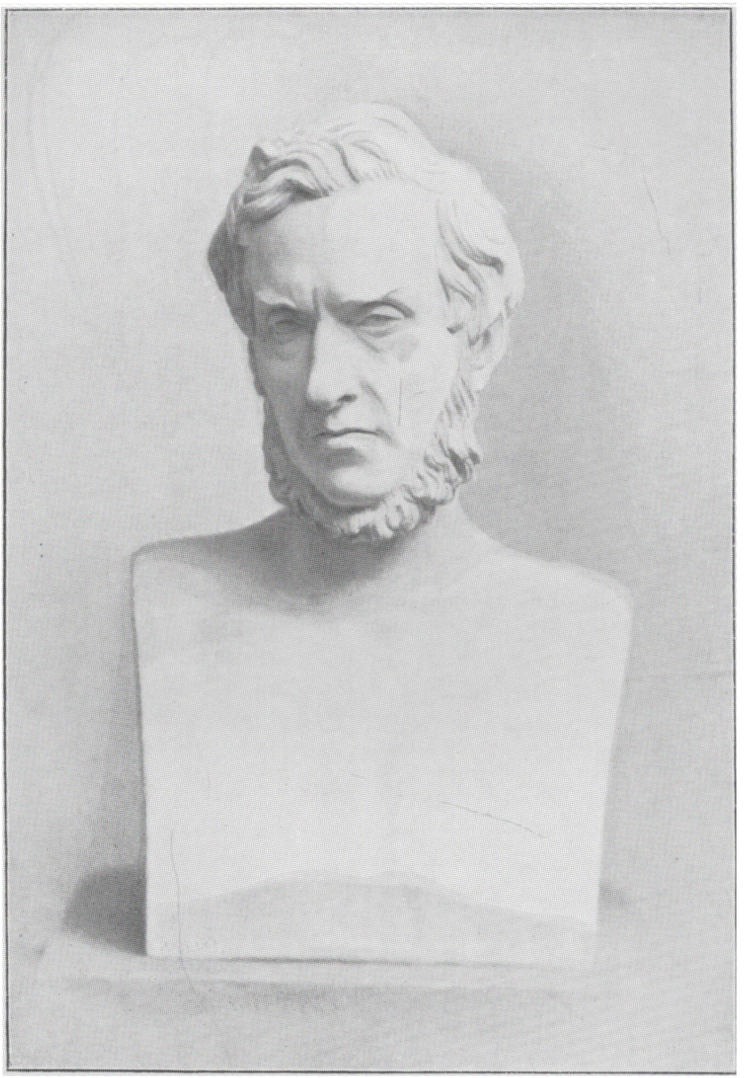
Der Liebe Ruhe.

Der Liebe Schmerzen magſt du ſchildern,
Die Sprache trägt von ſelbſt dich fort.
Auch zu des höchſten Glückes Bildern
Fehlt nie ein ſüßes glüh'ndes Wort.
Allein der Ruhe leiſes Schweben,
Das keine ſtürm'ſche Woge bricht,
Dies milde blumengleiche Leben,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Entfremdet iſt uns ſtiller Frieden,
Wir kennen nur Leid oder Luſt;
Wir ſind uns nur der Frucht, der Blüten,
Allein der Wurzel nicht bewußt.
Du zeichneſt uns in bunten Farben
Der Liebe Glück, ihr Strahlenlicht,
Du gräbſt noch tiefer ihre Narben,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Wie heißt der Liebenden Empfindung,
Wenn ſie den Gipfel ſchon erreicht,
Und doch in ruhiger Verbindung
Ein ſel'ger Tag dem andern gleicht?
Du zeichneſt uns der Liebe Zürnen,
Das ſtromgleich jede Schranke bricht;
Das Abendrot auf Bergesfirnen,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.

Es fehlet ihr der Reiz der Neuheit,
Und nur dem Neuen fröhnen wir:
Der Ruhe wechſelloſe Freiheit
Sie iſt verkannt, verachtet hier.
O! vor der Sommerſonne Strahlen
Verdämmert bleich des Mondes Licht ...
Drum magſt du alles, alles malen,
Der Liebe Ruhe malſt du nicht.



Ludwig Spach

Das Unausſprechliche.

Du rufſt der Echo in des Berges Schlünden,
Und vielfach tönt ihr trauter Widerhall.
Du willſt ihr körperloſes Weſen finden
Und der Geheimnisvollen Sitz ergründen?
Gleich der Geliebten lebt ſie überall.

Wie viele Namen auch aus meinem Munde
In kleinen Liebesliedern ſchon geſchwebt,
Sie gaben nur von einem Weſen Kunde,
Von einer Liebe, die im Herzensgrunde
In tauſend ſanften Echotönen lebt.

Und ob ich ſchon in mannigfachen Bildern
Von ihrem Glanz und ihrer Schönheit ſprach,
Nur matte Morgenſtrahlen konnt' ich ſchildern,
Um meines Herzens tiefe Glut zu mildern;
Allein wer malt des Schimmers Sonnentag?

Und ob ich ſchon in rauſchendem Akkorde
Von Liebesglück und ſüßem Taumel ſang, —
Das Glück verſchwimmt in Seufzer, nicht in Worte;
Du ſtehſt im Finſtern vor der Himmelspforte,
Und ſingſt den Strahl, der innen dich durchdrang!

Apoll, verbannt von des Olympos Höhen,
Durchzieht beklommen, ernſt das Hirtental,
Er kündet nicht, was er bei Zeus geſehen:
Wer könnte wohl ſein Götterlied verſtehen?
Allein er ſingt der Sehnſucht bittre Qual.

Die Weide und die Wieſe.

Es blühte die Weide am Wieſenſtrand;
Wohl war ſie dem grünenden Boden verwandt,
Sie hielten ſich feſt, ſie hielten ſich treu,
Und ein kühles Gewäſſer floß da vorbei.

Das Waſſer benagte verſtohlen den Baum;
Es höhlete leiſe den Wieſenſaum . . .
Die Weide lange nichts fühlte, nichts ſah;
Sie glaubte ſich immer der Wieſe ſo nah.

Und unbewußt trennt ſich das Bäumchen los?
Es neigt ſich allmählich zum Waſſerſchoß.
Jetzt ſchwillt der trügeriſch wühlende Bach
Und zieht die trauernde Weide nach.

Und die Wieſe ward grünender als vorher;
Doch die Weide trieb hinunter ins Meer,
Entblättert, den Stamm mit Waſſer gefüllt . . . .
O meiner unſeligen Liebe Bild!

Clement Marot.

Den Vorwurf las ich ſchon auf deiner Stirne,
Mein ſtrenger Freund, weil du in meiner Hand
Des Clement Marot Liebeslieder ſieheſt.
Wohl träum' ich gerne mit dem kecken Dichter;
Zeih' mich darob ſo ſchnell der Sünde nicht.
Zu ihm ſtieg Margareta ſelber nieder,
Navarras liebewarme Königin;
Mir, während ich nach Junobildern haſchte,
Zu Fürſtinnen mich hoch hinauf verſtieg,
Zerrann die Wirklichkeit, wie Nebelwolken,
Wenn ſich am Horizont die Sonne zeigt.

Dir, Lieber, liegt die Jugend abgerundet
Ein ſchönes Ganze vor den Augen da.
Im Goldpalaſt, und in des Wilden Hütte,
Auf ſeidnem Pfühl und auf dem Schiff der Wüſte,
Haſt du die Zauberlüfte all' geatmet,
Die nur des Jünglings Buſen faſſen mag.

Du kennſt ſie nicht, die Qual der Fieberträume,
Du kennſt ſie nicht, die Qual der langen Nächte,
Wenn Fee Morganen gleich, die Sehnſucht ſchöpferiſch
Dir Paradieſe vor die Augen bringt
Und ſie ins Nachtgrau wieder ſchnell verſchlingt.

O! welche blühenden Geſtalten da
In leichten Duft gehüllt vorüberſchweben;
Die alte Götterwelt ſcheint neuverjüngt
Die ſchönſten Formen alle dir zu ſpenden,
Und dann iſt alles wieder nichts, ein Traum.

Wer einmal ſich in jener Welt erging,
Er iſt gebannet, wie von magiſchem Spruche,
Er kann nicht aus dem Zauberzirkel treten,
Er haſcht begierig ſtets nach neuer Nahrung,
Die ihm der Traum aus goldner Schale reicht;
Und ſucht er in der Geiſterwelt Genoſſen,
So iſt's bei Dichtern, die wie er gelitten,
Und oft erreicht, was er geſucht . . . . .

O laß mir Clement Marots Liebeslieder,
Laß mir den Wahn von ſeinem Glück. Er büßte
Im Kerker bald, und bald in der Verbannung
Der Königsſchweſter Neigung, — und ich büße
Durch fruchtlos Hinſchau'n nach dem Paradieſe.

Morgengenuß.

Warum iſt die Morgenluft ſo rein?
Warum ſo friſch ihr leiſer Hauch?
Noch atmete ſie der Menſch nicht ein;
Noch ſäuſelt ſie friſch durch Baum und Strauch.

Was perlet der Morgentau im Gras?
Was ſteht die Blume ſo ſaftig, ſo grün?
Noch trug der Menſch nicht ſeinen Haß,
Nicht ſeine Qual durch die Fluren hin.

Was ſcheinet die Sonne, der Hitze beraubt,
Des Morgens, von keinem Wölkchen getrübt?
Noch ſchien ſie nicht auf des Menſchen Haupt;
Noch hat er nicht im Freien geliebt.

Denn, wie er haßt, ſo liebet er auch,
Die Hölle tobend in ſeiner Bruſt;
Verfolgt von ihrem glühenden Hauch
Wird ihm zum tötenden Stachel die Luſt.

O, was du geliebt, das meideſt du bald,
Weil meiſt die Liebe nur Täuſchung iſt
Und ſchnell, mit heimlicher Allgewalt,
Die Reue ſich in den Buſen frißt.

Sie fühlet ſich an der weichen Bruſt
Meiſt dunkel und leiſe zum voraus ſchon.
Du ſuchſt in der Liebesträne Luſt,
Das iſt der Hölle greller Hohn.

Drum bade dich rein in der Morgenluft,
Weil deine Genüſſe nur Tränen ſind;
Trink unentweihten tauigen Duft,
Und werde, kannſt du's, wieder zum Kind.

Nicht lange mehr!

Nicht lange mehr, und jener heitre Himmel
Verſinkt in düſtre Wolkennacht;
Verhüllt der Sterne liebliches Gewimmel,
Verbirgt des Mondes ſtille Pracht.
Noch glänzt er mild, noch glänzt er hehr,
Nicht lange mehr!

Noch ſaugeſt du des Frauenlobes Düfte,
Noch lächelt dir des Preiſes Glück.
Es kühlen dich der Freundſchaft milde Lüfte,
Und immer vorwärts ſchaut dein Blick.
Dir iſt ſo wohl, ſo wenig ſchwer,
Nicht lange mehr!

Die Liebe drückt an ihre weichen Lippen
An ihren ſanften Buſen dich;
Verborgen ſind dir ihre tiefen Klippen,
Du ahneſt kaum der Reue Stich.
Du wiegſt dich leis auf ebnem Meer,
Nicht lange mehr!

Du preiſeſt jenes Götterſchickſals Weben,
Das alles hier zum Beſten ſchafft;
Du wirfſt dich unbeſorgt ins offne Leben,
Du ahnſt nicht ſeine Feindeskraft;
Nur ſeine Fläche winkt dir her,
Nicht lange mehr!

Heut' lauſcheſt du nur leichten Jubeltönen
Im Tanz auf ſamtnem Wieſenplan,
Noch ungeſtört vom nahen Donnersdröhnen
Auf deiner blum'gen Frühlingsbahn.
Der reinſte Klang trifft dein Gehör,
Nicht lange mehr!

In der Nacht.

Durch den Regen hinaus, in die finſtere Nacht
Und immer voran und an nichts gedacht,
Als an den raſchelnden Tropfen im Laub,
Und an den hochaufwirbelnden Staub,
Und immer weiter durch Lindenalleen,
Die rieſenhaft hier im Dunkel ſtehn!
Und winkt wo ein Licht im Bauernhaus,
Ich klopfe nicht an, und weiter hinaus,
Wo der Rhein am hohen Wehre ſich bricht,
Er brauſet an, doch erſtürmet es nicht.

Und ich lauſche dem Waſſer und höre es nah'n,
Dumpf wie die Wellen im Ozean,
Und von dem hohen Damme herab
Verliert ſich der Blick in dem wogenden Grab,
Im Wirbel, der toſet, im Schaume, der ſtäubt,
Und es flüſtert die Lippe, vom Schwall übertäubt:
„Euch Wogen des Lebens, euch trotzet die Bruſt,
„Sie ſpottet des Andrangs, der Kampf wird Luſt,
„Und wo dem Schwachen gerinnet das Mark,
„Dem Damme gleich fühlt ſich der Kühne ſtark."

Noch endete nicht den Kreislauf das Jahr,
Ich kehre zum Strome nicht, der ich war:
Zerriſſen ein zartgewundenes Band,
Zerſtört ein Aſyl in dem fremden Land.
Doch als mich der Schmerz der Trennung ergriff
Wie ein wogenzerſchlagenes, leckes Schiff,
Als ſchon die Bruſt in den Waſſern verſchwand,
Da kehrte Beſinnung, da rief ich nach Land
Und ruderte mutig und wehrte mich kühn
Und ſeh' jetzt vom Damm herab Fluten ziehn.

Die Tiber fließt ruhig im Sonnenſchein.

Die Tiber fließt ruhig im Sonnenſchein,
Rings dampfen die Höhn von gekeltertem Wein;
Rings tönen die Hügel von Freudengeſang,
Von Jungfrauentanz und Cymbalenklang;
Denn frühlingsgleich zeigt Oktober ſich hier
Und erweckt das erſtorbene Römerrevier.
Mir ſchnürt ſich das Herz in dem frohen Gewimmel;
Seh' Laub an der Erde und Wolken am Himmel.

Und wär' es das Herbſtlaub im Heimatswald,
Wo der Sturm durch entblätterte Eichen ſchallt!
Und wären es Wolken am Horizont,
Wo der Vater und nicht mehr die Mutter wohnt!
Und läg' ich auf ihrer feuchten Gruft,
Rings eingehüllet in Nebelduft,
Wie in unendlichem Totenſchleier!
Mir wäre beſſer, ich atmete freier.

Denn wehe dem Sohn, der die Mutter verläßt!
Ihn wärmt keine Sonne, ihn heitert kein Feſt;
Ihm ſtirbt auf der Lippe das matte Gebet,
Ihn umſchwebet ein Schatten, wohin er geht,
Verfolgend nicht, doch Schmerzen im Ton:
„Warum in der Ferne, mein armer Sohn?
„Kein Papſt hat Balſam auf deine Wunden,
„Im Mutterſegen nur kannſt du geſunden".

Und den letzten Segen vernahm ich nicht;
Vergeſſen hab' ich die Liebespflicht,
Auf Heidengräbern die Zeit verpraßt,
Den andern ein Rätſel, mir ſelber zur Laſt.
Noch brechend ſuchte mich liebend ihr Blick;
Doch nimmer kam der Verlor'ne zurück. —
Die Tiber fließt ruhig im Sonnenſcheine,
Und weiß nicht, warum ich am Ufer weine.

Der Peters-Dom und das Straßburger Münſter.

Sankt Peter ſah ich groß im Sonnenſchein,
Und größer noch im bleichen Mondenlicht,
Das an dem Rieſenbau und ſeinen Säulenreih'n
Sich ſtumm verliert und durch die Pfeiler bricht,
Wie durch die Waldnacht ferner Lampenſchein.

Den Obelisken vor Sankt Peters Dom,
Ich ſah ihn groß im Geiſterlichte ſtehn,
Den ew'gen Zeugen in dem Zeitenſtrom!
Er hat den heil'gen Nil, die Cäſar'n einſt geſehn
Und überlebt vielleicht das junge Chriſten-Rom.

Die Brunnen an des Obelisken Fuß,
Ich hört' ſie rauſchen durch die heil'ge Nacht;
Da kam es über mich wie Freundesgruß;
Es ward ein Heimweh in mir angefacht
Und riß mich los vom ruhigen Genuß

Und zeigte mir den würd'gen Erwinsbau,
Den Münſterdom! Sei ſtolz, mein Vaterland!
Es mangelt dir des Südens Azurblau,
Doch ernſter als Sankt Peters Marmorwand
Hebt unſer Obelisk ſich in der Wolken Grau.

Ein Chriſtentempel iſt's! Nicht heit'res Monument,
Nicht Kolonnade für das Heidentum.
Ein myſtiſch Dunkel herrſcht, wo man den Heil'gen nennt,
Und draußen ſtrebet zu des Herren Ruhm
Lebendig jeder Stein hinauf ans Firmament!

O jedesmal, wenn aus der Fremde her
Zum Vaterhaus ich flüchtig eilend kam,
Und fern am Horizont in einem Nebelmeer
Die Pyramide wie ein Leuchtturm ſchwamm;
Da bebte mir das Herz! Da fordert ich nie mehr,

Als am Vogeſenfuß ein ſtill Aſyl
Mit dieſem Anblick! Sei auf Sonnenhöhn
Bei Tivoli des Wunderbaren viel,
Albano, Nemi, prangt mit Zauberſeen;
Nichts hielte mich entfernt von dem erwünſchten Ziel.

Was iſt die Villa, was der Lorbeerhain,
Die nicht geheiligt ſind durch Freundeswort?
Hier wird das ſchönſte Abendrot nicht mein;
Der zarte Farbenduft ſchwimmt ungenoſſen fort,
Und unberührt blinkt mir Falerner Wein.

Rauſcht immerfort durch Roma's heil'ge Nacht,
Ihr Brunnen an des Obelisken Fuß;
Ihr habt ein Heimweh in mir angefacht,
Mich angehaucht wie ferner Freundesgruß.
Rauſcht immerfort durch Roma's heil'ge Nacht!

Rückkehr.

Ihr nehmt ihn wieder auf, den Heimatloſen,
Er ſetzet ſich an eurem Herde hin
Und labet ſich am Duft der Roſen,
Die üppig hier vor eurem Fenſter blühn;
Und labet ſich noch mehr am milden Worte,
Das balſamgleich von Freundeslippen quillt ....
O, daß ihr wüßtet, wie ſein Buſen überſchwillt,
Wenn er der gaſtlich offnen Pforte,
Den wohlbekannten Pappelbäumen naht,
Wenn er ſie reifen ſieht, die goldne Saat,
Die, rings um eure Gärten ſchwankend,
Den Schnitter ruft; wenn eure Rebe, rankend
Auf hohem Baum, ſich über Wandrers Haupt
Zum grünen Dache wölbt, wenn dicht belaubt
Die friſchen Wäldchen ihn umfangen,
Wo kühle Luft herweht auf heiße Wangen
Und der Erinnerung den Stachel raubt.

Erſt geſtern war's; ich ging am nahen Weiher,
Den Tann' und Buche kränzt, im Abendſchatten hin;
Ich ſah das Schwanenpaar wie weiße Segel ziehn,
Und friedlich ward's in mir, und furchenfreier
Die müde Stirn — ich glaubte wie der Schwan
Auf glatter Fläche ruhig hinzuſchweben;
Und roſig dehnte ſich das jugendliche Leben
Vor meinem Blick — ich wähnte, meine Bahn
Sei hier gezeichnet, ſtill, von Städten fern,
Fern von der Welt, dem wüſten Ozean;
Und neben mir gleich einem milden Stern
Säh' mich ein Weſen huldreich liebend an;
Und immer träumend, ging ich fort und teilte
Des Tages Stunden ein; bald in dem Meierhaus
Säh' ich der Arbeit nach und weilte
Auf reichen Wieſen ſtundenlang; bald eilte
Ich in den Wald zur wilden Jagd hinaus;
Bald auf dem breiten Waſſerſpiegel
Des Rheines ſchaukelt' ich im Nachen eng und klein
Und öffnete der Segel weiße Flügel
Und ſähe ſtumm und tief ins Himmelsblau hinein.
Oft vom Balkon herab durchſpäht' ich Berg und Hügel,
Die feſt am Horizont, ein Bild der Treue, ſtehn,
Ob auch, entfeſſelt, ohne Zügel
Die Stürme rauh und wild durch ihre Tannen wehn.
Und ſcheuchte mich ein Regenſchauer
Ins ſtille Haus, zum warmen Herd,
Begänn' ein traut Geſpräch, wohl Sonn' und Sterne wert;
Und oft umfinge mich der Wehmut ſüße Trauer,
Das Wonnebeben, wenn in Freundesmitte
Der Geiſt ſich aufſchwingt über ird'ſche Zeit,
Und ſtill, wie unſichtbare Geiſterſchritte,
Ein Anwehn dich ergreift von Gott und Ewigkeit ....
Es iſt ein Traum! Der Schwan im nahen Teiche
Verläßt nie ſeine Flut, es wurzelt feſt die Eiche
Im nahen Wald, es wogt das goldne Korn
Mit jedem Sonnenjahr auf wohlbekannter Stelle,
Im alten Bette ſtrömt des Rheines Welle:

Nur mich ergriff der Himmel wie im Zorn
Und ſprach: „Geh hin, wo fremde Töne ſchallen,
Geh hin, wo Tauſende an Tauſenden vorbei
Mit ſtarrem Blick und kalt vorüber wallen,
Wo herrſcht der Unbeſtand, verhöhnet wird die Treu;
Geh hin, und knüpfeſt du auf fremdem Boden
Mit liebeheißer Bruſt ein neues Band,
Zerriſſen fühlſt du's bald durch kalte Eiſenhand:
Vereinzelt ſollſt du gehn in's finſtre Reich der Toten."

— Warum? — Ich frage nicht, und beuge ſtill das Haupt,
Und ziehe hin, wie mich die Winde tragen;
Beglückt, wird mir das eine nicht geraubt,
Wird mir nach langem Irren, langem Jagen
Nur einen Abend lang ein Zelt hier aufgeſchlagen.

Daniel Hirtz.

(1804—1893.)

Meine Leiden und Freuden.

Wäre ich ein reicher Mann,
Der aus Zinſen leben kann,
Da wollt' ich erſt dichten!
Oftmals ſteckt mir was im Kopf,
Aber, ach! mich armen Tropf
Feſſeln Arbeitspflichten,

Laſſen mich der Poeſie
Pflegen nur mit harter Müh';
Muß die Zeit faſt ſtehlen!
Bin ich meiner Drehbank fern,
Brummt ſie ob des faulen Herrn,
Den die Reime quälen.

Wenn die Feierſtunde ſchlägt,
Wird das Werkzeug hingelegt,
Pegaſus gezäumet.
Ach! der arme, müde Wicht
Kann Morpheus wehren nicht,
Nicket bald und träumet!

Da geht's nun gar kläglich zu!
's Flügelroß bleibt hübſch in Ruh',
Will nicht Reißaus nehmen,
Iſt ſo ſtörriſch, iſt ſo träg,
Die Begeiſt'rung bleibet weg,
Ein betrüglich Schemen!

Daniel Hirtz

Nichts wird aufs Tapet gebracht,
Drum, ihr Muſen, gute Nacht!
Trauert mit dem Armen.
Weil's nicht mit dem Dichten geht,
Leg' ich lieber mich zu Bett ...
Iſt's nicht zum Erbarmen?

Wenn der Körper matt und müd',
Wie ſoll dann ein neues Lied
Lebenswarm entſpringen?
Geiſtes Kraft iſt abgeſpannt,
Und der Flug nach höherm Land
Will ihm nicht gelingen!

Armes, armes Dichterlein,
Laſſe doch das Reimen ſein:
Schuſter, bleib' beim Leiſten!
Bleib an deiner Drechſelbank,
Aganippens Feuertrank
Raubt Verſtand den Meiſten!

Kann nicht! 's wogt mir in der Bruſt
Wunderſam die Dichterluſt,
Muß zur Feder greifen!
Kann dem Drang nicht widerſtehn,
Muß die holden Schweſtern ſehn
Helikon umſtreifen.

Sonntag iſt mein Freudentag!
Liedesklänge werden wach,
Ruhig iſt's und friedlich.
Sonntags kehrt, mich zu erfreu'n,
„'s Mädchen aus der Fremde" ein,
Mir wird's ganz gemütlich!

Kümmre mich nichts um die Welt;
Gut im Stübchen mir's gefällt,
Freude thront im Buſen!
Pegaſus hält rühmlich aus,
Jaget keck mit Sturmgebraus
Fort zum Sitz der Muſen. —

Bricht der Montag neu heran,
Stell ich mich zur Arbeit dann,
Wie's dem Drechsler ziemet.
Der entgeisterte Poet
Wieder an der Drehbank steht,
Klagt und wünscht und rühmet:

Wäre ich ein reicher Mann,
Der aus Zinsen leben kann,
Da wollt' ich erst dichten!
Oftmals steckt mir was im Kopf,
Aber, ach! mich armen Tropf
Fesseln Arbeitspflichten!

In der Münsterkrone.

Auf hohem, luft'gem Throne
Da sitz' ich wohlgemut,
Erwinia's Felsenkrone
Hält mich in treuer Hut!

Wohl liegt in süßem Schlummer
Dort unten mancher noch,
Verträumt des Lebens Kummer,
Befreit vom schweren Joch.

Bin doch nicht ganz alleine
So nah dem Himmeltor;
Aufschwirrt aus dem Gesteine
Der Dohlen schwarzer Chor.

O, wie so schön hier oben
Im frischen Morgenlicht,
Das strahlend sich erhoben
Und über'n Schwarzwald bricht.

Mein Buſen auch ſich hebet,
Und wonnig pocht das Herz,
Voll heil'ger Andacht ſchwebet
Das Auge himmelwärts!

Ich bring' im Frühgebete
Dem Schöpfer Lob und Preis,
Auf hocherhabner Stätte,
Ob Heil'genbilder Kreis!...

Allmählich wird es rege;
Sonntag bricht feſtlich an!
Der Morgenglocken Schläge,
Sie zittern hell heran.

Und ſchmetternd klingt von ferne
Der Krieger Feſtmuſik,
Vor ſtattlicher Kaſerne
Erſpähet ſie mein Blick.

Horch! Wie die Hörner klingen!
Wie ſchallt's herauf ſo weit
Auf leichten, luft'gen Schwingen:
Glück auf! 's iſt Sonntag heut!

O, wie ſo ſchön hier oben
Im alternden Geſtein,
Von Meiſterhand gehoben
In Äther hoch hinein.

Einſt unbehauen lagen
Dort in des Krontals Kluft
Die Felſen, die hier ragen
So künſtlich in die Luft.

Wie ſich die Bogen runden,
Wie ſchlank die Türmlein ſtehn,
Von Blättern feſt umwunden;
Wie biſt du, Münſter, ſchön!

Kennt ihr den kühnen Meiſter,
Der dieſes Werk erdacht?
Erwin von Steinbach heißt er,
Er, er hat es vollbracht!

An jenes Berges Fuße
Trat ſtill er in die Welt,
Kam her mit deutſchem Gruße,
Baut Straßburgs Steingezelt.

Nun ſteht ſchon manch Jahrhundert
Das hohe Felſenhaus,
Geprieſen und bewundert,
Schaut kühn und ſtolz hinaus,

Grüßt Badens ſchöne Gauen,
Des Schwarzwalds dunkeln Kranz
Und grüßt Alſatiens Auen,
Das weite Rheintal ganz!

Nicht Grenzen ſollten ſcheiden
Dies biedre Volk, dies Land;
Fürwahr! 's wär' zu beneiden,
Umſchläng's ein feſtes Band!

Verwächſt zu einem Stamme
Dies Volk einſt und dies Tal,
Glüht eine Freudenflamme
Auf Erwins Ehrenmal!

August Stoeber

Auguſt Stoeber.

(1808—1884.)

An das rheiniſche Odeon.

Die alten Dome, der alte Wein,
Der deutſche Liederklang am Rhein:
Das ſind die rechten Zauberwort',
Die hüten den Nibelungenhort!
Laßt ſie erſchallen von Mund zu Mund,
Ihr Sänger der rheiniſchen Tafelrund'!

Lebensbild.

Das Knäblein ſteht am Herd allein,
Es wirft ein Blatt zur Glut hinein.
Die Flammenzung' entgegen ſich ſtreckt,
Hat's gierig um und um beleckt.
Faſt iſt's zur Kohle ſchon geſunken,
Nur wandeln einſam lichte Funken
Wie Sterne hin und wieder, zittern,
Verglimmend bald in goldnen Flittern;
Dann rauſchet ſchwarz und todesmatt,
In Aſch' erſterbend, hin das Blatt.

So, Knäblein, flammt in Lebensmut
Auch deiner Jugend raſche Glut:
Die Flamme zehrt, bald ziehn, wie dieſe Sterne,
Im letzten Glühn die Freuden in die Ferne;
Du ſinkſt, ein Aſchenblatt, am Grabesherde,
Doch andre Sterne glühn dir ob der Erde.

Das Herz.

Dein Herz iſt eine Aeolsharfe,
Sagſt du, und hängſt dich wehmutvoll,
Sehnſüchtigſelig in die Zweige
Des Blütenbaumes. Jedem Winde
Tönſt du, im ſüßen Zaubermeer
Der Klangeswellen liebestrunken ſchwimmend.
Für jedes Hauches Weh haſt du ein Ach!
Zerfließ'ſt für jeden Schmerz in Tränen.

Wollt lieber, dein Herz wär ein Hammer
Und ſchlüg' an ehernen Schild,
Daß glühten und ſprühten die Funken!
Zur Tat! Geſellen, zur Tat!

An einen Dichter.

Du ringſt nach Ruhmeskränzen und nach blankem Golde,
Dein Herz und deinen Gott gibſt du in Solde;
Nicht ſprechen willſt du zu den kindlich Armen,
Zu denen, die am Schönen noch erwarmen;
Du ſchmäheſt, die den Blick emporgehoben
Und deren Geiſt ſich Funken holt dort oben.
Die Liedesbilder, laut wie Schlangenſchimmern,
Läßt blendend du im Sonnenlichte flimmern,

Verkaufeſt an des lauten Marktes Gewimmel
Das Wort, den Traum, der Dichtung gold'nen Himmel!
Verräter du, wirf ab den Königsmantel
Der Poeſie, und treib' entſchleiert deinen Handel!
Im Staube liegt dein Kranz, die Muſe flieht,
Weil's dich zum Tanz mit feilen Dirnen zieht.
Spann' dir ein Seil hoch ob des Marktes Plan
Und durch Hanswurſt ſag' uns dein Schauſpiel an!
Laß die Trompet' erklingen und das Pfeiflein,
Gleich ſammelt ſich um dich der Gaffer Häuflein.
Den Beter lockſt du aus des Tempels Hallen,
Die Hausfrau läßt die Spindel willig fallen,
Die Kindlein werfen weg das Bibelbuch,
Und aus den Herzen ſtiehlſt du manchen Spruch
Mit deiner Worte gleißendem Geſpotte.
Wie lacht das Volk! Wie klatſcht die müß'ge Rotte,
Wenn dir gelungen Witz und Sprung und Tanz!
Der rühmt dein Lockenhaupt und der den Glanz,
Der von dem goldgeſtickten Wamſe flittert,
Die rote Feder der, die auf der Mütze zittert.
Der Teller geht durch die entzückten Reih'n,
Und Beifallsmünze klirret raſſelnd drein.
Doch haben ſie gebüßt ihr Schaugelüſte,
Und räumſt du weg dein prunkendes Gerüſte,
Streifſt ab den Purpur, legſt den Goldſchmuck nieder
Und zeigeſt nun den Menſchen wieder, —
Gib acht, wie kalt ſie dir vorüberſchreiten,
Wie ſie dein Auge, dein Berühren meiden:
Als ob ein Giftſchwammhauch inmitt' der Wieſen
Die Blumen töt' im freudigſten Erſprießen,
Als ob ein totes Meer Verderben düfte
Der Vögel Schar, die kreiſt im Reich der Lüfte;
Als ob der Boaſchlange Augenpfeilen
Des Urwalds Tiere ängſtlich ſcheu enteilen;
Als ob ein Ausſatzkranker nah' den Tempelhallen —
So, Unheilbringender, erſcheinſt du Allen!
Und wie auch hoch dein Ruhm ſich aufgeſchwungen,
Jetzt hat nur Qual und Angſt die Herzen all' durchdrungen.

Ein Zeitbild.

Ei wie du ſpringſt, Hanswurſt, du vielgeſtückter!
Wohl vielgeſtückt! der Herzfleck iſt geſtohlen
Von neuromantiſchen Franzoſenlappen,
Der Hoſenknopf birgt den hiſpan'ſchen Dolch,
Auf breitem Rücken ſitzet übermütig
Altdeutſche tolle Burſchenrenommage.
Die kurzen Stiefel ſind bis auf den Fuß
Durchſtochen von Tarantelſtichen, giſt'gen;
Die Peitſche klappert nicht, ſie ſchwirrt
Wie ſcharfe Scorpionen. Das Geſicht,
Das ſchelmiſchlächelnde von ſonſt, es grinſt,
Und aus den Augenwinkeln ſtechen
Die Faunenblicke lüſtern und genüſſig.
Du biſt ein Sansculotte, und doch trieſt
Dein Haar von Faubourg-St.-Germain-Pomade!
Du biſt ein Voltaire ohne die Perücke,
Doch haſt mit dieſer du den ganzen Kopf verloren.
Du biſt ein Alles, biſt ein Nichts;
Ein Wortchamäleon, vielfarbig, drum von keiner Farbe;
Haſt hundert Namen, keiner kann dich nennen.
Geſelle, kehr' zurück in die Couliſſe,
Es iſt dir die Verkleidung nicht gelungen!
Kannſt du ein Künſtler nicht uns Schönheit zeigen,
Sei's lächelnd voller Luſt, ſei's hohen Ernſtes,
Sei's mahnend, ſtrafend, aber ſtets erquickend,
Ei, hilf an den Maſchinen ziehn und putze
Die Lampen, wenn der Vorhang iſt gefallen.

Die alte galliſche Muſe.

1830.

Wunderliche Glanzmatrone, wie du gehſt mit wicht'gen Schritten!
Spitzen ſind dir wohl geſtrecket und der Reifrock wohl geſchnitten!
Die Perücke, hochfriſieret, wallt in ſtattlichen Gelocken,
Düfte wehen draus entgegen, als von tauſend Blumenglocken!
Und jetzt öffneſt du die prächt'gen vergelenk'gen Götterlippen,
Daß umher, faſt wie verzaubert, alle Geiſter wollen nippen;
Grüßeſt dann von deinen hohen, überſchwankend kühnen Stelzen
Gnädiglich antike Straßen, meidend die romant'ſchen Felſen.
Ariſtoteles, den Großen, trägſt du in Minervas Schilde,
Die Dreieinheitentragödie zeigſt du mahnend im Gebilde.
Aber ſüngſt ein loſer Knabe mit gar hellen Waldhorntönen
Hat dich alſo baß erſchrecket, daß du ſprichſt wie Todesſtöhnen;
Staub von deiner Siegsperücke ſamt den Lorbeer'n kommt geflogen!
Reifrock hat ein Wind erfaſſet, ſchüttelt drin mit Sturmeswogen,
Und dein Schloß zerfällt in Trümmer mit den glatten Marmorbogen,
Hofmännlein und Damen bange ſind in Tränen fortgezogen.
Viktor Hugo! loſer Knabe! mit dem wilden, tollen Sinnen!
Bringſt in Aufruhr alle Geiſter durch dein frevelhaft Beginnen!
Dort ſchon tauchen morgenrötlich junge Sänger aus den Tiefen,
Weckteſt ſie zur guten Stunde, da ſie erſt noch müßig ſchliefen.
Friſcher Klang durch Galliens Fluren ſchwebt in wunderſamen Weiſen;
Troubadoure wieder, holde, in vielwonn'gen Liedern kreiſen.
Unterging das altverſchollne Reich mit ſeinem ſtolzen Prangen,
Lenzesfröhlich, freiheitſelig iſt ein neues aufgegangen.

Der Wasgau zum Schwarzwald.

Ihr Schwarzwaldberge, wie ſo nah,
Wie ganz erſchloſſen liegt ihr da!
Ich ſeh auf euern lieben Höhn
Die Schlöſſer alle leuchtend ſtehn;
Die Pfade ſeh' ich durch den Wald,
Ahn' manche wandelnde Geſtalt.

Inmitten rauſcht der alte Rhein,
Der ſagt: „Ihr müſſet Brüder ſein!"
Und ſchau' ich euch ins Auge klar,
So find' ich auch die Deutung wahr.
Ihr Menſchen, zwiſchen drin im Land,
So reicht euch denn die Bruderhand!

Das Münſter in der Sternennacht.

Am Tage ſtehſt du ſtill und wie verdroſſen,
Die junge Welt dir um die Füße ſchwärmt;
Nur wenn von Sternenlicht du ganz umfloſſen,
Verkündſt du, was Jahrhunderte dich härmt.

Dann iſt dein Scheitel wunderſam umſchimmert,
Dann ſtehſt du wie ein Seher, eingetaucht
In alter Zeiten Pracht, und ſo umflimmert,
Haſt du dein Klaglied in die Luft gehaucht.

Dann wird's auch hell dort über deinem Rheine;
Im fernen Süden iſt der Nacht entblüht
Das Freiburgmünſter, das im Silberſcheine
Dem einz'gen Freunde, dir, entgegenglüht.

Ihr haltet Zwieſprach dann, ihr tauſcht die Klagen
Des Heimwehs um die längſt vergangne Welt,
Propheten ſeid ihr, ſeht die Wunden ſchlagen
Und wiſſet, was das Heil gebunden hält.

Auf dem Straßburger Münster.

Ich ſteh ſo gern auf deinen Zinnen,
Du Tempelhaus, du Heimathaus!
Es geht des Herzens freudig Sinnen
Weit über Berg und Tal hinaus.

Da rollt mit ſeinen Wunderſagen
Der alte, tatenvolle Rhein,
Die dunkelgrünen Wellen ſchlagen
Hochauf im goldnen Sonnenſchein.

Der Wasgau ſchüttelt ſeine Eichen,
Der Schwarzwald rauſcht im Tannenkleid;
Seid euch verwandt, und nimmer ſchweigen
Will eurer Sehnſucht tiefes Leid.

Habt euch alltäglich vor den Blicken,
Alltäglich ſchlägt vor Lieb' die Bruſt;
Könnt euch durch flinke Vöglein ſchicken
Gruß, Minnewort und Leid und Luſt.

Und eure Schlößlein können tauſchen
Von alten Zeiten manche Mär,
Wie ſie durch Eichenwipfel rauſchen,
Von ſtarken Rittern kühn und hehr:

Vom Tal, wo Badens Wunderquelle
Aus heißem Erdenſchoße ſpringt,
Vom Berg, wo hell die blaue Welle
Des Bölchenſees an Felſen klingt;

Vom Mummelſee, wo Feen wallen,
Kriſtall'ne Zauberſchlößlein ſtehn,
Von Königsburg, mit ihren Hallen,
Auf lichten, aarumkreiſten Höhn;

Von Staufenberg die holde Sage,
Die ſich im alten Liede regt,
Von Hohenburg, wo ſtille Klage
Der jungen Nonne Herz bewegt.

So mögt ihr rufen manche Kunde,
Sie ſoll durch Flur und Waldweg wehn;
Soll ſchweben friſch von Mund zu Munde
Und tief in aller Herzen gehn.

Der graue Wächter hört ſie gerne,
Das Münſter, an der Alſa Strand;
Es ſchaut umher nach blauer Ferne
Und ſteht verklärt im Steingewand.

Feſt wurzelt es im Heimatgrunde,
Der Väter Geiſt und Sinn vertraut,
Und wahrt in des Alſaten Munde
Auf ewig deutſchen Wortes Laut.

Weinblüt-Phantaſien auf Hohkönigsburg.

Wilhelm Wackernagel freundlichſt gewidmet.

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

Unterm Himmelbaldachine,
Auf den aarumkreiſten Höhen
Ragen deine ſtolzen Zinnen!
Goldne Sonnenfunken blitzen
Auf die friſchen Wälderkränze,
Die um deine Rieſenhüften
Sprühn wie ein ſmaragdner Gürtel.

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

Aber jetzo übergoſſen
Hat der Mond mit Silberlichtern
Deine moosumfangnen Trümmer.
Eine blaue, laue, linde
Juninacht umhaucht dich koſend,
Und herauf die grünen Hügel
— Die wie Kindlein dich umlagern,
Schmiegend ſich um deine Knie —
Weht der ſüße, reſedane
Rebenblütenduft berauſchend.

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

Daß ich kam zur guten Stunde,
Wo erblühn die mächt'gen Wunder,
Dank' ich einem weineskundgen
Zellenberger Küpermeiſter,
Der ſein Handwerk nicht empiriſch,
Grob und ſinnlich nur betreibet,
Wein zu ſchönen und zu ſchwefeln
Nur weiß und mit Waſſer kühlen
Oder in die Fäſſer kriechen —

Nein, der bis zum Geiſt gedrungen
Und des Göttertrankes höh're,
Metaphyſiſche Bedeutung
Aus dem Grunde hat begriffen,
Der hiſtoriſch es erweiſet,
Daß zu küpern er ein Recht: denn
Küpermeiſter war ſein Vater,
Sein Großvater Küpermeiſter,
Küpermeiſter ſein Ahnherr,
Ururahne Küpermeiſter.
Nun, der edle, weineskund'ge
Zellenberger Küpermeiſter
Hat bei einem echten goldnen
Glaſe Strohweins mir vertraut,
Daß auf Königsburg in dieſer
Mondesſilbern Juninacht
Wunder ſoll'n die Augen ſchauen,
Wunder ſoll'n die Lippen koſten,
Wunder, dran nur Sonntagskinder
Sonſt, die Günſtlinge des Himmels,
Ihre Seelen ſich erlaben.

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

In des größten Saales Trümmern
Leg' ich ab den Wanderſtab,
Lag're mich auf Haideblüten,
Strecke mich auf ſchwellend Moos.
Drüben ſchlägt Frau Nachtigall
Aus den wilden Roſenbüſchen,
Und im Traum halb, Bruſt an Bruſt,
Girrt ein Ringeltaubenpärchen;
Leuchtmännlein, Johanniskitter,
Ziehen funkelnd ihre Kreiſe,
Und Phalänen ſchwingen lüſtern
Um die Lindenblüt' die Fitt'che.
Ferne Quellen plätſchern leiſe,
Wollen noch ins Tal hinunter

Und mit andern Felſenbrünnlein
Ihre Flut zur Alſa tragen;
Nixen haben ſie geladen
Heute Nacht zum Wellentanze.

Hat ein Jägermund gezaubert
Aus dem Waldhorn euch, ihr Töne,
Die ihr ſüßmelodiſch ſchwimmet
Durch der Lüfte Wellenringe?
Oder iſt's ein flücht'ger Elfe,
Wandelnd über Gräſerſpitzen,
Der, von Liebesſehnſucht trunken,
Seiner Elfin Herz zu rühren,
Euch durch dieſe Wipfel zittert?
Walle, walle, weiches Klingen,
Durch die laue Sommernacht!
Wunderhorn, du haſt getroffen!
Geiſter wachen auf und regen
Zu dem Wunderbau die Hände.

Aus den grauen Mauerſtücken,
Efeutapeziert und mooſig,
Heben ſich die goldnen Wände
Eines prunken Ritterſaales.
Himmelhohe Säulen, Bogen
Streben kühn empor zur Kuppel;
In den Niſchen, feſtbekränzet,
Stehn die weißen Marmorbilder.
Und inmitten ſteigt ein Springquell,
Deſſen Strahlen ſich im Mondglanz
Regenbogenfarbig brechen.
Auf den Tiſchen funkeln Krüge,
Funkeln mächt'ge Stiefelgläſer,
Duften glüh'nde Goldorangen,
Prangen lichte Blumenſträuße.

Ei, mein edler, weinekund'ger
Zellenberger Küpermeiſter,
Haſt mir nicht beim Glaſe Strohweins

Blaue Märchen aufgedichtet,
Bin ich doch vom Kopf zur Sohle
Rings von Wundern ſchon umfloſſen!

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

Klingend ſpringen auf die Pforten,
Und die flinken Dienerinnen,
Alle Hände voll zu tun,
Bringen hochgetürmte Schüſſeln,
Stellen Stühl' umher im Kreiſe,
Hängen Harfen an die Wände
Und Girlanden ans Geſimſe.

Klingend ſpringen auf die Pforten,
Kommt ein Männlein hergeſchritten,
Dunkelgrün trägt es das Jäckchen,
Dunkelgrün das ſchlappe Hütchen,
Doch das Antlitz trägt es roſig
Und das Näslein gar in Purpur,
Raſſelt mit dem Schlüſſelbunde
Auf mich zu und ſtellt ſich mir
Vor als Hohenkönigsburger
Wohlbeſtallten Kellermeiſter.
„Wer", ſo ſpricht das Männlein zürnend,
„Wer, du freches Menſchenkind,
Gab dir Einlaß durch die Pforten
Heut' in dieſer Zaubernacht,
Wo des Weines mächt'ge Geiſter
Aus dem ganzen Alſalande
Sich verſammeln zu dem Feſte,
Das ſeit Anno vier und dreißig
Nicht ſo glänzend ward begangen?
Wiß, du biſt ein Kind des Todes!"

Alſo ſprach ich arm Poetlein:
„Werter Herr und Kellermeiſter
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller ſchönen Wasgauburgen,

Wißt, des Tods wär' ich nicht gerne!
Hätt' mich auch nicht unterfangen,
Heut' in dieſer Zaubernacht
Dieſe Räume zu betreten,
Hätte nicht ein Geiſtsverwandter,
Hätte nicht ein Freund der Dichter,
Hätte nicht der weineskund'ge
Zellenberger Küpermeiſter
Bei dem echten goldnen Glaſe
Strohweins mir geſagt: Poetlein,
Heut' in dieſer mondesſilbern'
Juninacht auf Königsburg
Soll'n die Augen Wunder ſchauen,
Soll'n die Lippen Wunder koſten!"
Sprach das dunkelgrüne Männlein
Mit dem Näslein gar in Purpur:
„Biſt ein Glückskind, denn der wackre
Zellenberger Küpermeiſter
Iſt von meinem Stamm ein Sprößlein
Und ein Enkel-Enkel-Enkels-
Kind von einem Enkelskinde.
Nur von ſonſt'gen Menſchenkindern
Dulden manchmal unſre Gäſte
Sonntagskinder und Poeten;
Drum magſt du mit dem Charakter
Eines Weinlandtagspoeten
Und geheimen Kellerrates
Dieſe Nacht bei uns verweilen!"
Sprach darauf ich arm Poetlein:
„Schönen Dank für eure Güte,
Werter Herr und Kellermeiſter
Auf Hohkönigsburg, der Krone
Aller ſchönen Wasgauburgen!
Will dafür auch in Romanzen,
In Sonetten und Terzinen
Preiſen euer grünes Jäckchen
Samt dem Hütchen und dem Antlitz
Und des feinen Näsleins Purpur."

Und verneigt' mich vor dem Männlein,
Das mit seinem Schlüsselbunde
Rasselnd aus dem Saal verschwindet,
Hier und dort Befehle rufend.

Wieder mild melodisch schwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Klingend springet auf die Kuppel;
Süßer Duft von Rebenblüten
Strömt balsamisch in die Runde,
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langsam sich hernieder,
Alles rings mit Glanz verklärend.
Und wie sie auf einmal platzen,
Springen draus drei holde Knaben,
Lächelnd, um die Locken winden
Sich des blüh'nden Weines Ranken;
Ihre weißen Lilienhändchen
Tragen goldgeschnitzten Thyrsus;
Und von frischen Rosenlippen
Tönt's: „Grüß Gott, du edle Weinburg!
Königsburg, du Königskrone
Aller schönen Wasgauburgen!"

Trat vor mich einer der dreien
Holden, weinumkränzten Knaben,
Reicht mir eins der Lilienhändchen:
„Ei willkomm, willkomm, Poetlein,
Sind wir doch schon Längstbekannte!
Bin der Weingeist vom Gelände
Zwischen Oberbronn und Rothbach,
Dessen rot und weiße Tränklein
Du einst schlürftest nicht nachlässig.
Hab' dich oft im Tann belauschet,
Wenn du träumend mit der Laute
Schrittst auf alter Sage Spuren.
Falkensteiner Küperlein
Läßt dich grüßen, hat zu schaffen

Tag und Nacht nun, klopft und hämmert
An vielhundertöhm'gen Fäſſern.
Auch der Arnsburg Kellermeiſter
— Deſſen Spuk du ausgeplaudert
Im bekannten und bequemen
Breiten Nibelungenversmaß —
Läßt dir ſeine Huld entbieten.
Dieſe, meine zwei Begleiter,
Kennſt du auch: der Weißenburger
Mit dem kecken Pfälzerantlitz
Iſt der weißen Dame Söhnlein,
Dieſer hier, ein duftig Breuſchkind,
Hält in Wolxheim ſeinen Hofhalt,
Tut nicht wenig ſich zu gut,
Daß ein Kaiſer ihn vorzüglich
Seiner Gnade hat gewürdigt.

Sprach's der holde, weinumkränzte
Götterknabe freundlich nickend.
Und dagegen wollt' ich zierlich
Dank ihm ſagen gleich in Reimen:
Aber wieder leiſe ſchwimmen
Durch der Lüfte Wellenringe
Zaubervolle Waldhorntöne.
Und drei Wölkchen, abendgoldne,
Senken langſam ſich hernieder;
Wieder ſpringen draus drei holde,
Weinumkränzte Knaben, lächelnd,
Küſſend ihre trauten Brüder,
Alle drei von gutem Adel:
Herr im Rangen heißt der Eine,
Der die Thanner Rebgelände
Mit dem reichſten Segen füllet;
Herr von Türkheim in dem Brande
Iſt der andre glühendrote,
Gen den edelſten Burgunder
Hat er manchen Strauß erfochten;
Und der dritte iſt der Schalk,
Herr von Kitterle, im Wappen

Führt er zwei gekreuzte Waden,
Deren manche er gebrochen,
Und darob mit gutem Recht
Heißt er Ritter Wadenbrecher.

Schwamm noch oftmals durch die Lüfte
Zaubervoller Waldhornklang;
Aufſprang oftmals noch die Kuppel,
Senkten abendgoldne Wölkchen,
Weindurchblühte, ſich hernieder
Mit den ſchönſten Wunderknaben:
Finkenweingeiſt, Heil'genſteiner,
Treu gehegt vom Heil'genſcheine
Sankt Odiliens, Reichenwei'rer,
Zellenberger, Rappoltsweil'rer,
Oberberger und Sankt Pilter
Und noch viele andre kamen
Süßdurchduftet, geiſtgewichtig.

O mein wackrer, weineskund'ger
Zellenberger Küpermeiſter,
Preis dir, daß du meiner Seele
Solch ein Königsfeſt bereitet!
Preis dir, Königsburg, du Krone
Aller ſchönen Wasgauburgen!

Jetzo ſprang mein edler Gönner,
Oberbronner Weingeiſt, luſtig
Auf mich zu: „Wohlan, Poetlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten,
Sing' ein Liedlein uns und preiſe
Deines Landes beſte Weine!
Weiß ich doch wohl, daß die Krone
Du mir nimmer zuerkenneſt,
Bin ein kühles Geiſteskindchen
Gegen meine Feuerbrüder!
In die Händchen patſchten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
„Sing', Poetlein, uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!

Dann, zum Dank für dein Geſinge,
Sollſt du, der getrunken manche
Alt' und neue Alſaweine,
Einmal mit des Weines Geiſtern
Trinken manch zukünftig Weinlein,
Weinlein, die noch ungeboren
Schlummern in der Erde Grund,
Die wir ſtillverborgen ziehen
Auf zu einſt'gen Geiſteskindern,
Die der Nachwelt zum Erquicken
Sollen auf den Hügeln prangen,
In den kühlen Tonnen rauſchen,
In den goldnen Bechern blinken!"

Und wie ich auch in Verzweiflung
Lang' mich ſpreizte, wand und zierte,
Mich mit heiſ'rer Stimm' entſchuld'gend,
Mit Verzagtheit ob dem Anblick
Der Berühmtheit um mich her —
In die Händchen patſchten alle,
Hüpften um mich her eindringlich:
„Sing', Poetlein, uns dein Liedlein,
Schlag' in deiner Laute Saiten!"

Alſo ſang' ich arm Poetlein:
„Alſaland, du ſüße Braut
Mit dem grünen Eichenkranze
Um die himmelblaue Stirne,
Mit dem reichen Ährenkleide
Um die kräft'gen Rieſenglieder,
Mit dem Silberflutenſaume,
Der dir um die Füße rauſchet,
Alſaland, du ſüße Braut,
Der ich Lieb' und Treu' geſchworen,
Preiſen laß zu dieſer Stunde,
Wo ich faſt nicht bin mehr ich,
Wo ich wandle unter Geiſtern,
Ein gebrechlich Menſchenkind,
Preiſen laß mich deine beſten,

Preiſen deine Weinesgaben!

„Von der Lauter fernen Wellen
Bis zur himmelblauen Thur,
An den Wasgauberg ſich ſchmiegend,
Blüh'n die ſchönſten aller Blumen.
Tulipane, magſt dich ſpreizen
Mit dem Oſtereierkelche
Ohne Duft, doch voller Stolze,
Lilie, blaß und ſchmachtend Fräulein,
Doch von reinem, mildem Sinne,
Veilchen, arm verlaſſen Kind,
Tief verloren unter Halmen,
Und Vergißmeinnicht, du blaues,
Lichtes Blumenliebesſprüchlein,
Roſe, ſonſt die Königskrone
Tragend in der Flora Reichen,
Andre Lieder mögt ihr ſchmücken,
Ihnen Duft und Farbe geben:
Auf den Hügeln blühen meine
Allerſchönſten Sonnenkinder,
Auf den Hügeln ſtrömen labend
Goldnen Weines Blütendüfte!
Hei, welch Jubeln auf den Bergen!
Hei, welch Jubeln in den Tälern!
Jeder Mund hat Liebesgrüße,
Jedes Auge Liebeslächeln.
Ahnungsvolle Träume klopfen
In den frohen Menſchenherzen,
Und ich hör' ſchon Winzerlieder,
Seh' der Winzerinnen Schwärme,
In bekränzte Kufen ſtrömen
Schon die würz'gen Zauberfluten. . . . .

„Die ihr in geheimen Kammern
Uns die edlen Gaben ſchaffet,
Die ihr nächtlich ſchützend wallet
Durch die Rebenlaubengänge,
Die ihr lenkt der Sonne Strahlen

Und des Taues kühle Perlen,
Süße Geiſter, die ihr würdigt
Eurer Huld mich arm Poetlein,
Nehmt von meinen Menſchenlippen,
Nehmt von meiner ſchwachen Laute
Dieſes ungelenke Liedlein!

„Preiſen ſoll ich meines Landes
Beſte Weine, ſoll den beſten
Eine Liederkrone flechten?
Das erlaßt mir, hohe Geiſter,
Bringt mich nicht, als neuen Paris,
In verderbliche Verſuchung!
Wollt nicht, daß, wie Griech' und Troer,
Oberrheiner, Niederrheiner
Zu den eh'rnen Waffen greifen
Und nach zehnjährigem Jammer
Etwa Straßburg, als Neu-Troja,
Auf in hellen Flammen praßle!
Laßt mich die Entſcheidung geben:
Finke ſingt nicht ſo wie Droſſel,
Lerche nicht wie Nachtigall;
Veilchen blüht nicht ſo wie Lilie,
Nelke nicht wie Centifolie;
Aber jene Vöglein ſingen,
Aber dieſe Blümlein blühen
Jedem zu mit Herzensluſt:
So, ihr edlen Weinesgeiſter,
Munden eure goldnen Kinder
Eines nicht ſo wie das andre.
Doch — ihr glaubt mir's wohl, ihr Holden,
Ob tatkräftiger Beweiſe —
Doch ich trink' ſie — alle gerne.
Gießet drum auf unſer Land —
Ich erfleh's von euch im Namen
Einer löblichen und edeln
Heim'ſchen Zecherinnung kühnlich —
Gießt in unſre leeren Tonnen,

Gießt in unſre leeren Kannen,
Gießt in unſre leeren Becher,
Gießt zum Frommen durſt'ger Herzen,
Zum Erquicken trock'ner Lippen
Einmal wieder eures reichſten
Segens volle Schalen aus!"

Alſo ſang ich arm Poetlein.
Und die guten Geiſter brachen
Sämtlich aus in hell Gelächter.
Doch Herr Kitterle, der Edle,
Wandte drauf ſich zu mir: „Grüße
Deine löbliche und edle
Heim'ſche Zecherinnung beſtens
Und verkünd' ihr, daß wir Geiſter
Ihrer gnädig ſtets gedenken,
Daß die Weinzahl zwiſchen vierzig,
Zwiſchen fünfzig ſteh'; da werden
Reich gefüllt die leeren Tonnen,
Reich gefüllt die leeren Kannen,
Reich gefüllt die leeren Becher,
Reich erquickt die durſt'gen Herzen,
Reich erquickt die trocknen Lippen,
Und ich ſelber gieß' die Schale
Allerreichſten Segens aus!
Zwiſchen vierzig, zwiſchen fünfzig
Steht die goldne Weineszahl!"

Alſo ſprach er. Da ergriffen
Alle Geiſter ihre Harfen,
Schlugen drein und ſangen jubelnd,
Bis ſie endlich, endlich fanden,
Daß es Zeit ſei nun die Lippen
Mit zukünft'gem Wein zu netzen.

Waldhornklang ſchwamm durch die Räume,
Rebenblütenduft ſchwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden ſchwammen,
Nahmen alle Weinesgeiſter
Ihre goldgeſchnitzten Thyrſus,

Und ein-, zwei- und dreimal klopften
Sie damit an alle Säulen.
Alſobald, dem Marmorboden
Sich entſchwingend, ſchlugen Schoſſe
Friſcher Reben bis zur Kuppel,
Voll von duft'gen Edeltrauben,
Golddurchfloſſ'nen und purpurnen.
Mägdlein ſprangen wunderlieblich,
Emſig ſchneidend ſie in Kufen
Und ſie preſſend gleich in Schalen.
Kufen waren all' von Golde,
Schalen waren all' von Golde,
Aber roſenblühſam waren
Aller Mägdlein Wang' und Lippen.
Schalen kreiſten, Lippen nippten
Wein ſowohl, zukünft'gen ſüßen,
Als auch Küſſe, ſüße, dieſe
Waren aber gegenwärt'ge.

Waldhornklang ſchwamm durch die Räume,
Rebenblütenduft ſchwamm gleichfalls;
Und derweil die beiden ſchwammen,
Und derweil wir, Geiſter, Mägdlein
Und ich arm Poetlein, fleißig
Wein und Küſſe wechſelnd tranken,
Fingen alle Rebenblätter,
Alle Ranken, alle Schoſſe
Luſtig an zu muſizieren.
Springquell, ſonſt in Silberbogen
Klar und deutlich Waſſer ſprudelnd,
Sprudelt jetzt vom beſten Weingold,
Spritzt umher in tauſend Strahlen,
Bis zur Kuppel ſich in Tönen
Hebend und in Tönen fallend.
Vollmond droben ſieht den Jubel,
Hält mit ſeinem Wandern ein,
Und als heller Strahlenknauf
Glänzt er ob der off'nen Kuppel.

Weit ins Tal hinab und allwärts
In die Wälder dringt das Klingen,
Dringt das himmliſche Gedüfte.
Zu den Pforten, zu den Fenſtern
Schau'n herein des Waldes Bäume,
Aus der Wurzel hat Gelüſten
Sie mit heißem Drang geriſſen.
Tanzend über Fels und Buſch
Auf dem Stamme all' einfüßig,
Kommen ſie und lauſchen lüftern
Mit den tauſend Blätteraugen.
Vögelein aus ihren Neſtern
Flattern wie berauſcht umher;
Eichhörnlein macht tolle Sprünge,
Fuchs und Dachs und Hirſch und Rehlein
Und all' ſonſtig Waldgeſindel
Hüpfen ſamt und ſonders ſelig
Um die ſel'gen Weinesgeiſter,
Um mich ſeliges Poetlein.

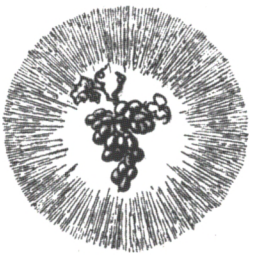
Haltet feſt, ihr Marmorſäulen,
Brich nicht ein, du ſtolze Kuppel,
Fall' zuſammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Mond hoch oben auf der Kuppel
Muß was führen in dem Schilde,
Zwinkt die loſen Schimmeraugen,
Lacht mit vollen Silberbacken —
Und herab in das Geſauchze
Wirft er eine Handvoll Sterne.
Wie Raketen fliegen ſprühend
Sie umher; ein Feuerregen
Von Millionen Sternenflocken
Praſſelt allenthalben nieder.
Waldhornklang und Weinblütdüfte,
Sterngefunkel, Geiſterreigen
Wirbeln durcheinander, drehend
Sich in immer wilderm Tänzen.

Haltet feſt, ihr Marmorſäulen,
Brich nicht ein, du ſtolze Kuppel,
Fall' zuſammen nicht, o Himmel,
Ob der großen Seligkeit!

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!
Deine aarumkreiſten Zinnen
Glüh'n im Morgenſonnenbrande.
Funkelnd blitzt im Tau die Haide,
Jubilierend ſchmettern alle
Vöglein durch die Waldesgipfel.
Jubilierend zieh' ich weiter
Mit den wundervollſten Träumen,
Jubilierend in die Täler:

Königsburg, du Königskrone
Aller ſchönen Wasgauburgen!



Adolf Stoeber.

(1810—1892.)

An Dichter und Leſer.

Willſt du dichten — ſammle dich,
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß dein Geiſt andächtiglich
Vor das Bild der Schönheit trete,
Daß du ſeine Züge klar,
Seine Fülle tief erſchaueſt,
Und es dann getreu und wahr
Wie in reinen Marmor haueſt.

Willſt du leſen ein Gedicht —
Sammle dich wie zum Gebete,
Daß vor deine Seele licht
Das Gebild des Dichters trete,
Daß durch ſeine Form hinan
Du den Blick dir aufwärts bahneſt
Und, wie's Dichteraugen ſah'n,
Selbſt der Schönheit Urbild ahneſt.

Adolf Stoeber

Der Sternenhimmel.

Dort oben ruht der Sternenhimmel
Wie eine klare, tiefe See,
Darinnen ich im Glanzgewimmel
Viel tauſend Perlen funkeln ſeh'.

Auf hoher Warte ſucht nach Sternen
Ein kluges Männlein, ſpäht und denkt,
Das hat ſich in die goldnen Fernen
Als wie ein Taucher eingeſenkt.

Ein Dichter iſt hinangedrungen,
Die blaue See umflutet ihn,
Draus hat der Mond ſich aufgeſchwungen,
Ein ſtiller, friedlicher Delphin.

Arion zieht auf ſeinem Rücken
Durchs Meer dahin mit hellem Sang,
Und alle Sternlein mit Entzücken
Belauſchen ſeinen Liederklang.

Und alle, die im Grunde ſchliefen,
Hat leis der Dichter aufgeweckt:
Ihm offenbaren ſich die Tiefen,
Die noch kein Späher hat entdeckt.

Finſtere Nacht.

Längſt verhallten alle Stimmen,
Alle Kerzen brannten aus,
Keinen Funken ſeh ich glimmen,
Still und finſter ſteht das Haus.
Doch was leuchtet noch ſo helle?
Solchen Schimmer ſah ich nie:
Wie aus enger, dunkler Zelle
Strahlt das Licht der Phantaſie.

Und Gebilde klar und ſonnig
Treten grüßend vor mich hin,
Und ich faſſ' in Lieder wonnig,
Was umgaukelt meinen Sinn.
Eine Zauberleuchte glühet
In die tiefe Nacht herein,
An der finſtern Mauer blühet
Hell ihr bunter Farbenſchein.

Müde ſank die Wimper nieder,
Feſt geſchloſſen iſt der Mund;
Doch im Herzen tönen Lieder,
Ziehn Geſtalten friſch und bunt.
Es verblendet mir die Augen
Nur von innenher ein Licht —
Komm, o Schlaf, es auszuhauchen,
Meine Lippe kann es nicht!

Der hinſcheidende Dichter.

In dunkler Kammer träumt der Dichter tief,
Des Fiebers wirre Bilder ihn umwalten;
Und ob ihm auch der Lieben Stimme rief,
Er hört es nicht, er ſchaut nur Traumgeſtalten,
Wie wer im hohen Mohngefild entſchlief.
Der Mund mag zum Geſang ſich nicht entfalten,
Ermattet zuckt die ſaitenkund'ge Hand,
Gelähmt von raſcher Fieberblitze Brand.

So liegt das bleiche Bild in Todeshaft,
Als hätte ſchon das Leben ſich entſchwungen.
Doch friſch und heil verblieb noch Eine Kraft,
Die hält ihn warm von Jugendglut durchdrungen;
Wann ſpringend alle Saiten ſchon erſchlafft,
Die zittert noch und iſt noch hell erklungen:
Es iſt die Phantaſie, die wach verbleibt
Und fort und fort noch bunte Bilder treibt.

Sie ſchafft und ringt, das bunte Traumgeſicht
Mit ihren Zaubermächten zu umklammen,
Und freudig ſammelt ſich in ein Gedicht
Die letzte Kraft des Sterbenden zuſammen,
Er flüchtet ſich hinan zu dieſem Licht
Und wärmt ſich noch an dieſen Lebensflammen:
So hängt der flüchtige Geiſt noch feſt verwebt
Im Dichtertraum, der hüllend ihn umſchwebt.

Da regt ſich auch der alte Schöpferdrang:
Durch Worte möcht er ſein Gedicht beleben,
Erſchallen ließ er gerne zum Geſang
Die Töne, die durch ſeine Seele beben,
Den Menſchenherzen möcht er freudigbang
Sein heimliches Gebild zu eigen geben;
Doch löſen will ſich nicht der Lippen Band,
Und regen will ſich nicht die ſtarre Hand!

Du ſonnenhelles, duftiges Gedicht,
Im wanderfert'gen Herzen eingegittert,
Getränkt von dieſer Erde Farbenlicht,
Vom Strahl des Menſchengeiſtes überflittert —
O ſähe dich ein irdiſch Angeſicht!
Von deinem Zauber wunderſam durchzittert,
Es beugte ſich, von Andacht ganz erfüllt,
Dem Schönen, das du weihevoll enthüllt!

Was glüht des Kranken Antlitz noch ſo klar?
Was kann er mit dem ſanften Lächeln meinen?
Die regen Augenſterne zittern gar,
Als möchten ſie noch Freudentränen weinen.
Des innern Bildes Strahlen ſind's fürwahr,
Die noch verklärend durch die Leiche ſcheinen —
Doch ſchon erliſcht der letzte Stern der Nacht,
Der Todeshauch hat ſchnell ihn ausgefacht.

Verhaftet Lied! wo flüchtet hin dein Ton?
Mußt du im Hauch des Todes ſchon verhallen?
O nein! du magſt in Engelslauten ſchon
Von deines Sängers freier Lippe ſchallen;
Und ſteht er vor der ew'gen Schönheit Thron,
Und weilt er in den lichten Königshallen:
So biſt du wohl der erſte Heimatlaut,
Den dort ſein Mund zu ſprechen ſich getraut.

Der Kuß der heiligen Cäcilia.

Die heilige Cäcilia
Ging pilgernd an den deutſchen Flüſſen;
Da kamen Chriſten fern und nah,
Den Saum des Kleides ihr zu küſſen.
Ein leiſer Wohlklang wallte ſtet
Wie Roſenduft um ihre Glieder,
Und wo ſie kam, da ſcholl Gebet,
Und wo ſie ging, da klangen Lieder.

So ſtand ſie einſt im Abendſchein
In eines armen Dorfes Mitte,
Da nahte ſich ein Geigerlein
Mit ſcheuem Blick, mit ſachtem Schritte;
Und auf die Kniee warf er ſich,
Ein ſtummes Knäblein auf den Armen,
Und blickte gar demütiglich
Und flehte bitter um Erbarmen.

„Ein armer Spielmann kniet vor dir,
Hat Weib und Haus und Gut verloren.
O Benedeite, ſiehe hier
Mein einzig Kindlein, ſtumm geboren.
O wolle ſeiner Zunge Band
Mit deinen Wunderkräften löſen!
Der Segen deiner frommen Hand,
Ich weiß, er tilgt den Fluch des Böſen."

Und wie er ihr ins Auge ſah
Voll Zuverſicht und voll Entzücken,
Da neigte ſich Cäcilia,
Das Knäblein an die Bruſt zu drücken;
Sie ſtand im Abendſonnenlicht,
Von goldner Glorie ganz umflimmert,
Und plötzlich ward ihr Angeſicht
Von heil'gen Gluten überſchimmert.

Das Kindlein eilte freudig bang,
Den tönereichen Mund zu küſſen,
Bis ſich vor innerm Sängerdrang
Der Zunge Bande löſen müſſen;
Und haſtig zuckt die Lippe ſchon,
Der Quell des Liedes iſt entſprungen,
Und horch! mit wunderhellem Ton
Hat er der Heil'gen Lob geſungen.

Sie hallen wie aus Engelsmund,
Die himmelvollen Melodien;
Der Geiger lauſcht, die Mär' iſt kund,
Und alles Volk liegt auf den Knieen,
Des Knaben Lied iſt nah und weit
Im deutſchen Land geprieſen worden:
Ihn hat der heil'ge Kuß geweiht,
Zu treten in den Sängerorden!

An Ludwig Uhland.

Als ich zuerſt mich unterwunden
Im Lied zu künden Schmerz und Luſt,
War meine Zunge wie gebunden
Und wie beklommen meine Bruſt.

Und mocht' ich auch den Odem ſammeln,
Es war nicht heller, voller Klang,
Es war ein Stottern und ein Stammeln,
Das ſich den Lippen ſchwer entrang.

Da trat ich deiner Muſ' entgegen,
An ihrem Munde hing ich lang,
Ihr Atem bald mit ſtillem Segen
Mir in die tiefſte Seele drang.

Da fühlt' ich meine Bruſt ſich weiten,
Die Zunge löſte Band für Band,
Und aus dem Herzen, dem befreiten,
Das Lied ſich hell und heller fand.

Von Sankt Cäcilia hört man ſagen,
Sie pilgert' einſt im deutſchen Land,
Da naht' ein Spielmann ihr mit Zagen,
Sein ſtummes Knäblein an der Hand.

Die Heil'ge drückte voll Erbarmen
An ihre Bruſt das blöde Kind,
Das drängte ſich auf ihren Armen
Zum benedeiten Mund geſchwind.

Und kaum hat ihn ihr Kuß durchdrungen,
Da ward gelöſt die Zunge ſchon,
Er hat der Heiligen lobſungen
Mit lautem, freudighellem Ton.

So hat ſich auch an mir erwieſen
Mildſegnend deiner Muſe Kuß.
Was Wunder, daß ich dich geprieſen,
Den ich Erlöſer nennen muß!

Die Glocken bei der Enthüllung der Statue Schillers.

Was regt ſich in der Königsſtadt der Schwaben,
Durchſtrömt von Gäſten aller deutſchen Zungen?
Was pocht das Herz dem Greiſe, wie dem Knaben?
Wem gelten dieſes Volkes Huldigungen?
Und horch! von allen Türmen plötzlich haben
Die Glocken weithin ihren Gruß geklungen!
Wem hallet dies Geläut ſo freudvolltönig?
Ob dieſes Volk wohl huldigt ſeinem König?

Ein König — ja, dem gilt des Tages Feier,
Ein König iſt's, dem alle Glocken tönen!
Ihm ſcharen ſich entzückt Millionen Freier,
Gebeugt vor ſeinem Thron im Reich des Schönen;

Wohl trägt er ſtatt des Zepters nur die Leier,
Nur Lorbeerzweige ſeine Stirne krönen;
„Doch ſoll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen!"

Ein Dichterfürſt — dem huldigt dieſe Menge,
Dem werden alle Glocken heut geſchwungen,
Ein Dichter, deſſen mächtige Geſänge
Wie Glockenklang durch alles Land gedrungen
Bald wild, als zög' ein Rieſenarm die Stränge,
Wie Sturmgeläut iſt ſein Geſang erklungen:
Erſchütternd, weckend, Heil und Rettung bahnend,
An Menſchenrecht, an Menſchenwürde mahnend.

Bald wieder hold erklingen ſeine Lieder
In ſanfter Schwingung, hell wie Abendglocken,
Und ſenden Frieden in die Tale nieder
Und wecken leiſes, inniges Frohlocken;
Bald rührend hallt in allen wieder
Sein ernſtes Bild, da bleibt kein Auge trocken;
Bald feierlich wie Sonntagsglocken klingt es,
Und Glaubensworte, Gotteswort ſingt es.

Wen wundert noch, daß Ihm zu Dank und Ehre
Der Vollklang aller Glocken heute läutet,
Ihm, der in goldnen Sprüchen heit'rer Lehre
Der Glockenſprache reinen Sinn gedeutet?
Der ſeiner Dichtung Kleid, das glänzendhehre,
Verklärend auf die Glocken hingebreitet?
Wen wundert, daß ſie heut ſein Lob erhoben?
„Es muß das Werk ja ſeinen Meiſter loben!"

Heil, deutſches Volk, dem ſolch ein Dichter worden!
Heil, daß du ihm dies Ehrenmal gegründet!
Bei dieſer Glocken feſtlichen Akkorden,
Hier, deutſche Brüder, fühlet euch verbündet!
Herbei von Oſt und Weſt, von Süd und Norden!
„Concordia!" ſei zur Loſung rings verkündet:
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Verſammelt euch als Eine Volksgemeine.

Eisgang.

Gebrochen iſt des Eiſes Haft,
Die freien Waſſer ſchwollen,
Des Winters lange Zwingherrſchaft
Zerbarſt in lauter Schollen.

Der Winter flüchtet hinterher,
Und auf der letzten Scholle
Fährt ringend ſchon mit ihm daher
Der Lenz, der freimutvolle.

Er hat den alten Landvogt ſchnell
Zum Land hinausgeſchwungen,
Und iſt — ein freier Wilhelm Tell —
Ans Ufergrün geſprungen.

Fahr wohl, Herr Geßler, fahre wohl,
Und laß das Rachedräuen;
Kehr' nimmer durch der Gaſſe Hohl,
Es möchte dich gereuen!

Der Schütze wacht: wenn noch einmal
Der Landvogt kommt, der alte,
So ſchießt er ihm den Sonnenſtrahl
Ins Herz, das eiſigkalte.

Der Bergwald im Herbſt.

Schneegänſe fliegen ſchnatternd durch die Luft,
Des Winters nordiſchplaudernde Geſandtſchaft;
Taleinwärts ſchreit' ich, und im Nebelduft
Vor meinem Auge ſchwebt die Waldeslandſchaft.

Die Buchen ſtehen alle dunkelrot
Im Streiflicht, das erhellt der Dünſte Rauchen,
Wie Kranken noch das Antlitz farbig loht,
Kurz ehe ſie die letzte Kraft verhauchen.

Gleichgültig ſchau'n die Tannen, allzeit grün,
Herunter von des Berges höchſter Kuppe,
Doch mitten inne ſeh ich träumend glühn
Hellgelb und rötlich eine Birkengruppe.

Wie haſt du dich ſo wunderlich geſchmückt,
Du Birkenwäldchen, rauh vom Wind gefächelt?
Wie ſcheinſt du mir ſo ſchwärmeriſch entzückt,
Wehmütig faſt, wie man im Wahnſinn lächelt!

Ja, wie in Blumenzier Ophelia,
Die irre Maid, hinſpielt' in ihrem Leide,
So ſteht das arme Birkenwäldchen da
Im Nebelduft, in wunderlichem Kleide.

Wie ſeltſam regt der Herbſtwald mir die Bruſt!
Es bebt mein Herz in Wonn- und Wehmutsſchauern,
Irrt, wie Ophelia, zwiſchen Leid und Luſt
Und weiß nicht, ſoll es lächeln oder trauern.

Der Bäume Gedanken.

Im Walde da regt ſich ein Plaudern und Flüſtern
Wann kühlende Dämmerung ladet zur Ruh;
Da ſtehen ſie traulich beiſammen im Düſtern,
Die Buchen und Eichen, die Tannen und Rüſtern,
Und ſchicken viel heimliche Reden ſich zu.

„Ihr Schweſtern, ich will's im Vertrauen euch ſagen,"
Nimmt rauſchend die Eiche, die ſtolze, das Wort:
„Mich treibt es, hinauf in den Himmel zu ragen,
Bis über die Wolken die Krone zu tragen,
Stets höher zu wachſen, Jahrhunderte fort!"

„So hoch ſich erheben! mir bangte vor Blitzen!"
Entgegnet die Buche, die tüchtige, drauf.
„Mir gnügt es, beſcheiden und wacker zu nützen,
Die Müden zu ſchirmen, die Armen zu ſchützen:
Wie zehrt' ich im Eifer ſo gerne mich auf!"

„Nein!" ſchüttelt die Birke die zierlichen Locken,
„Mir fließt in den Adern ein leichtes Geblüt;
So lange die Freuden mir leuchten und locken,
So will ich mich freun, eh' die Säfte mir ſtocken —
Das Leben iſt flüchtig, die Jugend verblüht."

„Das ewige Grünen! Das ewige Freuen!"
Erwidert die Tanne, die ſtrengere, nun.
„Der Luft bin ich müde; mich ſollt' es nicht reuen,
Die grünenden Nadeln zur Erde zu ſtreuen,
Auf immer zu ſchlummern, auf immer zu ruhn!"

Salweide dagegen: „O fröhliches Leben,
Die Zweige zu wiegen im ſonnigen Blau,
Die Falter zu ſchauen, ihr Schillern und Schweben,
Zu trinken, wie würzige Säfte der Reben,
Mit durſtigen Zügen erquickenden Tau!"

„Vor allem ergötzt mich der Vögelein Singen!“
So läßt ſich vernehmen der Ahorn darauf:
„Wenn ſchlagende Droſſeln vorüber ſich ſchwingen,
Und ſchmetternde, helle Jagdhörner erklingen,
Durchzittert mich Luſt von der Wurzel zum Knauf.“

So hört man im Walde das Flüſtern und Plaudern
Von tauſend redſeligen Zungen umher;
Doch nun — wie ſie plötzlich erſchrecken und zaudern!
Wie bange die Wipfel ſich ſträuben und ſchaudern!
Es naht ſich ein Wetter, ſo dunkel und ſchwer.

Schon fallen des Donners gewichtige Keile
Mit hohlem Gepolter ins knarrende Holz;
Hin fahren der Blitze vielſchneidige Beile
Und ſchlagen mit mächtigen Hieben in Eile
Zu Boden der Eiche hochfahrenden Stolz.

Die Buche, daß nun ihren Segen ſie tue,
Sie fiel einem Armen zum freundlichen Los.
Bald kam auch die Tanne, die ernſte, zur Ruhe:
Sie bot ihre Bretter den Müden zur Truhe
Und ſank in der Grüfte verſchwiegenen Schoß.

Die luftige Weide gab ihre Gewinde
Der weinvollen Tonne zum ſchürzenden Reif.
Die Birke, die leichte, bot Reiſer und Rinde
Zur ſtrafenden Rute dem fehlenden Kinde,
Der Mutter zum fliegenabwehrenden Schweif.

Nach Wunſche muß alles dem Ahorn gelingen:
Er dienet, gewölbt, einer Laute zur Bruſt;
Und wenn die metallenen Saiten ſich ſchwingen
Und helle, melodiſche Weiſen erklingen,
Da zittert der Liederentzückte vor Luſt.

Strom und Wolke.

Rauſchend aus den Felſenquadern,
In des alten Berges Adern
Sammelt ſich die Waſſerflut.
Und mit wildem Kindermut
Aus dem engen Steinverließe
Springt das Brünnlein auf die Wieſe;
Schalkhaft eilt es hinter Hecken
Sich ein Veilchen zu verſtecken,
Wieder ſpringt's hervor geſchwind,
Wie des Sägemüllers Kind.
Aber ſchon iſt jugendkräftig
Nun der muntre Bach geſchäftig,
Rings die Wieſen zu begießen,
Daß die jungen Saaten ſprießen.
Und mit hohem Wellenguß
Großgewachſen bald zum Fluß,
In die Stadt enteilt er fort,
Dienſte nehmen will er dort;
Und auf ſeiner Schulter laſten
Schiffe nun mit bunten Maſten,
Und er trägt ſie reich beladen
Nach den fernen Seegeſtaden.
All des treuen Fleißes Segen,
Der erblüht auf ſeinen Wegen,
Was er wirkte hier und dorten,
Eilt er demutvoll zu legen
An des ew'gen Meeres Pforten.

Strömend aus den Felſenquadern,
Aus des alten Berges Adern
Steigt ein dicht Gewölk herauf,
Nimmt gen Himmel ſeinen Lauf.
Und von Morgenrot durchdrungen,
Hat es ſich dahingeſchwungen
Durch des klaren Himmels Blau,
Manchem Aug' zur holden Schau.

Jetzt verglimmt das rote Gold,
Und, von Stürmen aufgerollt,
Flattert über Meer und Land
Weit dahin ſein Nachtgewand,
Und durch ſeine Finſternis
Lodert roter Blitze Riß;
Bis von Abendroſengluten
Wieder ſeine Wellen fluten.
Drauf, da rings die Lande dunkeln,
Sieht man durchs Gewölke funkeln
Seligmildes Mondenlicht:
Wie ein Nonnenangeſicht,
Friedelächelnd, ſchaut's hervor
Hinterm langen, weißen Flor.
So durch blauer Lüfte Plan
Ziehet das Gewölk die Bahn,
Himmelstrauer, Himmelsfrieden
Strahlt es in die Tale nieden.
Und zuletzt nach weitem Laufe
Hat es ſich in lauer Traufe,
Regenbogenlichtgetränkt,
In den Meeresſchoß geſenkt.
Nicht mit ſchwerem Früchteſegen
Eilt's dem ew'gen Meer entgegen;
Aber wenn es bringen könnt',
Was zu wirken ihm vergönnt,
Manch verklärtes Angeſicht
Hing' entzückt an ſeinem Licht,
Und mit ſeinem hehren Schmerz,
Der in Blitzespracht getrauert,
Rührt es manch ein Menſchenherz,
Von des Schönen Luſt durchſchauert!

Und als Eines Reiches Genoſſen
In des ew'gen Meeres Wogen
Haben beide ſich umſchloſſen:
Der mit Früchten kam gezogen,
Der des Schönen Bahn durchflogen.

Meine Welt.

Ein Kaiſer ſchwang mit ſtolzer Hand
Sein Zepter weit hinaus
Und ſtreckt' es über Meer und Land
Nach Oſt und Weſten aus:

„In meinem Reiche ſchließt ſich nie
Der Sonne weiter Lauf;
Entſchwindet ſie den Landen hie,
So taucht ſie drüben auf."

Ich trage keine Krone zwar
Von Gold und Edelſtein,
Vom ganzen Erdenrund, fürwahr,
Iſt keine Spanne mein.

Doch bin ich König einer Welt,
Die mir im Herzen blüht,
Von einem lieben Bild erhellt
Und ſonnigwarm durchglüht.

Es taucht frühmorgens immerdar
Aus meiner Bruſt herauf,
Und ſteigt allnächtlich ſonnenklar
In meinen Träumen auf.

So ruf' ich frei das kühne Wort,
Dem ſtolzen Kaiſer gleich:
„Die Sonne leuchtet fort und fort
In meinem ſtillen Reich!"

Die Tonleiter.

Mit der holden Braut ſelbander
Sang ich jüngſt die Töneleiter,
Und wir ſtiegen miteinander,
Stimm' in Stimme fügend, weiter.

Aber mit den höchſten Sproſſen
Konnt' ich nicht mein Kind ereilen;
Hell und heller ſtets ergoſſen
Ihre Töne ſich derweilen.

Und ich lauſchte, wie ſie ſteigend
Sich in Engelslauten wiegte,
Bis ſie wieder, hold ſich neigend,
Sich an meine Stimme ſchmiegte.

Drauf ſich inniger durchdringend
Schwebten ſelig unſre Stimmen,
Bis, die Leiter niederklingend,
Sie nicht tiefer konnte klimmen.

Aus der Männerbruſt indeſſen
Hat ſich voller Klang geſchwungen,
Ganz die Leiter zu ermeſſen,
Bin ich tief hinabgedrungen.

Liebe, in den Schoß der Erde
Will ich tiefe Wurzel ſchlagen,
Feſten Grundes ohne Fährde
Dich und deinen Himmel tragen.

Dann aus hellem Engelsmunde
Laß mich deinen Frieden lernen,
Gieb mir oft getreue Kunde
Hoch aus deinen Himmelsfernen!

Adlerhorſt.

Erzitternd ſtieß der Nachen auf am Strand;
Die Kette werfend um die Uferweide,
Schwang hurtig unſer Schiffer ſich ans Land,

Und aus dem Boote ſtiegen drauf wir beide,
Mein Freund und ich. Vor uns mit friſchen Ranken
Lag eine würzereiche Kräuterheide,

Und drüben hob ein Fels die Rieſenſchranken
Fünfhundert Fuß hoch, Adlerhorſt genannt.
Es hielt ein Eichwald ſeine mächt'gen Flanken

Mit dunkelgrünem Gürtel rings umſpannt,
Darüber wölbte ſich in ſtolzer Breite
Die nackte weiße Bruſt der Marmorwand,

Und aus dem Felſenhaupt in blauer Weite
Flog um den Horſt ein Adler kreiſend auf,
Und ſeine Jungen übten ſich im Streite.

So ſtand er da vom Fuße bis zum Knauf
Mit Kraft und Stolz gewappnet wie ein Rieſe.
Wir ſchauten voll Bewunderung hinauf,

Da blies dicht hinter uns, am Saum der Wieſe,
Des Schiffes Waldhornſpieler alſo ſacht,
Als ob er nur aus weiter Ferne bliefe;

Und plötzlich, von dem leiſen Hauch entfacht,
Stand hell der mächtge Fels in Klangesflammen,
Und voll und voller, wie mit Zaubermacht,

Die Töne von der Höhe niederſchwammen
Und ſchlugen, wie ein gold'ner Waſſerguß,
Lindſpülend über unſerm Haupt zuſammen.

Es war, als müßt' in plötzlichem Erguß
Ausſchütten ſich das ganze Herz des Rieſen,
Als müßt' er in der warmen Laute Fluß

Ein langverhaltenes Gefühl ergießen.
Wir ſtanden lange da; nun hörten wir
Die letzten Klangeswellen fern zerfließen.

Ergriffen ſah mein Freund ins Auge mir
Und mußte mir die Hand vor Freude drücken.
Mein guter Freund, ſo wie zu Mute dir,

So glänzten mir die Augen voll Entzücken
In jener Stunde, da zum erſtenmal
Dein Herz ſich offenbarte meinen Blicken.

Er war ein Jüngling, alle Nerven Stahl,
Vom Haupte bis zum Fuß mit Kraft gerüſtet,
Dem Aug' entblitzte raſcher Kühnheit Strahl.

Und ſtolz, als hätten Adler drin geniſtet,
Erhob er ſeine Stirne ſonnenwärts:
So ſtand er, wie der Felſen, hochgebrüſtet.

Verſchloſſen aber war ſein ſtolzes Herz,
Nicht wiſſend von gemütlichen Ergüſſen,
Und fremd der Liebe tiefem Seelenſchmerz —

So ſchien es mir. Ach! nie erwärmt von Küſſen
Und Liebesworten, hatt' er, eine Waiſe,
Im Schoß der Eigenſucht erwachſen müſſen;

So blieb ſein Herz verengt im fremden Kreiſe.
Da ward ich eines Tags ihm zugeführt,
Ich ſprach zu ihm ein liebend Wörtlein leiſe,

Das hat ſo tief ſein Innerſtes gerührt,
Daß alſobald die Bruſt ihm überquoll
Von Liebesfülle, die er nie verſpürt;

Sein Herz mir auszuſchütten, reich und voll,
Drängt' ihn der Liebe lang entbehrt Beglücken,
Und frei der Fluß der warmen Rede ſchwoll.

Mein feuchtes Auge glänzte vor Entzücken —
Das ahnt' ich nicht in dieſer ſtolzen Bruſt!
Ich mußte ſeine Hand vor Freude drücken,
Wie jetzt er mir getan im Drang der Luſt.

Das verkannte Herz.

Sie ſagen: ohne Feuer ſeiſt du ganz,
Man ſehe nie dein Angeſicht erglühen
Und nie der Liebe jugendhellen Glanz
In deinem Augenſterne freudig ſprühen.

Verkanntes Herz! Nach außen ſtrahlſt du nicht,
Des Marktes Seelen biſt du fremd geblieben;
Mich nahmſt du auf, nun glüht mein Angeſicht,
Verklärt von deinem tiefgehegten Lieben.

Biſt wie die Münſterroſe am Portal:
Nach außen iſt ihr Farbenſchatz verſiegelt,
Vom Markte draußen ſieht man nicht den Strahl,
Des Himmels Abglanz, den ſie treulich ſpiegelt.

Doch wer gedrungen in den Dom herein,
Der ſieht die Roſe glühn in warmen Farben,
Der ſieht der Himmelsglorie Widerſchein
Nach innen ſprühn in tauſend bunten Garben.

Verkanntes Herz! Nach außen ſtrahlſt du nicht,
Des Marktes Seelen biſt du fremd geblieben;
Mich nahmſt du auf, nun glüht mein Angeſicht,
Verklärt von deinem tiefgehegten Lieben.

Die Münſterroſe.

1.

Von Weihrauchdüften iſt durchhaucht
Die weite, ſtille Münſterhalle,
Da ſtehn in Dämmerung getaucht
Die grauen Heil'genbilder alle;
Und ſieh — ein reicher Farbenſchein
Ergießt ſich in den Dom herein:
Die Strahlen quellen aus dem Schoße
Der bunten, blättervollen Roſe.

Sie läßt ihr wunderklares Licht
Ins düſtre Chor hinunter gleiten —
O hehres Bild! wie mahnſt du nicht
An alte, längſt verklungene Zeiten!
Die Liebe klärte, friſch und jung,
Des Glaubens ernſte Dämmerung,
Und Minneroſenſchein durchglühte
Das fromme, ſelige Gemüte!

2.

Draußen aus der dumpfen Schwüle,
Aus dem wirren Marktgewühle
Suchte meine Seele Ruh',
Und ich ſchritt der heil'gen Kühle
Dieſer Münſterhallen zu.

Am Portale kühn erhoben,
Hält die Roſe lichtgewoben
Ihre Blätter himmelwärts;
Sonnig überſtrahlt von oben,
Glüht ihr volles Blätterherz.

Aber, abgelöſt vom Schoße
Dieſer glanzerfüllten Roſe,
Lag zerſtückt ein gläſern Laub;
Und ich hob das farbenloſe
Mir zu Füßen aus dem Staub.

Herz, dem Glas haſt du geglichen!
Weil's vom Himmel abgewichen,
Liegt verdüſtert dieſes Laub;
Ach! dein Friede war verblichen,
Weil du hingſt am Erdenſtaub.

Herz, o bleib in ſteter Treue
Gottes reiner Himmelsbläue,
Wie die Roſe, zugekehrt;
Selig glühſt du bald aufs neue,
Von des Himmels Licht verklärt!

Beim letzten Abendſonnenblick.

Hinter jenem Bergesgipfel
Scheidend noch die Sonne loht,
Bräunlich zeichnen ſich die Wipfel
In des Himmels Gold und Rot;
Das Gebirg wirft ſeine Schatten
Weit hinab auf Wald und Au,
Seine Täler, ſeine Matten
Dämmern alle dunkelblau.

Aber drüben, ſieh', wie helle
Das Gebirg im Oſten ſtrahlt!
Wie ſich heiter jede Stelle
Noch im goldnen Lichte malt;
Wie ſo freundlich vor dem Scheiden
Ihm ins Herz die Sonne blickt,
Seinen Schlößlein, Höh'n und Heiden
Ihre letzten Grüße ſchickt!

Ei, wie ſtehn des Weſtens Berge,
Die zunächſt dem Abendglanz,
Schon ſo trauerſchwarz wie Särge,
Schon der Sonn' entfremdet ganz;
Während noch in Licht und Wonne
Ferne dort der Oſten glüht
Und im letzten Blick der Sonne
Wie ein Roſengarten blüht? . . .

Nimmt's dich Wunder? — Geh' und frage
Dort den lebensmüden Greis,
Dem die Welt der letzten Tage
Nur ein fremder, dunkler Kreis:
Weg, in jene Zeiten blickt er,
Wo er einſt in Jugend ſtand,
Und die letzten Grüße ſchickt er
Seinem goldnen Morgenland!

Rechtfertigung.

Ihr ſcheltet Sankt Johannis Offenbarung,
Es ſeien dran viel Tauſende geſcheitert
Und in den Abgrund tiefer Geiſtverwirrung,
In bodenloſe Schwärmerei verſunken . . .

Sagt, ſcheltet ihr den hohen Münſterturm,
Wenn ihn erklimmt ein ſchwindliger Beſteiger,
Der ſich hinaufwagt bis zur höchſten Krone,
Und droben plötzlich ihn der Schwindel faßt,
Daß er hinabſtürzt jählings in die Tiefe —
Sagt, ſcheltet ihr darob den Münſterturm?
Wer feſten Fußes, klaren, ſichern Auges,
Der mag wohl bis zur höchſten Spitze dringen
Und näher in den offnen Himmel ſchau'n.

So mögen klare, ſchwindelfreie Geiſter
Des Evangeliums heil'gen Dom erſteigen
Bis zu dem höchſten göttlichen Geheimnis; —
Der ſchwache Geiſt ſoll nimmer ſich verſteigen.

Lichtfreunde.

In ſchweigſam brütender Sommernacht
Hab' ich noch ſpät bei der Lampe gewacht,
Da fliegen, gelockt von des Lichtes Schein,
Nachtfalter in Menge zum Fenſter herein.
Sie kommen von ihren geheimen Sitzen,
Vom Gartengemäuer, aus Spalten und Ritzen:
Die nächtlichen Geiſtchen ums Licht ſich rotten,
Die Schwärmer und Sphinxe, die Eulen und Motten,
In weißen Hemdchen, in grauen Röckchen,
In braunen Kutten, behaart wie Böckchen.
Sie klirren
Und ſchwirren,

Sie murren
Und ſurren,
Sie tanzen und ſchwärmen ums Licht herum.
Hurrah! Da erſcheint mit ſtolzem Gebrumm,
Zu führen das Regiment,
Der hocherleuchtete Präſident,
Der gravitätiſche,
Majeſtätiſche
Totenkopf!
Er trägt am Zopf
Des Ordens Schild —
Ein Schädelbild.
„Lichtfreunde, wohlauf!
Beginnt den Lauf
Und ſchärft das Geſicht;
Die Welt iſt finſter, wir haben das Licht."
Da ſchwärmen und ſchwirren die Geiſterchen,
Gebärdet ſich jedes als Meiſterchen,
Und manches iſt plump in die Flamme gerannt
Und hat ſich das arme Hirnchen verbrannt.
Zuletzt mit gewaltigem Saus und Braus
Löſcht gar das Licht der Totenkopf aus;
Der arme Schwärmer, aufs Licht verſeſſen,
Hat eins vergeſſen:
Memento mori!

Nachtfalter, ihr ſeid doch ein töricht Geſchlecht!
Lichtfreunde, fürwahr, ihr treibt es nicht recht:
Ihr ſuchet des Nachts mit blödem Geſicht
Ein dürftig brennendes Erdenlicht
Und haltet am Tage die Augen geſchloſſen,
Wenn Sonnenglanz, vom Himmel ergoſſen,
Die Welt erleuchtet mit goldenem Strahl
Und neu verkläret das Erdental.
O wüßtet ihr nur, wie ſelig das Leben,
Im Lichte des Himmels einherzuſchweben!
Tagfalter, ſo lieblichen Angeſichts,
Am Lichtquell trinket, ihr Kinder des Lichts!

Der Läufer von Glarus.

Einſt fochten die von Uri ſich
Und die von Glarus bitterlich
Um ihre Landesſcheiden an;
Da ward zuletzt der Spruch getan:
„Zur Tag- und Nachtgleich allerfrühſt,
Sobald der Hahn den Morgen grüßt,
Soll nach der beiden Länder Enden
Jedweder einen Läufer ſenden;
Und wo ſich dann begegnen beide,
Da ſei fortan des Landes Scheide."

Und als der Morgen war gekommen
Und kaum die höchſten Alpen glommen,
Zu Uri wachte ſchon der Hahn
Und ſang den Morgen luſtig an:
Der Hunger hat ihn früh geweckt;
Und wie er kaum die Flügel reckt,
Bricht ſchon der Urner hurtig auf
Und nimmt zur Scheide ſeinen Lauf.

Indes zu Glarus ſchläft noch feſt
Der Hahn in ſeinem warmen Neſt;
Sie hatten trefflich ihn gefüttert,
Drum ſchlief er ſatt und unerſchüttert,
Derweil im roten Morgenbrand
Ihn bänglich die Gemein' umſtand.
Doch endlich hub er an zu krähen
Und ſchlummertrunken ſich zu blähen,
Und hurtig ſprang der Glarner auf
Und nahm zur Scheide ſeinen Lauf.

Doch als er eilte kurze Strecke,
Kam droben um die Felſenecke
Der Urner ſchon mit ſtolzen Tritten
Ins fremde Land herabgeſchritten.

Der Glarner hielt mit nichten an,
Er ſprang noch unverzagt bergan,
Daß er noch Land dem guten Rechte
Und ſeinem Volk gewinnen möchte.

Der Urner hüpft mit lautem Hohn:
„Hier iſt die Scheide!" ruft er ſchon;
Doch will er von den Alpenmatten
Ein Stücklein ihm zurückerſtatten,
So weit es ihm noch möge glücken,
Ihn fortzutragen auf dem Rücken.
Der ſchwingt ihn auf die Schulter drauf
Und klettert friſch den Steg hinauf,
Er atmet ſchwer, das Knie bricht ein,
Erblaſſend ſtürzt er aufs Geſtein.
„Hier iſt die Grenze!" ruft er ſchnelle —
Sein Grabſtein iſt zur ſelben Stelle.

Da ruhe nun von deinem Lauf
Und atme wieder fröhlich auf!
Du biſt, ſo lang dein Fuß dich trug,
Und bis zum letzten Atemzug
Fürs gute Recht vorangedrungen
Und haſt ihm treulich Land errungen
Und weiter ſeine Mark geſetzt.
Glückſelig, wer zu guter Letzt:
„Hier iſt die Grenze!" rufen kann!
Am Steine, den dein Mut gewann,
Den Ruhſtein du gefunden haſt —
Da, braver Läufer, halte Raſt.

Kaiſer Sigismund in Straßburg.

Der ritterlich geſtritten
Auf manchem heißen Feld,
Aus Welſchland kommt geritten
Herr Sigismund, der Held;
Zu Felde nicht, zum Throne,
Gen Aachen zieht er heut,
Wo ſeine Kaiſerkrone
Das deutſche Reich ihm beut.

Und als er nun gekommen
Nach Straßburg an den Rhein,
Welch Jubeln und Willkommen
Die Straßen aus und ein!
Aus allen Fenſtern Grüße,
Die Wege bunt beſtreut,
Muſik und Freudenſchüſſe,
Vom Münſter Feſtgeläut.

Den Kaiſer zu empfangen,
Stand reich gedeckt der Tiſch,
Trompet' und Pauken klangen,
Und Kränze blühten friſch;
Doch ſchöner war zu ſchauen
Als dieſe Blumenpracht,
Der Kranz holdſel'ger Frauen
In ihrer ſchmucken Tracht.

Und als in ſpäter Stunde
Der Kaiſer brach empor,
Trat aus der Frauen Runde
Die allerſchönſte vor:
„Ruht aus von aller Mühe,
Herr Kaiſer, ruhet ganz,
Daß ihr uns morgen frühe
Recht munter ſeid zum Tanz."

Kaum hat der Hahn gerufen,
Schon ſind die Frauen wach
Und harren auf den Stufen
Vor ihres Herrn Gemach;
Er hört's, nicht lange weilt er,
Vom Lager auf im Flug,
Barfuß, im Nachtrock eilt er
Und folgt dem holden Zug.

Zuerſt, den Tag zu weihen,
Ins Münſter zieht die Schar,
Wo ſchon in dichten Reihen
Das Volk verſammelt war.
Die Frühmett iſt zu Ende,
Die Seelen ſind erquickt,
Nun hat der Zug behende
Zum Feſt ſich angeſchickt.

Gleich ſtrömt's in hellen Haufen
Der nächſten Bude zu,
Die Bürgersfrauen kaufen
Dem Kaiſer ein paar Schuh;
Und luſtig wird dermaßen
Der edle Herr umringt,
Daß flink er durch die Straßen
Im Ringeltanze ſpringt.

So ziehen ſie im Tanze
Zum Hohenſteg hinauf,
Es nimmt in lichtem Glanze
Der Herberg' Saal ſie auf;
Gleich ſpielen auf die Geigen,
Und Hörner ſchallen drein,
Der Kaiſer ſchwingt im Reigen
Manch Bürgerstöchterlein.

In Freud' und Feſten eilen
Ihm ſieben Tage hin,
Nicht länger darf er weilen,
Zur Krönung muß er ziehn;

Doch eh' er ist geschieden,
Da ließ er goldenblank
Dreihundert Ringlein schmieden
Den Fraun zu Lieb' und Dank.

„Zum Abschied nehmt's, ihr Holden,
Und achtet's nicht gering;
Wie eure Finger golden
Umfaßt jedweder Ring,
Soll eure Söhn' umwinden
Der Treue festes Band
Und soll sie ewig binden
Ans deutsche Vaterland!"

Heiliger Zorn.

Nein! in des Lebens
Wirren und Kämpfen,
Ziemt es den Zorn nicht
Immer zu dämpfen!
Darfst nicht inmitten
Tollem Gewühl
Stehn wie ein Eisberg
Allezeit kühl.

Nein! wo das Unrecht
Thronet und schaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:
Sollst du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Beuget die Obmacht
Heilige Rechte,
Will ſie die Freien
Meiſtern wie Knechte:
Auf! laßt entlodern
Flammendes Wort!
Rache zu fodern,
Donner' es fort!

Siehſt du die Freiheit
Küſſen die Rute,
Die ihr den Nacken
Geißelt zu Blute:
Auf! den Verkehrten
Stachle dein Zorn,
Sei dem Entehrten
Weckender Sporn!

Weinet die Unſchuld,
Trauert die Reinheit,
Tückiſch geläſtert
Von der Gemeinheit:
Auf! und empöre,
Herz, deinen Giſcht,
Daß er die Schlange
Laut überziſcht!

Siehſt du den Halbwitz
Höhniſch ſich rotten,
Frevelnd dem Guten,
Heiligen ſpotten:
Röte dein Antlitz
Flammendes Blut,
Sprühe dein Auge
Zürnende Glut!

Ja, wo das Unrecht
Thronet und ſchaltet,
Wo die Verkehrtheit
Wohnet und waltet:

Sollſt du entbrennen
Wie ein Vulkan,
Feuer und Flammen
Schleudern hinan.

Doch zu vernichten
Wehre dem Zorne,
Daß er der Liebe
Diene zum Borne,
Daß er befruchte
Gleich dem Veſuv,
Der aus der Lava
Reben erſchuf.

Lacrimã Chriſti
Zeugt er am Fuße:
Himmliſche Tränen,
Tränen der Buße,
Lock' aus den Herzen,
Die du geſchreckt,
Die deine Zornglut
Segnend bedeckt!

Preis der deutſchen Sprache.

Mutterſprache deutſchen Klanges,
O wie hängt mein Sinn an dir!
Des Gebetes und Geſanges
Heil'ge Laute gabſt du mir.
Sollt' ich deine Fülle miſſen,
O mich kränkte der Verluſt
Wie ein Kind, das man geriſſen
Von der warmen Mutterbruſt!

O wie klingt in deinen Tönen
Gottes Wort ſo voll und reich,
Mächtig wie Poſaunendröhnen
Und wie Hirtenflöten weich!
Wie die Orgel mannigfaltig,
Leihſt du jedem Geiſt den Mund,
Tuſt Prophetenernſt gewaltig,
Jüngermilde lieblich kund.

Gilt's dem edlen Vaterlande,
Seiner Freiheit, ſeiner Ehr:
Gilt es gegen ſchnöde Bande
Heil'gen Kampf und tapfre Wehr:
Wie die Schlachttrompete ſchmettert,
Zürnen deine Laute dann;
Wie ein Schwert, das Blitze wettert,
Dieneſt du dem freien Mann.

Von der Heimat trauten Räumen,
Von des Hauſes Luſt und Schmerz,
Von der Kindheit Roſenträumen
Sprichſt du wie ein Mutterherz,
Weißt in farbenhellen Bildern
Und im goldnen Märchenſtil
Treu die Kinderwelt zu ſchildern
Und der Häuslichkeit Aſyl.

Des Gemütes tiefſten Saiten
Lockſt du ab den hellen Laut,
Seine zartſten Heimlichkeiten
Hat das Herz dir anvertraut:
Liebesweh und Liebeswonnen,
Sehnſucht und Befriedigung,
Was im Buſen ſich entſponnen,
Kündet deiner Töne Schwung.

Maienluſt und Herbſtestrauer,
Alpengrün und Gletſcherpracht,
Blütenduft und Windsbrautſchauer,
Wieſenglanz und Waldesnacht
Deuteſt mit geweihten Zeichen
Du, Vertraute der Natur,
Wie Druiden unter Eichen
Lauſchten auf des Gottes Spur.

Immer forſchend unerſchrocken,
Zu gewinnen edlen Fund,
Senkſt du deine Taucherglocken
In der Wahrheit tiefſten Grund,
Sammelſt an verborgnem Riffe
Einen reichen Perlenkranz:
Aller Wiſſenſchaft Begriffe,
Leuchtend in des Wortes Glanz.

Ja, ſo weit als die Gedanken,
Fliegſt du deinen hohen Flug,
Schwebend über engen Schranken
Wie der Wandervögel Zug.
Weltumfaſſend ſei dein Streben
Wie des Himmels blaue Flur,
Reich und rege wie das Leben,
Groß und frei wie die Natur.

Germanias Bild.

Im Schatten einer Eiche, auf einem Felsen grau,
Da sitzest du in Träumen, du edle, holde Frau!
Um deine klare Stirne schlingt sich ein Eichenkranz,
Und fromme Liebe leuchtet aus deiner Augen Glanz.

Geschlossen hast du schweigsam den anmutvollen Mund,
Ein Buch liegt aufgeschlagen auf deiner Knie Rund,
Du sinnest tief in Andacht; doch trägst du auf dem Schoß
Ein Schwert, wenn es vonnöten, zur Wehre blank und bloß.

Ja, forsch' und deute sinnig: das ist wohl dein Beruf,
Zu dem dich, hohes Wesen, der Herr der Welt erschuf;
Er hat dich auserkoren zu einem heil'gen Amt,
Zur Priesterin der Menschheit hat dich sein Geist entflammt.

Das Buch auf deinen Knien, es ist der Bücher Buch.
O bete, daß dich leuchtend der heil'ge Geist besuch';
Ergründe immer tiefer der Offenbarung Hort,
Und deute immer treuer das ew'ge Gotteswort.

Doch auch im Blätterrauschen, das dir zu Häupten webt,
Magst du den Geist belauschen, der in der Schöpfung lebt;
Erforsch' in allen Reichen der nahen Gottheit Spur,
Und deut' in tiefen Sprüchen die Bibel der Natur.

Und wie du schweigend sitzest, ins Innerste versenkt,
Sei auf den eig'nen Busen dein klarer Blick gelenkt:
Der Menschenseele Tiefen ergründe fort und fort,
Und gib auf alle Rätsel der Lösung wahres Wort.

So streu in alle Lande des Lichtes goldne Saat;
Doch greife nach dem Schwerte, sobald der Feind sich naht.
Den finstern Wahn verfolge mit deiner Blicke Speer,
Den Lügengeist vertilge mit deiner scharfen Wehr.

Gott helfe dir zum Siege durch allen Kampf hinan,
Daß du die Menschheit führest des Lichtes hohe Bahn;
Vor allen Völkern trage, du hehre Priesterin,
Des Glaubens heil'ge Fahne, der Wahrheit Banner hin!

Die Germaniſten im Kaiſerſaal zu Frankfurt.

Wie blicken ernſt aus ihren Rahmen
Die Kaiſer dort in reicher Tracht!
Wie mahnen die bekränzten Namen
Ans alte Reich und ſeine Macht!
O ſeht die hohen Kronenträger,
Es winkt ihr Blick, es zuckt ihr Mund . . .
An euch, des Deutſchtums treue Pfleger,
Ergeht ihr Geiſtergruß zur Stund:

„Wir waren einſt des Reiches Mehrer,
Nun liegt zerſplittert unſer Stab;
O ihr, des deutſchen Volkes Lehrer,
Weckt ſeine Freiheit aus dem Grab!
O nicht für eitles totes Wiſſen,
Fürs Leben ſchließet euern Bund;
Zum Bau des Reiches, das zerriſſen,
Legt in des Volkes Herz den Grund."

„Die ihr das deutſche Recht erkundet,
Für euer Volk, Sachwalter, ſprecht!
Von fremder Satzung iſt's verwundet,
Schafft ihm ſein gutes deutſches Recht.
Dem ſollen Fürſt und Volk ſich beugen,
Und Strafe treffe jeden Bruch;
Geſprochen ſei's vor allen Zeugen,
Denn undeutſch iſt geheimer Spruch."

„Und ihr, der deutſchen Sprache Pfleger,
O wahret treu den edlen Hort!
Es ſei — des deutſchen Geiſtes Träger —
Friſch, fromm und frei das deutſche Wort.
Ja, laßt der Wahrheit Spruch erſchallen,
Des Glaubens und der Liebe Klang
Und eifert, bis die Feſſeln fallen,
Der freien Rede ſchnöder Zwang."

„Und ihr, die Lehrer der Geſchichte,
O ruft — wie einſt Poſaunenſchall
Die Toten weckt zum Weltgerichte —
Ans Licht die deutſchen Helden all!
Ja, zeigt dem jungen Volk die Waffen
Der Väter ſieg- und ruhmverklärt;
Geſchichte ſoll ſich's wieder ſchaffen,
Der tatengroßen Vorzeit wert!"

„Wohl iſt er längſt zu Grab geſchritten,
Der Letzte dort in unſrer Schar;
Des Reiches Apfel iſt zerſchnitten,
Im Staube liegt der Doppelaar.
Doch mutig redet, rechtet, handelt!
Vielleicht mit Gott erſcheint die Zeit,
Wo feierlich zur Krönung wandelt
Ein Kaiſer, der ſein Volk befreit."

Des Rheines Talweg.

Schäumend wie ein Berggewäſſer
Wühlt der Talweg tief im Sande,
Reißt wie ein Franzoſenfreſſer
Stücke weg vom linken Strande.

Mit Faſchinen und mit Dämmen
Eilen ſie den Strom zu brechen,
Eilen ſeine Wut zu hemmen
Und am Nachbar ſich zu rächen.

Rechtshinüber wirft ſich ſtrudelnd
Nun das reißende Gewäſſer,
Wie von Rachbegierde ſprudelnd,
Wild wie ein Germanenfreſſer.

Wieder mit Faſchinenbanden
Schleudern ſie die Flut zurücke,
Bis gebannt von beiden Landen
Mittendurch verbrauſt die Tücke.

Ja, dem blinden Zorn der Haſſer
Eilet rechts und links zu wehren,
Laßt ihn wie ein ſchäumend Waſſer
In ſich ſelber ſich verzehren.

In des Völkerbundes Kette
Macht den edlen Rhein zum Gliede!
Blühen ſoll an ſeinem Bette
Licht und Freiheit, Recht und Friede!

Das Rettungsboot.

Welch edles Werk, die ſchon am Abgrund ſchwanken,
Vom Schiffbruch retten, durch die Sturmflut eilen
Den Sinkenden zu Hilf' mit Rettungsſeilen,
Ins Boot ſie tragen über ſichre Planken!

Das tut die Liebe, ſegnet ohne Schranken;
Was Menſch heißt, iſt bereit ſie all' zu heilen,
Fragt nicht, ob ſie auch ihren Glauben teilen,
Noch ob ſie's ihr vergelten und ihr danken.

Auch wir, die zwiſchen Rhein und Wasgau leben,
Sahn unſer Deutſchtum ſchon am Abgrund ſchweben,
Dem Schiffbruch nah' — da ſchickt der Himmel Retter.

Das deutſche Kriegsſchiff ward zum Rettungsboote,
Riß uns heraus vom Strudel, der uns drohte,
Und bracht' uns heim, ging's auch durch alle Wetter.

Elſaß ein — Venetien?

Wie? ein Venetien ſoll das Elſaß werden,
Soll grollend wider Deutſchland ſich verſchwören,
Bis ihm die Stunde winkt, ſich zu empören,
Im Blut zu rächen Unbill und Beſchwerden?

So ſoll's wie Carbonari ſich geberden
Mit Büchs' und Dolch? So wollt ihr uns betören,
Dem alten Stammland, dem wir nun gehören,
Zu fluchen — unſrer deutſchen Mutter-Erden?

Nein, Haſſesſchürer, flammend wie Gambetta,
Nicht fürder ſollt ihr unſer Herz verfälſchen,
Ihm einzuimpfen tückiſche Vendetta!

Nicht länger ſollt ihr unſer Volk verwälſchen!
Wir ſind der alten Mutter Söhn' aufs neue;
Ihr ſchwören wir, nicht Haß, nein — ew'ge Treue!

Zur Verſöhnung.

Noch immer nicht genug gezürnt, gegrollt,
Als ſpräche Chriſtus: „Feinde ſollſt du haſſen!"
Gen Himmel ſchrieen unſre Sündenmaſſen,
Gott hat gerichtet, Gott hat's ſo gewollt.

Wir haben Frankreich unſern Dank gezollt
Mit Gut und Blut, es hat uns ſelbſt entlaſſen.
Wir trugen Leid, nun gilt es Mut zu faſſen.
Des Friedens weiß Panier ſei aufgerollt.

Was hilft's mit Groll die Wunden zu vergiften?
Iſt der ein Chriſt, der mit verſchworner Hand
Zerreißen will der Friedensſchlüſſe Schriften?

O Elſaß, Oberlins und Speners Land!
Zwei Völkern den Verſöhnungsbund zu ſtiften,
Sei zwiſchen beiden du das Liebesband!

Karl Auguſt Candidus.

(1817—1872.)

Wiegenlied für einen Müden.

In ſüße Träume wiegt die Poeſie,
O laß dich wiegen, müdes Menſchenkind!
Sie reicht dir Spielzeug, und ſie wiegt ſo lind
Und gibt dir wieder, was verloren hie.

In ſüße Träume wiegt die Poeſie,
O laß dich wiegen in dein altes Glück!
Unwiederbringliches bringt ſie zurück,
Und Unabänderliches ändert ſie.

Die heilige Allmutter Poeſie,
Die das entwöhnte Kind im Traum beglückt!
O ſeht es ſaugen! Ach, es iſt entrückt
In alte ſchöne Zeit! Ihm gibt ſie die!

Die hohe, gottgewalt'ge Poeſie,
Die in die Jugendzeit den Greis verſetzt
Im Frühlingsnachttraum, der ihn alſo letzt,
Daß ihm den ganzen Tag, er weiß nicht wie!

In ſüße Träume wiegt die Poeſie,
O laß dich wiegen, müdes Menſchenkind!
Sie reicht dir Spielzeug, und ſie wiegt ſo lind
Und gibt dir wieder, was verloren hie.

Frühlingsanfang.

Der laue Tauwind geht in allen Gaſſen.
Hoſanna! Wer mag's faſſen?
Die Palmen werft! Die Kleider ſpreitet aus!
Der König kommt! Ein Gott bezieht ſein Haus!

Geheimnis.

O Frühlingsabenddämmerung!
O laues, lindes Wehn!
Ihr Blütenbäume, ſprecht, was tut
Ihr ſo zuſammenſtehn?

Vertraut ihr das Geheimnis euch
Von unſrer Liebe ſüß?
Was flüſtert ihr einander zu
Von unſrer Liebe ſüß?

Sommerfäden.

Sommerfäden hin und wieder
Fliegen von den Himmeln nieder;
Sind der Menſchen Hirngeſpinſte,
Fetzen goldner Liebesträume;
An die Stauden, an die Bäume
Haben ſie ſich dort verfangen;
Hochſelbſteigene Gewinſte
Sehen wir darunter hangen.

Schwermut.

Mir iſt ſo weh ums Herz,
Mir iſt, als ob ich weinen möchte
Vor Schmerz!
Gedankenſatt
Und lebensmatt,
Möcht' ich das Haupt hinlegen in die Nacht der Nächte!

Tröſtung.

Laß der Zeitflut ihren Lauf,
Denn ſie rauſcht dir Tröſtung zu.
Mondesſchifflein ſchwebt herauf —
Anmutreiches Bild der Ruh!
Wie ſein lichtes Segel ſchwillt,
Wird auch wohl dein Schmerz geſtillt.

Hoffnung lächelt dir und ſtreut
Hoch am Berge, tief im Tal,
Wie der Morgen ſich erneut,
Künft'ger Roſen ſanften Strahl.
Harre ſtill! Zeit und Natur
Heilen alle Kreatur.

Lerchengeſang.

Ätheriſche, ferne Stimmen,
Der Lerchen himmliſche Grüße,
Wie regt ihr mir ſo ſüße
Die Bruſt, ihr lieblichen Stimmen!
Ich ſchließe leis mein Auge,
Da ziehn Erinnerungen
In ſanften Dämmerungen,
Durchweht vom Frühlingshauche.

Karl Auguſt Candidus

Alte Liebe.

Es kehrt die dunkle Schwalbe
Aus fernem Land zurück,
Die frommen Störche kehren
Und bringen neues Glück.

An dieſem Frühlingsmorgen
So trüb verhängt und warm
Iſt mir, als fänd' ich wieder
Den alten Liebesharm.

Es iſt, als ob mich leiſe
Wer auf die Schulter ſchlug,
Als ob ich ſäuſeln hörte
Wie einer Taube Flug.

Es klopft an meine Türe,
Und iſt doch niemand draus;
Ich atme Jasmindüfte
Und habe keinen Strauß.

Es ruft mir aus der Ferne,
Ein Auge ſieht mich an,
Ein alter Traum erfaßt mich
Und führt mich ſeine Bahn.

Einen Stern am Himmel lieben.

Einen Stern am Himmel lieben,
O das iſt ein ſüßes Glück!
Wenn auch Wolken drüber trieben,
Heitre Nacht bringt ihn zurück.
Mag vergehen und verwehen,
Was da will in Sturmesnacht,
Sternlein bleibt am Himmel ſtehen,
Sternlein lacht der Sturmesnacht.

Wenn nach dunkeln Wogenmühen
Glänzt dem Schiffer ſolch ein Schein,
War es welk? ſein Herz muß blühen,
Denn die Treue leuchtet fein.
Dir, du Edle, Gute, Süße,
Dir, mein Sternlein ſonder Wank,
Rettungstrunkne Wonnegrüße,
Heißen, ſtillen Tränendank!

Gewinn.

Du biſt, o Anmutvolle, durch mein Leben
Wie eine ſtrahlende Geſtalt gezogen,
Wie Hirten nächtens, auf den Stab gebogen,
Oft Engel ſehen licht vorüberſchweben.

Denk' ich an dich, ſo fällt ein ſüßes Beben
Mich an, beſinnungraubend, wie die Wogen
Des Meers anſchwellend, flieht am Himmelsbogen
Der ſchöne Mond, ihr Sehnen und ihr Streben.

Doch nein! Du kannteſt nie mich! nur von ferne
Stand ich als „Einer aus der Menge" gerne,
Und dich beglücket nun ein würdig Lieben.

Und ob auch die Erſcheinung längſt zerronnen,
Iſt doch der Eindruck bildend mir geblieben,
Und Vieles hat der Strebende gewonnen.

Tambourliedchen.

Den Wirbel ſchlag' ich gar ſo ſtark,
Daß euch erzittert Bein und Mark!
Drum denk' ich ans ſchön Schätzelein.
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Iſt ſeiner Augen Schein.

Und denk' ich an den Schein ſo hell,
Von ſelber dämpft das Trommelfell
Den wilden Ton, klingt hell und rein:
Blaugrau,
Blau,
Blaugrau,
Blau
Sind Liebchens Äugelein.

Jägerlied.

Jäger, was jagſt du die Häſelein —
die Häſelein?
Häſelein jag' ich, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.
Jäger, was ſteht dir im Auge dein —
im Auge dein?
Tränen wohl ſind es, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.
Jäger, was haſt du im Herzelein —
im Herzelein?
Liebe und Leiden, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.
Jäger, wann holſt du dein Liebchen heim —
dein Liebchen heim?
Nimmer, ach nimmer, das muß ſo ſein —
das muß ſo ſein.

Röslein rot und Ritterſporn.

Röslein rot und Ritterſporn
Können's miteinander.
Röslein rot war kaum geborn,
Hat er nicht die Zeit verlorn
Und — beim Röslein ſtand er.

Haben ſich halt auserkorn
Unter allen Dingen.
Steh'n nun ſchon den ganzen Mor'n
An dem Gartenweg da vorn —
Soll ich Stühle bringen?

Hanſels Tränklied.

Mein Rößlein trinkt Burgunderwein,
Der Röhrebrunnen ſchenkt ihm ein,
Und fährt ein Windſtoß drunter krumm,
Die Waſſerſtrahlen wirbeln um.

O Morgenſtern in Himmelshöhn,
Im Troge ſieht dich's Rößlein ſtehn.
Was rauſchen tolle Pappeln itzt,
Daß 's Rößlein horcht und die Ohren ſpitzt?

Im Mondenſtrahl du weißer Stein,
Du trägſt Feinsliebchens Füßelein,
Wohl wenn ſie Waſſer holen geht
Und ſchwatzend bei der Freundin ſteht.

Mein Rößlein trinkt Burgunderwein,
Mein Schätzel ſchläft im Kämmerlein.
O krähe, du mein Hähnlein, krähʼ,
Daß ich bald meine Liebſte ſehʼ.

Parabel.

Ein Mann ging über Feld mit ſeinem Kind.
Erſt ſprang das Knäblein vor dem Vater her,
Doch bald ermüdet faßt es deſſen Hand,
Und ſpäter noch, da blickt es zu ihm auf:
„Trag' mich!" Er nimmt's und feſt umhalſt es ihn.

Du biſt das Kind, das Leben iſt die Reiſe,
Vollkommenheit das Ziel, und Gott dein Vater.

Lehre.

„Die Birnlein abreißen?
Das Bäumlein zuſammenſchmeißen?
Was denkt mein Kind?
Weil ſie ſauer ſind?
Laß ſie in ihren Hecken
Noch reifen ſieben Wochen,
Dann werden ſie gebrochen,
Dann werden ſie dir ſüße ſchmecken."
Als Schulmeiſter Säuberlich ausgeredt,
Und ſich herumdreht —
Der Pfarrer hinter ihm ſteht,
Herr Redelich.
Der ſchmunzelt gegen Herrn Säuberlich:
„Auch die Jugend, Herr Cantor, iſt herb
und derb;
Kann drum mit der Zeit doch werden zart
Und guter Art.
Betracht' Er immer ſo die Sache,
Hat dann mehr Luſt am Fache."
Als Paſtor Redelich ausgeredt,
Und ſich herumdreht —
Ein Cherub hinter ihm ſteht,

Glänzte lichterloh,
Sprach: „Tragt auch den Sünder ſo!
Als eine unreife Frucht,
Die die ewige Sonne zu reifen ſucht.
Natur iſt beweglich;
Bei Gott iſt nichts unmöglich."

Ein Straßburger Sprichwort.

„Meines Nachbars Hund, o Sultan,
Laß den Knochen, gib mir Auskunft!
Laß den Knochen da im Graſe.
Sieh', zu Straßburg geht ein Sprichwort,
Und der große Luſtſpieldichter
Arnold hat es aufgenommen:
Niemals nag' ein Hund am Knochen,
Wenn nichts dran iſt. Und ich dachte:
Wenn ein armer Hund ſo klug iſt,
Wird der Menſch, dem Gott Verſtand gab,
Doch wohl ſchwerlich dümmer handeln.
Und ich machte mir's zum Grundſatz,
An der Meinung jedes Menſchen,
Dran er hängt, die er verteidigt,
Was Geſcheites ſtets zu ſuchen,
Wie verkehrt ſie ſcheinen möge.
Dieſem Grundſatz dank' ich vielen,
Ja unendlichen Gewinn ſchon.
Keinem Äußerſten ergeben,
Allvermittelnd, weiß ich Alles
Nun harmoniſch zu verbinden,
Und mit Ruhe gegenred' ich,
Finde Gott in jedem Menſchen,
Keinen Menſchen überflüſſig,
Und es wird mir leicht die Duldung
Und das Größeſte, die Liebe.

Aber, Sultan, dieſer Knochen,
Dran du ſpielend nageſt, der iſt
Weiß vor Alter. Dran iſt gar nichts."
Und der Sultan, ſeinen weißen
Knochen mit den Pfoten haltend,
Wedelte mit ſeinem Schwanze,
Sah mich an mit treuen Augen,
Und ſo ſprach er aus dem Stegreif:
„„An dem Knochen da iſt Alles,
Was ich mir daran will denken.""
Und, bewundernd Hundetiefſinn,
Rief ich die geflügelten Worte:
„Traun! ein Doktorhut gebührt dir,
Meines Nachbars Hund, o Sultan!"

Etwas vom Junker Jürgen.

Beim Waidmann, unter einer Buchen,
Stand Junker Jürgen. „Ei ſo! Mit Suchen
„Reimt Finden, ſagt Ihr? Reimt's auch ſchlecht,
„Ein wahres Wort iſt's, und nicht recht
„Von mir war's, Euch ſo aufzuhalten,
„Zumal da Euer Nimrodswalten
„Sorgt, daß uns nicht der Braten mangle.
„Ade denn, bis ich Euch wieder angle.
„Bei Jägern läßt ſich manches erfragen,
„Worüber uns nichts die Bücher ſagen.
„Will am Schloßberg in die Erdbeern gehn.
„Ade, Rudolf, auf Wiederſehn!
„Noch Eins, mag's auch ſich töricht ſchicken:
„Was iſt das für ein ſeltſam Picken?
„Jetzt wieder! Mir graut bei dieſem Picken!" —
„„Ein Ding, ſprach Jener, iſt's ohne Tücken:
„„Der Grünſpecht macht ſein Loch in die Eiche,
„„So hackt er wohl über tauſend Streiche.

„„Gar lächerlich aber iſt ſein Brauch,
„„Nach jedem einzelnen Streiche auch
„„Zu fliegen auf die andre Seite,
„„Nachſehend, ob er in ganzer Breite
„„Den Baum nicht durch und durch gehackt."" —
„Ei, ſprach der Junker, das iſt vertrackt!
„Ade, Gott ſegne euer Werk!"
Und ſetzte ſich auf ein Geſtein am Berg.
Den Wappenrock auf der Achſel, das Schwert
Am Hefte haltend, als ob's ihm wert,
So ſaß er da. „Werkheiligkeit,
„Im Grünſpecht biſt du konterfeit!
„Mit jedem Hiebe wähnſt auch du
„Hindurchgedrungen zu ſein zur Ruh,
„Schauſt und beäugelſt zu jeder Friſt,
„Was fertig und was dahinten iſt,
„Und biſt mit allen Schnabelhieben
„Doch nun und je diesſeits geblieben."
Sprach's und verſank in ernſtes Sinnen.
Der Wartburg morgenſonnige Zinnen
Und Wipfel an Wipfel in leiſem Rauſchen,
Sie ſchienen ſeinem Schweigen zu lauſchen.

Pfalzgraf Friedrich II.

O ſtünde mir zu Gebot ein Geſang
Wie Lautenſchlag und Schwerterklang!
Das war ein Tag für die Sängerei!
Der Pfalzgraf Friedrich war dabei.

Und dem iſt noch kein Lied ertönt?
Und den hat noch kein Geſang gekrönt?
Hervor aus des Vergeſſens Nacht,
Pfalzgraf! Dein Preis ſei dir gebracht!

Zu Middelburg hielt auf einen Tag
Erzherzog Karl ein groß Gelag.
Da ward geplaudert von nah und fern,
Von des Ritters Dame und ſeinem Stern.

Da ward geplaudert von fern und nah,
Auch von dir, o göttliche Muſika!
Und etliche hatten fürgebracht,
Daß du je und je weich und weibiſch gemacht.

Es könne kein mannhafter Ritter ſein,
Wer deiner pflegt. Die ſtimmten ein,
Die widerſprachen nicht halb, nicht gar,
Der Pfalzgraf warf ſeinen Handſchuh dar.

Er gedachte der heiligſten Freuden ſein,
Und ein Schauer fuhr ihm durch Mark und Bein,
Die lieblichſte aller Muſen ſchmähn!
Ungeahndet durfte das nicht geſchehn.

„Auch ich," ſprach er, „treibe die Tonkunſt gern.
„Ob ich mannhaft, mögen erproben die Herrn."
Und ein Zweikampf war alsbald verſucht,
Da ſchlug er die Gegner all in die Flucht.

Er hat ſie am rechten und linken Ohr
Gezeichnet, daß Keiner ſein Haar mehr ſchor.
So ſchlug er die Gegner all aus dem Feld:
Die Tonkunſt liebt jeder deutſche Held.

Ein Vivat dieſer Pfalzgrafengeſtalt,
Die ſo rührend unter des Ritters Gewalt
Und Urkraft birgt ein zartes Gemüt,
Das für die göttliche Kunſt erglüht!

Ouvertüre.

O deutſcher Geiſt! du liebſt nicht ſchales Witzeln
Des Schwachen über das, was klein und ſchwächlich,
Liebſt nicht der weichen Fingerſpitzen Kitzeln,
Das dich nur lächern ſoll ſo fein gemächlich,
Liebſt nicht ein kinderſpieleriſches Schnitzeln,
Wo nicht ein hoher Sinn drin liegt tatſächlich,
Doch liebſt du den Humor, der dir den kleinen
Zaunkönig trägt hinauf zum großen Einen.

Du findeſt drin die ſeligſte Erbauung,
Mit leichtem Wort Bedeutendes zu ſagen.
Es wirkt bei dir die wunderliche Trauung
Von Ernſt und Scherz ein kräftiges Behagen.
Humor iſt, traun! die frömmſte Weltanſchauung:
Er ſpannt das Loſe ſelbſt an Gottes Wagen.
Drum freuſt du an phantaſtiſcher Syſtole
Dich, als an höchſter All-Einheit Symbole.

Auffallende, hybridiſche Ausſchmückung
Begrüßeſt du wie heilige Grotesken,
Verſenkeſt dich mit inniger Beglückung
In das Geheimnis holder Arabesken
Und beteſt an in myſtiſcher Verzückung
Beim Tod der Form aus Übermaß der Fresken.
Nicht hindert das dich anderwärts der ſchönen
Und edeln Formen Einfalt auszutönen.

Wie es dich treibt, sei es nun Maß zu halten
Und Schönes nur zu atmen ruheselig,
Sei's im Erhabenen hoch dahin zu walten,
Sei es mit Allem nur zu spielen wählig,
So lässest du gewähren dein Gestalten,
Und deine Dichterschulen sind unzählig.
In Einheit ruhend bist du allberechtigt.
Wie Freiheit nur die freie Kunst ermächtigt.

O deutsches Land! o Land vielfachen Strebens,
Das du nichts Göttliches dir fremde findest
Und alle Kränze eines schönen Lebens
Dir um die hehren, ew'gen Schläfen windest!
O Mutterland! du ringest nicht vergebens,
Und wie in Sonnenfernen du entschwindest,
Ein Stern des Himmels, glorreich, glanzumflossen,
Schwillt selig jede Brust, die dir entsprossen.

Noahs Gesang.

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Wer mag des Himmels Schleusen stopfen?
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Wer mag die Quellen spunden und verpfropfen,
Wenn urgewaltig drängende, himmelblausichtige Wasser der Tiefe klopfen?
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Des Herrn Gerichte kann nichts dämmen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.
Wer kann die schreckliche Bewegung hemmen,
Wenn allerwärts seinen ewigen Urnen enttoset ein prächtiges Überschwemmen.
Laßt Gottes Wasser über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.
Manch Faules wird nun fortgeſpület.
Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.
Euch, Kinder, wird rotgoldig bald geſtühlet
Am Tiſch des Lebens, die ihr im Geiſte noch nichts von dem künftigen Heile fühlet.
Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.
Jetzt hat uns Drangſal dicht umſponnen.
Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.
Es findet ſich, iſt erſt die Flut zerronnen,
Der Perlenſchatz, den fromme Geduld aus dem Schatze der Leiden allzeit gewonnen.
Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.

Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.
Ich laſſe froh mein Lied ertönen.
Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.
Denn auf den Waſſern ſchwebt der Geiſt des Schönen,
Der heitern Mut und rhythmiſchen Sinn auch im Sturme verleiht des Geſanges Söhnen.
Laßt Gottes Waſſer über Gottes Lande laufen.

Gloſſe.

(1848.)

Will die Welt zu Scheitern gehn,
Mut allein bleibt ruhig ſtehn;
Ja, fällt ſelbſt der Himmel ein,
Mut wird Gott mit Göttern ſein.
E. M. Arndt.

In Europa rings herum
Brennen wieder Lagerfeuer.
Verleitum und Verleitum
Meſſen ſich als wilde Dräuer.
Wo man hinblickt, um und um,
Blickt Verwirrung ungeheuer,
Und es wimmern die nicht Ganzen:
Ach! in dieſes Sturmes Weh'n,
Bei dem allgemeinen Lanzen-
Brechen groß- und kleiner Hanſen
Will die Welt zu Scheitern geh'n!

Wankte nicht, o greiſer Arndt,
Auch die Welt in deinen Tagen,
Als dein Volk, vom Tod umgarnt,
Schwer darnieder war geſchlagen?
Mächtiglich haſt du gewarnt!
Bald erſtanden, die da lagen,
Und ein ſtolzer Tanz begonnte.
Andre Tänze wird man ſehn.
Mut wird können, was er konnte.
Alles wankt, was Gott beſonnte,
Mut allein bleibt ruhig ſtehn.

Ruhig ſteht er und bedenkt,
Daß der Weltgeſchichte Pfeiler
Gott ins eigne Herz geſenkt
Und die Baute ſteil und ſteiler
Auf zu ſeinem Himmel lenkt,
Ein mit Weile ſteter Eiler.

Aber zähneklappernd heulen
Heulend Heuler im Verein:
Weh uns! morgen gibt es Beulen!
Weh uns! morgen regnet's Keulen,
Ja, fällt ſelbſt der Himmel ein!

Sei's drum! Wenn der Himmel mag.
Aber geht die Welt in Scherben,
Kommt ein dunkler Schickſalstag,
Muß Europa dann verderben,
O dann laßt das Wehgeklag!
Laßt die Mutter ruhig ſterben!
Tapf're Söhne werden ſchützen
Mutterbruſt in Todespein
Und ihr frommes Blut verſprützen.
Mögen brechen alle Stützen,
Mut wird Gott mit Göttern ſein.

Hermanns Teſtament.

(Gelegentlich Schleswig-Holſteins.)

Recht, Recht, Recht und Recht
Recht nur hat feſten Stand.
Wer, wer, wer und wer,
Wer erbt das deutſche Land?
Auf! leſet Hermanns Teſtament!
Wer erbt im deutſchen Regiment?
Daran iſt viel gelegen
Allwegen.

„Deutſch-, Deutſch-, Deutſch- und Deutſch-
„Deutſchland gehört der Tat,
„Ge-, ge-, ge- und ge-
„Gehört der tapfern Tat."
Die Fahnen hoch! dies Teſtament
Sei heilig wie ein Sakrament!
Daran iſt viel gelegen
Allwegen.

„Heimlichi Heimeth."

Am ſchwarzen Meere ward mir kund,
Straßburg ſei nicht mehr „wälſch" zur Stund',
Da wurde mir ſo wohl, ſo frei,
So ſpaßhaft und doch ernſt dabei!
„Jetzt ſimmer ditſch" — für alle Zeit
Von nun an bis in Ewigkeit!

Mir war wie einer jungen Braut,
Bald lacht' ich heimlich und bald laut.
In deiner Waffen ſtolzer Zier,
Mein Volk! mein Volk! wie dank ich dir?
„Des Glick iſch doppelt! Heidebritſch!"
Wir werden deutſch „un blimve ditſch!"

Daß deutſch wir werden, das iſt gut;
Daß „ditſch mer ſin", noch wohler tut.
Was Deutſchland iſt und hat und kann,
Weiß ich, wie manch' ein andrer Mann;
Und freut ſolch' Vaterland ſchon ſehr,
„Heimlichi Heimeth" freut noch mehr.

Guſtav Mühl.

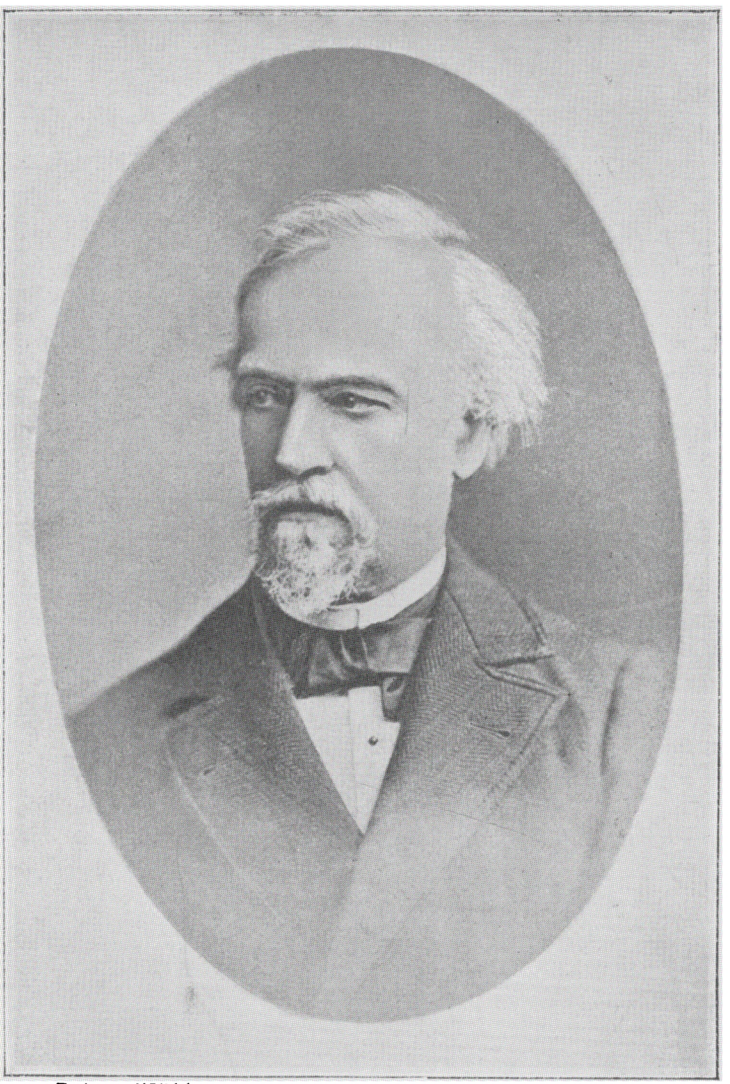
(1819—1880.)

Die Lieblingslieder.

Dies meine liebſten Lieder ſind,
Die, wenn ſie angeſchlagen,
In ihrem Wehen heimlich lind
Ein andres leiſeres tragen,

Ein Tönen, das nicht freie Luſt,
Auch Schmerz nicht wär' zu heißen,
Ein ſanftes Zittern durch die Bruſt
Von nie geſungenen Weiſen.

Und wenn des lauten Liedes Ton
Sich ſenkt zur Erde nieder,
So ſchwebt zurück das andre ſchon
Ins tiefſte Herze wieder.



Guſtav Mühl

Wiedererwachen.

Jeder Tag iſt mir geſegnet,
Wo ein ſeeleninnig Lied
Mir mit ſeinen Wehn und Wonnen
Aus dem tiefſten Buſen zieht;
Iſt's auch nur ein ſchüchtern Singen,
Nur ein leiſer Morgenglanz,
Iſt's auch nur ein leichtes Blättchen
Vom erſehnten Liedeskranz.

Nein, nie will ich dich vergeſſen,
Goldenrote Frühlingszeit,
Wo den lang Verſtummten wieder
Frommer Liedesgruß geweiht,
Sel'ges Grüßen, Kunde bringend
Aus dem langverſchloßnen Reich,
Wo ſo oft ich einſt gewandelt
Erdbefreiten Geiſtern gleich!

Nicht mehr ſenk' ich jetzt die Blicke
Vor der Roſen heil'gem Licht,
Seh' aufs neu' in ihre Gluten,
Wonneſtrahl im Angeſicht;
Und da ſteigt aus ihren Kelchen,
Was ich ihnen einſt vertraut
Von den tauſend Liebesträumen,
Die mein trunken Aug' erſchaut.

Erſtes Finden im Lenze.

Eins aber weiß ich,
Und hab es doch im Leben nie
In ſeiner tiefſten Wonneſeligkeit
Ganz ergriffen und erkannt.

Und jeden erſten Frühlingstag
Such' ich, ein Träumender,
Das liebliche Wunder auf
Mit ſanftpochendem Herzen.

O Stunde, engelbeneidet und ſüß,
Wo auf noch ſchlummerndem Raſenplan
Mir in ſchweſterlichem Verein
Blaue Veilchen verhüllet lächeln!

Lange hatt' ich vergeblich geſucht,
Lang, ach, blieb's nur öder Wintertage
Freundlich täuſchendes Sehnſuchtsbild,
Sah ich über dem noch welken Raſen,
Geiſtig ſchimmernd wie die Boten
Unausſprechlich heimlicher Liebe,
Blaue Blütenfunken ziehn.

O jetzt hab' ich euch gefunden,
Und ihr flirrt nicht weiter weg,
Trunken haftet nun der Blick
Hier an des Hages dunkelnder Stelle.

Immer tiefer laßt mich ſchauen,
Wie in Augen der Geliebten
Klar, verſchwiegen und unergründet,
Hin in euer zartes Glühn.

Und da iſt's, als ſähe mich
Die alte heilige Muttererde,
Ewig hehr und mütterlich liebſam,
Wieder jetzt aus euern frommen Augen an.

Und die Wunder nächtlicher Tiefen,
Alle Leuchtung des kommenden Frühlings,
Alle Hoffnung künftigen Glückes
Dämmert, magiſch mich umſchwebend,
Schon herauf aus euerm milden Licht!

„Pan ſchläft".

Allmählich ziehet Stille durch die Runde,
Es iſt, als ſollte Großes jetzt erſtehn,
In Strahlengüſſen naht die Mittagsſtunde
Mit heimlich hehrem, geiſterhaftem Wehn;
Und unverſehns erſterben meine Tritte,
Ich liege träumend in des Feldes Mitte.

Dort in der Ferne, wie in goldnen Schleiern,
Ruht weitgedehnt der Berge ſtolzer Bau,
Und inn'ger ſpricht's in alten Rätſelfeiern
Herüber jetzt aus ihrem duft'gen Blau;
Stets tiefer möchten ſie ins Licht ſich ſpinnen,
Als ſollt' die Welt in all dem Glanz zerrinnen.

Die Ährenfelder ſchlummern ohne Wogen,
Die Wälder ſehn erwartungsſtumm heran,
Unendlichkeit durchbricht des Himmels Bogen,
Zum flücht'gen Traume wird der Erdenplan;
Des Mohnes Gluten, die Cyanen ſchauen
Wie angeweht von hell'gem Gottesgrauen.

Und aus der Stille reden hohe Mächte;
— Im tiefſten Schweigen wohnt ſo hehrer Klang;
Oft lauſcht' ich ſchon geheimer Mitternächte
Langſamem, geiſterſchütterndem Geſang,
Und jetzt erſteht im Mittagsglanz er leiſe
Und zieht mich fort aus ird'ſchen Daſeins Kreiſe.

Da ſchweben noch, als wär's vor letztem Scheiden,
Erinnerungen ſchweigſam um mich her;
Wehmütig faſt die einſt'ge Luſt, das Leiden
So fromm verſöhnt, das einſt gedrückt ſo ſchwer;
Und wie aus weitem Meere ſie mir winken,
Als müßt' ich jetzt mit ihnen dort verſinken. —

Noch aber iſt die Stunde nicht gekommen,
Die götterheil'ge, wo ich ſcheiden ſoll;
Noch iſt des Kampfes Mut mir nicht verglommen
Und fordert mich ins Leben, lebensvoll;
Noch ſoll der Sinn ſo manches kühn umranken,
Noch brennt die Stirn in ſchaffenden Gedanken.

Doch wie ein Kleinod, ſonnig hehre Stunde,
Will ich dich tragen durch das Leben fort;
Auf meines Weſens allertiefſtem Grunde
Nun ſtrahle ſtets, ein lichter Wunderhort;
Ob auch der Erde Stürme dann ſich regen,
Du bleibſt mir nah mit deinem Geiſterſegen!

Und wenn dereinſt des Herzens Schläge mahnen:
Nun fahre wohl, wir eilen jetzt zur Ruh! —
Dann ſteig' hervor, ein mächtig Gottesahnen,
Und decke mich mit Lichtesſchauern zu;
Die Erde nochmals klăre ernſt — und holde;
Dann lös' mich ſtill in deiner Gluten Golde.

Wenn die blauen, tiefen Lüfte.

Wenn die blauen, tiefen Lüfte
Wogen wie mit fernem Klang,
Und in Glanz und Blumendüfte
Jauchzt der Vögel Luftgeſang,

Und von ſonn'gen Bergeshöhen
Lächelt ſtille Gottesluſt,
Weiß ich nicht, wie mir geſchehen,
Dehnt und enget ſich die Bruſt.

's iſt, als möcht' ihr dann entſteigen
Meiner Schmerzen trüber Hauch,
Und doch läßt er im Entweichen
Eine letzte Trän' im Aug'.

Nach einem glücklichen Tage.

Stunden der Ruhe, Dämmerungen,
Kommt in unſre Einſamkeit;
Roſige Wolken, traget weiter
Dieſes Tages Seligkeit!

Tragt hinüber in andre Himmel
Meinen Frieden und meine Luſt;
Kündet drüben, ſpendet auch drüben,
Was ich fühl in meiner Bruſt!

Erſter Schnee.

Vom Himmel ſank heut über Nacht
Ein weißes Friedenskleid,
Das hat ſich nun gelegt ſo ſacht
Auf alles Lieb und Leid.

So ſchweigſam iſt die Luft und rein,
Von fremdem Glanz erhellt,
Als wär's ein ſanfter Wiederſchein
Aus ſtiller Geiſterwelt.

Der blaue, klare Himmel ſchaut
Der Schläfrin Erde zu,
Gießt zartes Sonnengold der Braut
Auf ihre holde Ruh.

Sie lächelt dann in Träumerein
Von ferner Frühlingsluſt,
Und Liebeskräfte wallen ein
In ihre Mutterbruſt.

Dämmerung.

(Geſchrieben auf der Königshofer Höhe bei Straßburg.)

Ich hab' gelitten und geſtritten
Den ganzen Tag mit dir, o Welt,
Empfang mich nun in deiner Mitten,
Du ſelig ſtilles Himmelszelt!
Schon winkt ihr, brüderliche Sterne,
Aus blauen Tiefen mild heraus,
Ihr tröſtet mich ja immer gerne,
Ihr ſeid in meines Vaters Haus!

Wo längſt die Sonne hingeſunken,
Erblüht der Weſten noch ſo hell,
Noch ſteigen purpurlichte Funken
Aus jenem heil'gen Wunderquell;
Die Abendglocken ſchweigen wieder,
Und langſam dort die Wölklein ziehn
Und lagern ſich zum Schlummer nieder
In jene Roſenwonne hin.

Horch, wie noch ſpät in Dämmerzeiten
Das nimmermatte Dampfroß keucht,
Und drüben in den nächt'gen Weiten
Gleich letzter Tagesſorg' entfleucht;
Da kläret ſchon mit mildem Glanze
Der Mond den ſtillen Erdenplan,
Als ſollten jetzt im Friedenskranze
Der Menſchheit fromme Engel nahn.

An den Mond.

Und wenn auch deines Glanzes frommer Milde
Die Dichtung tauſend Lieder längſt geſungen,
Stets hat aufs neu' zu deinem Lichtgefilde
Sich mein Geſang, kaum weiß ich wie, geſchwungen.

Mich irrt's auch nicht, wenn kluge Spötter höhnen:
„Laßt ab, ihr Dichter, doch vom leeren Träumen;
Welch Eden ſoll denn euern Sehnſuchtstönen
Entgegenblühn in jenen toten Räumen?"

Wohl kenn' auch ich die Satzung unſrer Weiſen,
Daß du ein Stern nur, längſt verödet, traurig,
Daß dort, wo uns ſo ſanfte Schatten gleißen,
Ihr Aug' nur findet Kraterklüfte, ſchaurig,

Starr, ſchwindeljäh. Selbſt der Vulkane Flamme,
So heißt's, erloſch in deinem Schoß, dem kalten;
In tiefer Schlucht und hoch am Bergeskamme
Rings alles wüſt — des Todes grauſes Walten.

Mag's ſein; — biſt faſt noch lieber mir geworden,
Wenn ich ſo dein Verlaſſenſein bedenke
Und, ſanft entrückt der Erde Blumenborden,
In deine Schaueröde mich verſenke.

Dann plötzlich faßt noch inn'ger mich dein Strahlen;
Stillſinnend blick' ich in die Paradieſe,
Die du ſo freundlich weißt uns hinzumalen,
In Zauber wandelnd Wald und Berg und Wieſe.

Dann an ſo manches Längſtempfundne mahnen
Willſt du den Sänger, nächtlicher Gefährte,
Du ſelbſt ſo arm, der doch ſo ſel'ges Ahnen,
So goldnes Träumen ſpenden darfſt der Erde.

Du ſelbſt ſo arm . . . frug je darnach ein Herze,
Von deinem Glanz entzückt? — und weiß die Menge
Denn oft auch von des Dichters kaltem Schmerze,
Der heimlich wühlt durch trunkene Geſänge?

Des Mondes Sang am Abend.

1.

O ſchaut, — hätt' einer dran gedacht!
Es bricht der Wolken öde Nacht,
Aus goldnen Klüften rinnt und quillt
Ein Glanz, der göttermächtig ſchwillt.

Vom hehren Lichte nicht geblendet,
Sind Aug' und Seel' ihm zugewendet
Und harren jetzt und raten ſtill,
Wo ſich der Mond erzeigen will.

Und ſieh', — aus Wolken andachtsglutig
Schon grüßt er lächelnd, himmelsmutig,
Wie vor ſein Haus ein Vater ſteht,
Wenn ferne noch ſein Kindlein geht.

2.

Und ſeines Strahls geheime Feier
Deckt jedes Haupt mit zartem Schleier;

Und durch den goldig duft'gen Schleier
Zuckt leis die Seele — lächelnd — freier.

3.

Nun zieht er kühn am Himmelsplan
Empor die ſel'ge Götterbahn,
Und was auf Erden liebt und bricht,
Er ruft es in ſein himmliſch Licht.

Ein König, kommt er jetzt heran,
Die ſchwarzen Wolken ſehn ihn nahn,
Und wo er naht, da blüht's ſchon ganz,
Da grüßt ihn ſchon ſein eigener Glanz.

4.

O Wolkenflur, o Zauberwieſe,
— Ein Traum der Nacht vom Paradieſe! —
Es ſteigt der Mond zu ihr hinab
Wie in ein wonneheimlich Grab.

Jetzt aber windet er ſich los
Aus dunkler Gruft urſtillem Schoß,
Und blüht und brennt ſo keuſch und klar,
Als naht er Gottes Hochaltar.

5.

Vor ihm, in Wolken weiß wie Schnee,
Liegt dunkeltief ein Ätherſee,
Von dieſem nie ermeßnen Grunde
Bringt Sternenperle leiſe Kunde.

Er fliegt ſo freudig drüber hin,
Als trügen Geiſterflügel ihn;
Entgegen kommt von ſelbſt das Land,
Baut ihm ein golden Haus am Strand.

6.

Ich könnte jahrelang ſo ſtehn,
In jenes ſelige Haus zu ſehn,
So weit wie eines Tempels Raum,
So heimlich wie ein Kindertraum.

Mir iſt's, als ſäh' auf goldnen Sitzen
Erzengel Gottes dort ich blitzen,
Und dann, als ob vor Jahren, vielen,
Ich dort geweilt, ein Kind, zu ſpielen.

7.

Vergebens nahſt du, dunkle Nacht,
Viel Wunder ſind der Erd' entſproſſen,
So heilig helle Feſtespracht
Hat weit ſich durch die Welt ergoſſen;

Was nie ſich grüßte, ſchaut ſich an
Mit ſeltſam innigem Verlangen,
Und jeder Pfad kommt nun heran,
Verheißend, wie aus Edens Prangen.

Der Bäume Kronen küſſen ſich,
So ſelig kühn die Wipfel ſteigen,
Wie frommer Segen taut's auf mich
Von all den mondbeglänzten Zweigen;
Verklärt die fernen Berge ſtehn,
Das Haupt verſenkt in goldne Lüfte,
Und ſtille Liebesengel gehn
Vom Himmel in die tiefſten Klüfte.

Ihr Blumen meiner trauten Flur,
Wie ſchaut ihr jetzt mit fremdem Schimmer,
So zart und fremd, wie Schatten nur,
Doch heilig lächelnd wie ſonſt nimmer!
Geheime Luſt, bei euch zu ruhn!
Doch will ich keine von euch pflücken,
Nur reine Geiſter ſollen nun
Mit euch die heitern Stirnen ſchmücken.

Da fühl' ich mich erſt ganz allein.

Noch ſtand ſo roſenfeuertrunken
Der Himmel dort im Glorienſchein,
Nun iſt das Abendrot verſunken,
Da fühl' ich mich erſt ganz allein;
Ein letzter, weißer Schimmer fließet
Mit hehren Grüßen um die Welt,
Das einſt'ge Liebesahnen gießet
Er in die Bruſt — umſonſt geſchwellt.

Von ſel'gen Wolkeninſeln droben
Ein heil'ger Frieden leiſe ruft,
Ein keuſches Brünſten hat erhoben
Sich in der Blüten warmem Duft;
Glühwürmchen, ihr in Raſens Dunkel,
In holder Blumen Traumgemach,
Ihr lockt mit traulichem Gefunkel
Entſchwundner Nächte Zauber wach.

Ihr mahnt an jene Abendzeiten,
Wo mir das Herz ſo ganz geblüht,
Wo ich in unnennbare Weiten
Geſchaut mit ahnendem Gemüt,
Und wieder dann, an meiner Erde,
Ins kühle Gras verſenkt die Bruſt,
Wenn euer Strahl, der ſanft verklärte,
Geblinkt wie zu verſchwiegener Luft.

Ich will aus deinen Wonnen ſcheiden,
Du Liliendämmrung, ernſt und mild,
So rein, ſo tief wie ſel'ges Leiden,
O weck' nicht meiner Sehnſucht Bild!
Dich feiert jede Blüt', — es quäle
Ihr Duft nicht ewig meine Ruh,
Sie fehlt mir ja, die eine Seele,
Das Weib, ſo ernſt und mild wie du.

Die Überraſchung.

Ich geh' zu meiner Liebſten hold
Im letzten Abendſchein,
Auf allen Fluren liegt's wie Gold
Und wie Smaragdenſtein;
Doch wie ich ſchau' nach ihrem Haus,
Was Wunder fährt dort wohl heraus!
Aus allen Fenſtern ſeh' ich ſprühn
Ein feurigblitzend Strahlenglühn.

Ach ſüße, holde Göttin drinn
Im Sonnenkämmerlein,
Dort weileſt du mit ſtillem Sinn
Und harreſt, harreſt mein;
Und wär' der Sonnengott bei dir,
Ich brächʼ ins Haus hinein;
Des Paradieſes Luſtrevier,
Es kann nicht ſchöner ſein!

Sokrates.

Euch galt mein Gruß am liebſten ſtets vor Allen,
Ihr Kinder Hellas', herrliches Geſchlecht;
Euch rief ich oft in euren Siegeshallen,
Ihr edlen Streiter für des Volkes Recht;
Ich ſah die Freiheit eure Tempel ſchmücken,
Am eure Leier winden ihren Kranz,
Der Weihe Kuß auf eure Schwerter drücken,
Die Stirn euch ſegnen mit der Schönheit Glanz.

Wie oft zog ich hinab zum blauen Meere
Vorüber an Aegina, Salamis,
Dort, wo die Tochter Zeus' mit mächt'gem Speere
Herunterſchaut von der Akropolis,
Wo ſel'ge Götter bei den Menſchen wohnen,
Der Donnrer ruht in ſeinem Lieblingshaus,
Der Pyth'ſche Gott mit ew'gen Lorbeerkronen
Die Sänger ladet vor ihr Volk heraus.

Doch heute faßt ein ahnungsvolles Grauen
In dieſem Schimmer plötzlich mir die Bruſt,
Die Pallasſtadt, ich kann ſie nimmer ſchauen
Mit der gewohnten, götterfrohen Luſt;
O Thraſybul, wie ſtürmeſt du, zu retten
Aus der Tyrannen Feſſel dein Athen!
Doch es legt ſeinen Sokrates in Ketten,
O Thraſybul, auch dein Volk muß vergehn!

Was ſtrömet dort in goldnem Morgenglänzen
Die Menge nach des Meers Geſtaden fort?
Ein Schiff, geſchmückt mit grünen Lorbeerkränzen,
Wogt laut umjubelt in Piräus' Port;
Von Delos' heiterm, gottgeliebtem Strande
Kehrt heim die feſtesmüde Theorie,
Und von des Theſeusſchiffes heil'gem Rande
Tönt frommer Heldenlieder Melodie.

Doch um die Segel zieht ein nächtlich Trauren;
Ihr Knaben dort, mit Wangen unſchuldsrot,
Ihr ſingt dem Bänd'ger wilder Minotauren,
Und Sokrates bringt eure Heimkehr — Tod!
Du hoher Theſeus, dieſer Stadt Befreier,
Dies Schiff trug einſtens deine Heldenkraft,
Erſcheln und brich die heimzugstrunkne Leier,
Entreiß den Mördern ihren Schirlingsſaft!

Wie du, beſeelt von reinem Heldenfeuer,
Brach neue Bahn der Weiſe jüngſt dem Licht,
Kühn, wie einſt du, ſah blut'gem Ungeheuer
Er in das freche, lüſterne Geſicht;
Scheu kroch es ſchon vor ſeines Schwertes Flamme
Aus der Sophiſtik wirrem Labyrinth,
Da bäumt' es ſich mit neidgeſchwollnem Kamme
Und haucht' ihn an mit ſeinem gift'gen Wind.

Und du erwachſt nicht zu gerechtem Grimme,
Du Zeusgeborne dort am Parthenon?
Und rufſt du nicht mit donnergleicher Stimme:
„Was tut ihr, Blinde, meinem treuſten Sohn?"
Erhebe dich in deinem Schreckensglanze
Und laß ſie ſchauen der Meduſa Graus,
Und ſchleudre drohend deine eh'rne Lanze
Herunter auf der Wahnumſtrickten Haus!

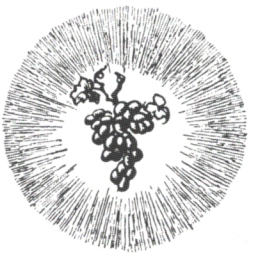
Ruf' aus der Erde jene Eumeniden,
Die du dereinſt mit dieſer Stadt verſöhnt,
Und ſprich: „Erwacht aus mitternächt'gem Frieden,
„Sie haben euch, ſie haben mich verhöhnt!"
Verſammle zürnend in der Aegis Schatten,
Der Adlermutter gleich, den ſchwarzen Chor;
Vor ſeinem Anblick ſoll die Sonn' ermatten
Und rückwärts ſtürzen durch des Himmels Tor!

— Doch deine Macht auch, Göttin, wird zerſtieben,
Bald wirſt du ſelbſt, ein eitles Truggebild,
Von kalter Zweifel rauhem Sturm getrieben,
Zertrümmert ſehn den ſiegesſtolzen Schild;

Ein Nachtgewölk vom Windeshauch zerriſſen,
Wirſt du dereinſt am Götterhimmel gehn,
Ein hell Geſtirn bricht dann aus Finſterniſſen,
Du wirſt in ſeiner Morgenpracht verwehn!

Trink, Sokrates! Bring's dieſer neuen Sonne,
Erglüht auf Gottes reinſtem Tempelherd,
Die leiſe ſchon mit frommer Ahnung Wonne
In mildem Glanz auch deinen Sinn verklärt!
Trink, Sokrates! Es wird ein andrer nahen,
Ein heiligſtilles Weſen, liebeshehr,
Der wird noch einen größern Kelch empfahen,
Gefüllet aus der Menſchheit Tränenmeer.

Bring's jenen Tagen, wo der Geiſt der Liebe
Mit ſanftem Fittich mächt'ger uns berührt,
Wo vor der Wahrheit ſtrengem Geißelhiebe
Der Dämon winſelt, der die Welt verführt;
Wo in des Friedens holdem Frühlingswalten
Der Völker Herzen endlich reiner glühn,
Und deines Hellas' heitere Geſtalten,
Von Gott geküßt, im Leben ewig blühn!



Schienenweg.

Wohl entgehet, o Freund, dem wirren Getriebe der Mitwelt
Mancher edlere Wert. Nicht blüht uns helleniſche Schönheit,
Nimmer die gläubige Kraft, die heilige Dome getürmet,
Wahrheit, echte Natur, nur ſelten bewahrt ſie die Menſchheit.
Und doch heget auch heute das Leben ſo Herrliches, Großes.
Oftmals, wenn ich auch lange geſchwärmt in ſchöneren Tagen
Oder im Liede ſogar entſchwundener göttlicher Sänger,
Faſſet plötzlich mich wieder der Jetztzeit hallender Anruf,
Und ich ſtehe gebannt von ihrer gewaltigen Strebung.
Nimmer erahnete Wunder! Iſt's nicht, als ſollten die Zauber
Blühender Fabelwelt nun endlich im Leben erſtehen?
Will die Erde ſich heut verjüngen in neuer Geſtaltung?
Staunend betrachtet der Menſch, faſt wähnet er oft zu träumen.
Selbſt das heilige Licht, das hoch hin waltet im Äther,
Spendet in liebender Treu' ihm neue, entzückende Gaben;
Geiſtigen Flugs, ſobald er gebeut, ereilet es ſieghaft
Raſcher Erſcheinung Flucht und feſſelt ſie göttlich in Bildern
Unnachahmlicher Art und wahr wie die ewige Wahrheit.
Nenn' ich, o Freund, dir alsdann das himmelentflohene Wunder,
Welches, betäubenden Hauchs, des Leibes entſetzliche Qualen
Gnädig und leiſe verſcheucht vor grauſam rettendem Eiſen?
Nenn' ich den emſig geſchwungnen, den wortbeſeeleten Faden,
Keck zu umſpinnen bereit, im Dienſte des Geiſtes, den Erdkreis?
Schon, o ſeltner Triumph! durch mächtige Tiefen der Meerflut,
Zwiſchen den Ungetümen, den ewig ſtummen, des Abgrunds,
Fährt, mit des Blitzes Haſt, dahin der Gedanke des Menſchen,
Spottend des Elements. — Und wie ſo manche noch möcht' ich
Preiſen der ſinnigen Werke, der Jetztzeit rühmliche Schöpfung!
Ja, ich bekenn' es gerne, getragen von freudigem Stolze,
Öfters vergeſſ' ich heute die Hoheit anderer Zeiten,
Und die Muſe ſogar, die Freundin entſchwundener Größe,
Richtet verſöhnter ſich auf zu neuem Siegesgeſange!

Aber wo weilet, o Freund, in ſolchen Stunden am liebſten
Sinnend des Dichters Geiſt? Welch Schauſpiel heutiger Tage

Feſſelt vor allen alsdann die kühner eratmende Muſe?
Sind die Bahnen es nicht, erſchimmernd in ehernen Schienen,
Nicht die donnernden Wagen, hinſtürmend in dampfenden Wolken,
Wert des Liedes, fürwahr, der Erſten im Kreiſe der Sänger?
Mutiger, freier zugleich, und doch wie geſammelt in Andacht,
Blick' ich oft längere Zeit hinüber nach jener Straßen
Neuem, bewegtem Bild. — Wie ſtrömet die Menge zum Bahnhof,
Raſch, als beſeelte ſie plötzlich ein neuer Hauch der Befreiung;
Iſt's doch, als fühlten ſogar die Glieder ein leichteres Streben!
Sicherer, ſtolzer ſchreitet der Fuß, und wachſend im Buſen,
Gleich als löſte ſich leiſe des Stoffes hemmende Schwere,
Hebt ſich ein kühneres Ahnen in dieſes Ortes Umgebung.
Nenn's nicht flüchtiges Schwärmen, o Freund, ergreift es mich [oftmals
Feiernd in ſolchen Bezirken, als ſtünd' ich plötzlich im Vorhof
Herrlichen Tempelbaus. Mit ihrem Erkor'nen, dem Menſchen,
Schließet die Erde hier ein neues, verheißendes Bündnis.
Nimmer verfolgt nun waltet ihr herrlichſter Sohn, Prometheus,
Er, der erhabne Titan, der jetzt uns kühner befreiet
Hier vom Banne der Scholle, der ewige, treue Befreier!

Und ſchon drängt ſich das Volk im hohen, geräumigen Saale,
Wogend in Ungeduld mit laut ertoſenden Stimmen;
Fordernd fliegen die Blicke zur Bahn. Sie aber, dort drüben,
Vor den verſchloſſenen Pforten, ſtumm lieget ſie noch und einſam,
Wie ein verzauberter Weg, der nimmer für menſchliche Tritte;
Traun, faſt möchte ſie ſcheinen ein Weg für mächt'gere Geiſter! —
Jetzt in der Nähe, horch! erdröhnet ſo ſchrilles Gewieher
Wie von rieſigen Roſſen; in jauchzendem Übermüten
Schlägt's wild gellend empor, erfüllend die weiteſten Räume,
Und mit jähem Geſchrei aufhallet erſchrocken das Echo.
Freudig vernimmt das Volk das Zeichen baldigen Aufbruchs,
Drängt ſich hin zu den Pforten, zu ſchaun das erwachende Dampf-
Langſam ſchnaubet heran der eiſerne mächtige Rieſe, [roß.
Welchen die Neuzeit ſchuf. Wie Knechte begleiten den König,
Rollet gehorſam nach der feſtgefügeten Wagen
Lang ſich dehnender, lärmender Zug. — Nun hemmet der Renner
Nochmals grollend den Schwung, ſtill harrt er mit ſeinem Gefolge.

Ha, wie ſteht's jetzt hier ſo ſchwer und gewaltig, das Untier,
Welches nach kurzen Minuten ſchon ferne die Fluren durchflieget,
Jubelnd in Adlerluft! — Oft will unheimliches Grauen
Plötzlich in ſeiner Nähe den menſchlichen Buſen erfaſſen,
Seltſam Denken erſtehn bei dieſes Rieſen Betrachtung.
Ja, dann mahnet er gerne mich an die Koloſſe der Urzeit,
Wie ſie die Erde dereinſt geboren in ſtürmiſcher Jugend,
Und nicht flüchtiges Spiel nur bleibt mir dieſe Vergleichung.
Denn nicht mag ich es nennen alleinige Laune des Zufalls,
Tieferer Deutung bar, wenn plötzlich in unſeren Tagen,
Wo's in der Menſchheit gärt wie einſtiges Kreißen der Schöpfung,
Solch ein Renner erſtund urtümlichen, feurigen Dranges. —
Schau den gepanzerten Leib geſchwängert mit heulenden Dämpfen,
Schaue den düſter qualmenden Hals, der hoch ihm entſteiget,
Alles, wie fremd und wunderſam! Und immer gefräß'ger
Praſſelt die flammige Glut im Schlunde des Dämons; haſtig
Schlingt er die Nahrung hinein, der Urwelt reichliche Spende,
Welche Jahrtauſende ſchon die Erde bewahrte dem Spätling.
Und ſo brauſ' er mit uns durch dieſe bewegeten Zeiten!
Einſtmals, wenn ſich die Geiſter erholen vom keuchenden Streben,
Schwindet, verdrängt auch er vor ſtilleren, neuen Gebilden.

Plötzlich jedoch verſtummt das ungeduldige Grollen
Tief in des Rieſen Bruſt; einhält er den dampfenden Gluthauch,
Spannt die vollſte Kraft in dumpfem, verheißendem Schweigen.
Schon auch öffneten ſich des Saales Pforten der Menge,
Eifrigen Mutes erklimmt ihr luſtig Gewimmel die Wagen.
Jetzo folge mir, Freund! O ſage, magſt du nicht gerne
Fliehn in die Ferne mit mir, entraffet dem täglichen Treiben?
Horch, wie tönet ſo hell das Horn des Führers zur Abfahrt!
Komm und ſetze dich her, in Eil', ſchon regt ſich der Dampfer
Jähen Rucks, und aufgeſchreckt, dumpf hallen die Wagen!

Und nun wandelt der Zug voran. In mächtigen Pulſen
Schießt der befreiete Dampf jetzt wieder hinauf in die Lüfte,
Rauhen Geziſches, wild, und ballet ſich wirbelnd zur Wolke.
Wohl noch bändigt vorerſt ſein Drängen der Renner, und dennoch
Hinter ihm ſchwindet ſogleich das emſige Leben des Bahnhofs,
Fliehen bereits in der Ferne die ſtattlichen Häuſer und Türme.

Wie hat alles ſich nun mit einem Male verändert!
Eben der Straßen Getümmel, und jetzt, als wär' es ein Zauber,
Einſam grünende Trift, allwärts vom Himmel umfangen.
Aber nicht grüßet ſie heut das Herz in gemütlichem Sinnen:
Vorwärts, vorwärts keuchet der Dampfer, und immer gewalt'ger,
Immer entfeſſelter ſtürmt er im Wehen der freieren Lüfte,
Weckt die Gefilde weit aus ihrer traulichen Stille.
Sieh, ſchon ſtehet verwundert, auf ruhende Hacke gelehnet,
Drüben die ländliche Schar, aufs neue beſtaunt ſie den Renner
Und den unheimlichen Schwung von hundert raſſelnden Rädern.
Dort auch ſtocket der Pflug, ſchon ließ ihn raſten der Führer;
Aber die jungen Roſſe, erregt vom Nahen des Untiers,
Bäumen ſich, ſchlagen empor mit hoch ausgreifenden Hufen,
Schnelle vergeſſen auch ſie des Ackers friedliche Mühſal.

Jetzt wo ſtürmet der Renner nicht hin? — Wie zaubert die Bahn
Vor des Erbrauſenden Nahn ſo kühne, herrliche Werke, [ſelbſt
Wie entzückt ſie das Auge mit unerwartetem Schauſpiel!
Plötzlich entſchwindet, ein flüchtiger Traum, die blühende Land-
Vor uns klüftet der Boden ſich auf, im hallenden Hohlweg [ſchaft,
Windet der lange Zug ſich durch, gleich rieſiger Schlange.
Dann entſchwebet er wieder, auf ſtolz geſchwungener Brücke,
Hoch im Reiche der Luft, als trüg' ihn alleine die Windsbraut;
Unter uns tief aufblinken ſo fremd die Wellen des Stromes,
Neidiſch ſtreben empor des Talgrunds höhere Wipfel.
Und noch wächſt beſtändig die Kraft des raſenden Dampfers,
Alles Bewegung nur! Weit um uns, ſelbſt an des Himmels
Heiliger Wölbung jetzt ſo ſeltſam jagender Reigen;
Oft faſt wähnet der Blick, es wichen die Fugen der Erde.
Schau' wie fliehen vorüber die Städte, die freundlichen Dörfer
Winkend vergeblich zurück in ihre traute Beſchränkung!
Nur im Flug, mit ſtolzem Gejauchz, begrüßt ſie der Renner;
Mählich ſchwinden ſie alle, verſchlungen von dämmriger Ferne.

Doch da rückt das Gebirge, das längſt herüber geſchauet,
Drohend heran, ſchon lagert es ſich in türmenden Maſſen
Trutziglich um uns her. Jetzt löſe, mächtiger Stürmer,
Löſe den felſigen Bann, der ringe dich höhnend umſtarret,
Rette mit kühnſtem Wunder den herrlich verwegenen Siegslauf!

Ha, nun tobet ſo laut voran, noch ſuchend den Ausweg,
Tief in den Schluchten der Starke, und graunvoll dröhnet die [Wildnis;
Plötzlich jedoch — wie ſchauert's durchs Herz! — durchbricht [er die Bergwand,
Raſt in der Erde Schacht im mitternächtigen Dunkel
Schrecklich dahin. — Nur durch, du junger, erhabener Heros,
Durch! Schon kündet mir neuen Triumph dein grimmiges [Schnauben,
Hinter uns fliehet der Berg, die letzte Schranke der Heimat,
Und ſchon grüßen uns wieder die göttlichen Strahlen des Himmels!

Ja, nun ſchwelget die Luſt in hohen Herrſchergefühlen,
Wo noch fände ſich wohl ein Siegszug herrlich wie dieſer?
Oftmals zwar, wenn alſo der Dampfer dämoniſch uns fortreißt
Ohne Raſt, da neigt ſich der Geiſt in ſtummer Betäubung,
Aber ſogleich erhebt er ſich wieder; inmitten des Wechſels
All der umflirrenden Bilder, wie könnt' er in Schlummer verharren!
Nein, nicht groll' ich dem Renner ob ſeiner entſetzlichen Eile,
O, es fühlet die Muſe gar wohl, warum ſie vor jeder
Anderen Schöpfung von heut den Stürmenden möchte beſingen!
Mahnet dein Jagen mich auch, unbändiger, flüchtiger Wandrer,
Oft an das jetzige Treiben, wo jegliches neu ſich verrücket,
Manches ſo traurig ſich löſt, der frommen Ruh ſich entreißend.
Scheuchet dein Donner auch, aufſchreckend, aus Fluren und Hainen,
Aus der Seele mir ſelbſt die traulichen Geiſter des Friedens,
Dennoch liebt dich der Sänger! — Wie ſollte, was ſämtliche Fernen
Wunderbarlich vereint, nicht enger verknüpfen die Menſchheit?
Auch dein Brauſen, Gewalt'ger, iſt Gottes ſchaffender Odem!

Freudiges Ahnen von dieſes Renners höherer Sendung,
Öfters erhellteſt du ſchon des Dichters trübere Stunden
Träumeriſch mild! — Jetzt, wo vom Sturme getragen,
Schon wir erblicken, o Freund, das Ziel der heutigen Wandrung,
Rufet Erinnerung gern ein liebliches Bild mir zurücke.
Sinnend beſtieg ich einſt, wie heute wieder, den Wagen,
Traurig aber und dumpf verſtimmt; wen faßt nicht zuweilen
Unverſehens in unſerm Gewirr ein heimliches Zagen?
Dämmerung lag ſchon tief; vor mir, ins Dunkel gehüllet,

Sangen wüſte Geſellen, wild ſauſte der Zug, und der Renner
Stürzte hinaus in die Nacht mit ſchrecklich haſtigem Schnauben.
Sieh, da entſtrahlte, mit einemmal, der Decke des Wagens
Lieblicheſ Lampenlicht und ſtreute den ruhigen Schimmer
Auf ein ſchlafendes Kind. Hold lag es im Schoße der Mutter,
Ungeſtört von wildem Gelärm; im geſchloſſenen Händchen
Hielt es, o nimmer vergeß' ich's, ſo blühenden Strauß von Roſen.
Stiller da ward mein Herz; lang, überraſcheten Sinnes,
Schauet' ich unverwandt nach jenem Bilde hinüber,
Durch die Seele dann zog mir unbeſchreibliche Rührung.
Und da ward es mir plötzlich, als ſäh' ich den Geiſt der Zukunft,
Welchem, in dunkelm Trieb, der feurige Renner gehuldigt.
Ja, ſo ſchlummerſt du, Göttlicher, heut mit heil'gem Geheimnis
Neuer erhabener Dinge, noch jugendlich, öfters verborgen,
Mitten im brauſenden Sturm, im wirren Gedränge der Menſch-
[heit!
Wonniger ſtets nun hob ſich die Bruſt! Dem freundlichen Glanze
Waren inzwiſchen auch die tollen Sänge gewichen,
Und ſchon naheten wir dem weit uns umfangenden Bahnhof.
Wie zu Feſten bereit, erprangten mir jetzo die Räume
Rings, den Dampfer erwartend, mit hundert blitzenden Lichtern:
Feierlich ſeltſam auch umzog uns die harrende Menge,
Grüßend ſo freudigen Blicks. — Und ſiegreich, herrlichen Donners,
Raſſelte drauf der Renner hinein in die tönende Halle.

Die Sage von der Zukunft.

Straßburg, im September 1841.

Wenn um den Berg dereinſtens
Die Raben nicht mehr drehn,
Dann wird der große Kaiſer
Aus ſeinem Schlaf erſtehn.

Dann hat es ausgeſchlummert
Das ſchwere deutſche Haupt,
Die kräft'ge Hand wird rütteln
Die Rüſtung dicht beſtaubt.

Er kommt ans Licht der Sonne,
Ein mächtig Rieſenbild,
An eine dürre Eiche
Hängt er den Eiſenſchild.

Da wird durch ihre Äſte
Ein heil'ger Schauer ziehn,
Da wird aus ihren Zweigen
Ein heil'ger Frühling blühn.

Sie wird von allen Bäumen
Der herrlichſte wohl ſein,
Sie wird mit Gottes Segen,
Zum Himmel hingedeihn!

Die Wacht auf den Vogeſen.

5. Dezember 1870.

Hoch durchs Gebirg im Wasgauwald
Wie Sturmgebraus es widerhallt,
Das tönet wie ein mächt'ger Schritt,
Als riß' es Eich und Tannen mit;
Voran, voran, du deutſche Braut,
Der Wasgau hat dich jetzt erſchaut.

Hoch auf dem Berg nun ſteht es da,
Das Rieſenweib Germania;
Sie kam herauf vom kühlen Rhein:
„Ich mag nicht länger drunten ſein;
Hier nach dem Berg ſtand längſt mein Sinn,
Hier bleibt die Wacht mein Hochgewinn.

„Hier ſteh' ich, reck' die Arme aus,
Sei mir gegrüßt, mein Felſenhaus!
Seid mir gegrüßt, ihr Tannenhöhn,
Dem deutſchen Aug' ſo wunderſchön!
Wie iſt die Ausſicht weit und breit
So ſtrahlend hier in Herrlichkeit!

„Hier ſchaut mein Blick, in Stolz erglüht,
Als wie ein Garten aufgeblüht,
Die deutſche Heimat weit und breit,
Wie nirgends ſonſt, voll Lieblichkeit;
O Elſaß drunten, edler Hort,
Jetzt bleibſt mein eigen fort und fort!

„Hier ſchaut mein Blick, in Zorn entbrannt,
Hinüber dann ins welſche Land:
Im tiefſten Mark hat's dir gegrauſt,
Als du gefühlet meine Fauſt,
Nun hüt' dich ferner, hüt' dich fein
Vor meines Schwertes Blitzesſchein!

„Hier thront' ich ſchon vor manchem Jahr,
Hier bleib' ich jetzt und immerdar.
Nun wettert drunten in dem Tal,
Kanonen, donnert allzumal;
Gekommen iſt die deutſche Braut,
Dem Wasgau ewig angetraut!"

Ein elſäſſiſcher Gruß

an Kaiſer Wilhelm I. am Tage der Ankunft Seiner Majeſtät in Straßburg, den 1. Mai 1877.

Kaum weiß ich, wie ich dieſen Gruß beginne;
Schon ſeh' im Geiſt den raſchen Zug ich nahn,
Der Bahnhof prunkt, und kühner ragt die Zinne
Des Doms im Flaggenſchmucke himmelan;
Horch, von der alten Reichsſtadt Wällen dröhnet,
Ein Freudendonner, der Geſchütze Hall,
Dem Herrſcher des geeinten Deutſchlands tönet
In Straßburg jetzt der Glocken Feierſchall.

Nun hält der Zug. — Da ſteht er jetzt, der greiſe,
Gewalt'ge Fürſt, das treue Heldenbild!
Aufjauchzt entzückt der Kaiſerhymne Weiſe,
Das Dampfroß ſelbſt ertoſet freudig wild,
Glanz, Huld'gung Alles! — Ja, dies Schauſpiel heute
Auch du, mein Elſaßherz, du faßt es kaum,
Und in der Glocken wogendem Geläute
Schwankt dir dies Bild faſt wie ein Märchentraum.

So zieh' nun, deutſcher Herrſcher, durch die Maſſen
Erregten Volks, hier, durch die ſelbe Stadt,
Die vor zweihundert Jahren, ſchnöd verlaſſen,
Dem ſchlauen Feind erlag verzweiflungsmatt;
O wollt' ich ſchildern des Geſchickes Walten,
Das heut Dich führt in dieſe Mauern her,
Zu welchem Heldenliede müßt' entfalten
Sich da mein Gruß, bewegt, erinnrungsſchwer!

Doch ſoll nicht heut in meinem Sang erklirren
Der Kriegesmächte jüngſter Donnergang,
Nicht ſoll die Wonne dieſes Tags verwirren
Der düſtern Waffen rauher Eiſenklang;
Der Heimat Genius auf ſanften Schwingen,
— Nicht jener Popanz, den Verblendung ſchuf, —
Schon naht er ja, er will mir Kränze bringen,
Mein Herz erfaſſend wie des Lenzes Ruf.

Und dieſe Friedenskränze da zu Füßen
Dir leg' ich jetzt, o Fürſt ſo groß und ſchlicht;
Ich bin es nicht gewohnt die Macht zu grüßen,
Die nicht umſtrahlt der echten Weihe Licht;
Doch um ſo ſtolzer drum und ohne Zagen
Darf meines Elſaß angeſtammten Geiſt,
Den einzig wahren, zu vertreten wagen
Hier dieſer Sang, der hoch Dein Herze preiſt.

Ja, Dir auch ſagte längſt ein tiefres Ahnen,
Wie eng Dein Sinn dem unſrigen verwandt;
Die innre Stimme, die ſo hohe Bahnen
Dir wies, Du haſt auch heut ſie nicht verkannt;
Und wenn's auch blöde Augen nicht erſchauen,
Dem finſtern Haß entging nicht Deine Tat:
Es ſtreuet heut Dein liebendes Vertrauen
In tauſend Herzen eine neue Saat.

Und dieſe Saat, o Hoher, wird gedeihen
Im Lenzeswehn, im lichten Sommerglanz;
Geſegnet ſei der Dichter, der Dir weihen
Dereinſtens wird den reichen Erntekranz!
O könnt' bereits ich ſeinen Sängen lauſchen,
Sein Los, o ſtünd' es auch in meiner Wahl!
Dir ſend' beſcheiden ich, im Frühlingsrauſchen,
Hier dieſes Lied — Dir ſei's ein Frühlingsſtrahl.

Georg Zetter.

(1819—1872.)

Mit der erſten Auflage meiner Gedichte.

1845.

„Müſſen wir denn immer wieder
Nur dich ſelbſt im Liede ſeh'n?"
Schmält nicht, daß die kleinen Lieder
Um mein armes Ich ſich dreh'n!

Habt ja Herzen viel gefunden,
Die, zerſplittert und zerſtückt,
Euch mit ihren Weltſchmerzwunden
Bis zum Überdruß entzückt,

Laßt euch denn ein Herz gefallen,
Das, entfremdet jedem Zwiſt,
Mit dem Himmel nicht zerfallen,
Mit der Welt im Frieden iſt;

Das, entſiegelt und erſchloſſen,
Trotz manch herbem Prüfungsſchlag,
Freudig noch und unverdroſſen
Glauben, lieben, hoffen mag!

Mitternacht.

Das iſt die alte Geiſterſtunde.
Starr ſtehn der Berge lange Reih'n,
Die Sternlein flimmern in die Runde,
Und friedlich ſchaut der Mond darein.
Mein Herz, der Freude längſt verſiegelt,
Erſchloß ſich dieſem Segenslicht.
Ward es von Geiſterhand entriegelt?
Ich ahn' es nur, ich weiß es nicht.

Viel alte Jugendträum' umkreiſen
Mein Haupt mit lindem Flügelſchlag;
Mein Ohr hört nie vernomm'ne Weiſen,
Mein Blick erkennt, was ferne lag.
Und doch — es rauſcht kein Baum im Grunde,
Kein Weſen ringe, das mit mir wacht . . .
Das iſt die alte Geiſterſtunde,
Das Rätſel ſtummer Mitternacht.

Die Schriftgelehrten und die Weiſen
Geraten nicht auf ſeine Spur,
Die Geiſter, die uns ſtill umkreiſen
Gewahrt ein Kinderauge nur.
Dein Blick, wie weit er immer ſpähe,
Er ſucht umſonſt, er ſieht ſie nicht,
Das Herz allein fühlt ihre Nähe
Im Sternenglanz, im Mondenlicht.

Sie löſen ihm mit leiſem Finger
Die Bande, drin es ſchmachtend lag,
Da wird das alte Leid geringer,
Und Liebe heißt jedweder Schlag.
Sie füllen es mit neuem Hoffen,
Ob ernſt und wortlos auch ihr Mund,
Und ſelig ſpiegelt, der ihm offen,
Der Himmel ſich in ſeinem Grund.

Von allen Geiſtern hab' ich Einen
Heut inniger als je erkannt,
Nie ſah ich ſchöner ihn erſcheinen,
Als heut, da jeder Zweifel ſchwand.
Er ſtrahlt in meines Herzens Gründe,
Ein ſchöner, hoffnungsreicher Stern,
O daß er nimmer mir entſchwinde,
Der Geiſt des Troſts, der Geiſt des Herrn!

Berglied.

1840.

Nicht im Mondesſilberglanze
Will ich mich in Gondeln wiegen,
Noch mich über'm Wellentanze,
An ein braunes Mägdlein ſchmiegen;
Will nicht bei Orangenbäumen
Läſſig ſchlummerd mich erquicken,
Die mit Wolluſtfieberträumen
Schwindelnd meinen Geiſt umſtricken.

Nein, die Alp will ich erklimmen,
Wo der Strom, der Kett' entledigt,
Mit gewalt'gen Donnerſtimmen
Von des Urgeiſts Allmacht predigt;
Wo der Föhn vom Felſennacken
Die Lawinen niederſchmettert,
Und die Gemſe über Zacken
Auf den höchſten Scheitel klettert.

Auf den Bergen will ich wohnen,
Wohnen auf den freien Triften,
Wo ob tauſendjähr'gen Thronen
Adler ihre Schwingen lüften!

Wo der klare Himmel näher
Und die Wolken ſchöner blauen,
Will ich, ein beglückter Späher,
Freudig in die Tiefen ſchauen.

Sucht Ihr Freiheit? Nicht im Pfuhle
Dumpfer Säle wohnt die Lehre;
Auf den Bergen iſt die Schule!
Aus den Strömen quillt die Lehre!
Freiheit, nie bewacht von Schergen,
Noch verhöhnet und gegeißelt —
Kein Geſetz iſt auf den Bergen
In die Tafeln eingemeißelt.

Sucht Ihr Freiheit? Nicht im Kreiſe
Schwüler Städte mag ſie wohnen;
Fern dem Kote, auf dem Eiſe,
Auf den Felſen ſeht ſie thronen!
Doch Ihr ſeid zum Wandern träge,
Liebt beim Ofen nur zu ſchwatzen;
Steil und rauh ſind ja die Wege
Und Ihr fürchtet die Strapazen!

Auf den Bergen will ich wohnen,
Wohnen auf den freien Triften,
Wo ob tauſendjähr'gen Thronen
Adler ihre Schwingen lüften!
Wo der klare Himmel näher
Und die Wolken ſchöner blauen,
Will ich, ein beglückter Späher,
Freudig in die Tiefen ſchauen!

Alpenſonette.

1843.

Ihr ſprecht: Die Alpen, die zur Sonne ragen,
Mit ihren purpurn überflognen Spitzen,
Das ſind die alten, vielgewalt'gen Stützen,
Die unſrer Freiheit goldnen Himmel tragen.

Der aber hat den Mantel umgeſchlagen,
Und aus den dunkeln, wetterſchwangern Ritzen
Seh' ich die Sonne lächelnd niederblitzen,
Als möchte ſie ein ſpöttiſch Wörtlein ſagen;

Als ſpräche ſie: Vermeßne, eitle Toren,
Was frommt die Freiheit euren Alpengründen,
Wenn euer Herz im Dünkel ſie verloren?

Die Alpe nicht — o laßt's euch doch verkünden!
Zur Stütze ſei des Volkes Herz erkoren,
Dann wird die Freiheit dauernd ſich begründen.

1848.

Der Strom der Zeit, zur Sintflut angeſchwollen,
Hat Wehr und Damm in wilder Haſt durchbrochen,
Den Steg begrabend unter ſeinen Jochen,
Die Bäum' entwurzelnd, die da blühen wollen.

Am Grat der Berge, wo die Donner rollen,
Schärft jetzt der Blitz die Lanze, und geſprochen
Hat Gott das Urteil: Ewig ſei zerbrochen
Das Werk der Falſchen und der Dünkelvollen!

Wo Segen blühte, waltet das Entſetzen,
Und auf des Prunkpalaſtes öde Schwelle
Siehſt du die Nacht im Trauerkleid ſich ſetzen.

Doch ferne ſchon gewahr' ich Morgenhelle,
Und, eine Arche, ſchwimmt mit ſeinen Schätzen
Mein hoffend Herz auf der empörten Welle.

Bruder Einſiedel.

1848.

Von Felſen überragt, im Waldesſchatten,
Steht, alt und morſch, das kleine Siedlerhaus,
Das fromme Brüder ſich gezimmert hatten.

Der Efeu freut ſich dieſes alten Bau's,
Und droben haucht, ein luſtig Spiel der Winde,
Das Glöcklein ſeinen Sterbeſeufzer aus,

Derweil genüber auf der prächt'gen Linde
Das Vöglein koſt in Blüten jung und friſch,
Ein Lied hinſchmetternd in die grünen Gründe.

Nun tret' ich ein! — Was ſeh' ich da am Tiſch
So hoch, ſo bleich und ſo geſpenſtig ragen,
Von Ernſt und Scherz ein wunderlich Gemiſch?

Ein Eremit! Das Büchlein aufgeſchlagen,
Haftet ſein Blick am toten Wort der Schrift,
Am Buch der Heiligen- und Wunderſagen.

In ſeiner Rechten ruht ein weißer Stift,
Und mit dem Haupt beginnt er jetzt zu nicken,
Das leis ein Strahl der Abendröte trifft.

Lebt dieſer Greis, und trau' ich meinen Blicken?
Treibt eine Fei wohl gar ihr Spielwerk hie,
Mit frevlem Bann den Wand'rer zu umſtricken?

Romantik, ſüße Märchenpoeſie,
Biſt du wohl hier in Wirklichkeit zu ſchauen
Und iſt kein Trug, was Leben dir verlieh?

Sei mir gegrüßt! — Und ſieh! mit blonden Brauen
Stand alſobald des Förſters Sohn vor mir,
Der durch's Gehäg ſich freie Bahn gehauen.

Auflachend ſtemmt' er — und mir graute ſchier —
Sich auf die Büchſe, daß die Wände hallten,
Und ſprach: Willkomm in meinem Jagdquartier!

Du ſtehſt wie ein Poet vor dieſem Alten
Und ſuchſt, ſo ſcheint's, ein weltbezwingend Lied
In ſeines Mantels hundertjähr'gen Falten.

Gutfreund, wer weiß? Es deckt dies Augenlid
Vielleicht wohl gar den letzten Lebensfunken
Der Fei Romantik, die uns lange mied.

Und dieſes Buch — du ſcheinſt ſo freudetrunken! —
Sprich, offenbart es wohl das Rätſel dir
Von einem Hort, der fern im Wald verſunken?

Doch Spaß beiſeite, Freund. Der Alte hier
Iſt eitel Tand, ein Spiel nur, zu vergnügen
Den Jägersmann im wilden Waldrevier.

Ja, dieſe Züge, die da Leben lügen,
Sind hölzern wie der ganze Kamerad,
Der willig ſich muß innrem Triebwerk fügen.

Schau recht ihn an! Vor achtzig Jahren hat
Den Hölzernen mein frommer Ahn errichtet,
Der gerne dieſe Einſamkeit betrat.

Ein Räderwerk, kunſtſinnig eingerichtet,
Verſchafft dem Kopf die ewige Bewegung,
Dies trockne „Nein", das man ihm angedichtet.

Nun ſage: Gleicht in ſeiner Zell' Umhegung
Der Kerl dahier nicht Euern Schriftgelahrten,
Die feindlich meiden jede freie Regung?

Verneinend, eignen Grillen abzuwarten,
Sitzen ſie ſtumm auf morſchen Bücherkiſten,
Wo tote Schätze ſie zuſammenſcharrten.

Und wenn im Laub die jungen Vöglein niſten,
Da ſpähen ſie nach dunkeln Hieroglyphen,
Des freien Fortſchritts ew'ge Nihiliſten.

Das tote Herz in ihres Buſens Tiefen
Sagt ihnen nie, daß, mit der Welt entzweit,
Sie ihre Zeit in dumpfem Traum verſchliefen.

Indeſſen kränzt, vom Nachtgewölk befreit,
Der junge Tag ſich mit des Frührots Flammen,
Und eine neue tatenluſt'ge Zeit
Schlägt ihnen jubelnd überm Kopf zuſammen.

Otfried.

Der geiſtigen Befreiung unſrer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagteſt Du's, die deutſche Kunſt zu pflegen,
Ein deutſches Lied zu ſingen den Germanen.

Sprich, hatteſt Du wohl ein geheimes Ahnen,
Daß dieſe Sprache, allen überlegen,
Berufen ſei, einſt in ihr Gold zu prägen
Der Dichtkunſt Höchſtes und es anzubahnen?

Noch war die Sprache nur ein kindiſch Lallen,
Die jetzt, befreit von allen läſt'gen Banden,
Weithin erklingt volltönig und metallen.

Mich aber freut's, daß in Alſatiens Landen,
Daß in den Weißenburger Kloſterhallen
Die Wiege deutſcher Poeſie geſtanden.

Gottfried von Straßburg.

Als einſt wetteifernd auf der Wartburg ſaßen
Des deutſchen Lieds Schildträger und der Minne,
Da zogeſt Du in kindlich-ſchlichtem Sinne,
Du alter Meiſter, einſam Deine Straßen.

Und wo ſich jetzt, erbaut nach ew'gen Maßen,
Gen Himmel hebt die ſtolze Münſterzinne,
Haſt Du, gleichwie im Frühlingsanbeginne
Der Vogel ſingt, Dein Lied ertönen laſſen.

Nun aber iſt von tiefer Nacht umgeben,
Gleich Deiner Zeit, der ſchönen, ſangesholden,
Dein tönereiches Leben und Dein Streben.

Doch Eins ſteht feſt, und dieſes Los iſt golden:
Du ſtarbſt nicht, nein, Du lebſt und Du wirſt leben
In deinem Lied von Triſtan und Iſolden.

Erwin von Steinbach.

All die Gebilde Deiner Zeitgenoſſen
Sind längſt zu Grund im Sturm der Zeit gegangen,
Und öd' und wüſt, gleich hohlen Schädeln, hangen
Die alten Burgen an den Bergkoloſſen.

Feſt ſteht allein, aus Einem Guß gegoſſen,
Dein Meiſterwerk, wie Du's im Geiſt empfangen,
Und ſeines Turms gewalt'ge Zinnen prangen,
Vom Glorienſchein des Morgenrots umfloſſen.

Der Schönheit ew'ger Stempel, der nicht altet,
Iſt ſein Gepräg. Es ſinkt dahin im Streite,
Was Menſchenhände falſchen Göttern bauen,

Es ſinkt, und wär's in Felſen eingehauen!
Das Göttliche nur und das Gottgeweihte
Iſt ewig, wie die Kunſt, die es geſtaltet.

Sebaſtian Brant.

Mit Hohngelächter haſt Du in die Wellen
Das Schiff von „Narragonia" getrieben;
Hei, wie ſich da, gebläut von deinen Hieben,
Gebärdeten die närriſchen Geſellen!

Das war ein Faſeln, Schimpfen und ein Prellen,
Bis ſie ſich gegenſeitig aufgerieben!
Selbſt die Gelahrtheit, die nicht rückgeblieben,
Behing den Mantel mit der Narrheit Schellen.

Kämſt Du jetzt wieder: andere Geſtalten
Sähſt Du ſich brüſten und zum Ziele rennen
Und eine neue Welt ſich ringe entfalten.

Du müßteſt alles fremd und ſeltſam nennen,
Und an der Narrheit nur, der guten alten,
Freund, würdeſt Du die Menſchen noch erkennen.

Jakob Sturm, Stättmeiſter in Straßburg.

Dem Sturme gleich hört man Dein Wort erſchallen,
So oft es galt, im Kampf mit finſtern Mächten
Die Freiheit Straßburgs treulich zu verfechten
Und mit dem Banner friſch voran zu wallen.

An deiner Mannskraft ehrnem Panzer prallen
Die Pfeile ab der Falſchen und der Schlechten.
Die Wage hoch in unbeſtoch'ner Rechten,
Warſt Du ein Vater und ein Vorbild Allen.

Wie mancher, der auf Deinem Stuhl geſeſſen,
Vermochte nicht für Großes zu entbrennen
Und ward, eh' er im Grabe lag, vergeſſen.

Dich wird die ſpätſte Zeit mit Ehrfurcht nennen,
Und mancher muß, der ſich mit Dir will meſſen,
Vor Deinem Bild ſein eignes Nichts bekennen.

Ehrenfried Stoeber.

Gleich einem freien, frohen Wanderblute
Erſcheinſt Du mir, biſt Du mir ſtets erſchienen!
Sind Zecher wo, ſo ſtehſt Du unter ihnen,
Das Glas am Mund, ein Sträußchen auf dem Hute.

Du ſingſt Dein Lied mit ungetrübtem Mute
Auf hohem Berg, in modernden Ruinen,
Doch ſiehſt Du Männer falſchen Götzen dienen,
So ſchwingſt Du hoch des Zornes ſcharfe Rute.

Die Freiheit, ſo die Häſcher jählings morden,
Die Wahrheit, die nicht huldigt äußerm Prangen,
Du preiſeſt ſie in feurigen Akkorden.

Die beſten Lieder, welche Dir entklangen,
Sind unſres Volkes Eigentum geworden, —
Kann wohl ein Dichter ſchönern Lohn verlangen?

Adam Walter Strobel.

Wo ſich die Flühn der ewig überſchneiten
Glariden heben, ſonnig übergoſſen,
Hab' ich mit Dir der Treue Bund geſchloſſen,
Griffſt Du mit mir begeiſtert in die Saiten.

Auch ſpäter ſchritt ich öfter Dir zur Seiten.
Ha, wie zur Luſt des jüngeren Genoſſen
Die goldnen Reden Deinem Mund entfloſſen
Von Heldenfahrten und verklungnen Zeiten!

Nun tret' auch ich, Dir folgend ohne Wanken,
Mit offenem Visier und blanker Klinge
Der Unnatur genüber in die Schranken.

Dich ehrt der Preis, wenn ich ihn je erringe!
Gestatte drum, daß ich die grünen Ranken
Des letzten Lieds um Deine Urne schlinge.

Friederike von Sesenheim.

Das ewig Weibliche, das ewig Schöne,
Du holdes Kind, laß mich's in Dir begrüßen,
Ob auch der Haß, die schnöde Lust zu büßen,
Dein Leben und Dein Lieben noch verhöhne!

Horch! Sind das nicht des Kirchleins Glockentöne?
Die Laube rauscht, und sieh! Dir liegt, der Süßen,
In seiner Liebe Seligkeit zu Füßen
Der glücklichste der deutschen Musensöhne.

Errötend neigst Du, zwischen Ernst und Scherzen,
Dein Haupt hernieder zum geliebten Gaste,
Dem unumschränkten Herrn in Deinem Reiche.

Genügsam thront er noch in Deinem Herzen,
Er, dessen Herz, das hohe, göttergleiche,
In spätern Zeiten eine Welt umfaßte.

Epiſtel an Auguſt Stoeber.

Zu Oberbronn im Förſterhaus,
Wo du, mein Alter, oft geſeſſen,
Schau ich ins weite Land hinaus,
Ins Land, das nie du wirſt vergeſſen,
Da dir's ſeit dreißigjähr'ger Friſt
Wie keins ans Herz gewachſen iſt.

Das Neſt da drunten iſt mir lieb.
War's nicht hierher, wohin vor Jahren
Ich dir mein erſtes Brieflein ſchrieb,
Damit du, in der Kunſt erfahren
Der edeln Reimerei, mit Rat
Und Tat mir hilfreich ſeiſt? Ich bat
Vergebens nicht. — Du haſt erſchloſſen,
Da er geſtrauchelt auf dem Pfad,
Das Heiligtum dem Sanggenoſſen.
Das wird er jederzeit bekennen
Und gern dich ſeinen Meiſter nennen.

Wenn ich nun ſo durchs Örtlein geh
Und rings die braunen Giebel ſeh,
Die Zeugen längſt entſchwundner Tage,
Geſchieht es wohl, daß ich mich frage:
„Wo mag in dieſem Luſtrevier
Der Freund dereinſt geniſtet haben?"
Die Häuſer muſternd, dort und hier,
Die längs dem Berg und die am Graben,
Mach ich vor einem kleinen Halt
Und denke: „Dies iſt's wohl geweſen;
Denn einen ſchönern Aufenthalt
Kann ſich ein Dichter nicht erleſen."

Als einen luſt'gen Luginsland
Seh' ich den Giebel auf die Auen,
Die weitgeſtreckten, reichen ſchauen
Und nach den Wäldern, hinter denen,

Sich fern des Schwarzwalds Berge dehnen
Gleich violettem Felsenband.
Der stille, grüne Friedhof drüben
Kann mir das heitre Bild nicht trüben.
Ein Garten und ein Wiesenplan
Zieht hinten sich den Berg hinan,
In Blüten ganz und gar vergraben:
Wie mochte da dein Herz sich laben
Und unterm Schirme grüner Reben
Hofaudienz den Träumen geben!

Dein denk' ich, wenn bei schwüler Hitz
Ich guten Muts im Wirtshaus sitz,
's gibt deren viel zu Oberbronn!
Zum Beispiel: in der „Goldnen Sonn",
Die jeden wärmt, der Geld im Sack hat
Und der, was übrigens selbstverständlich,
An unverwälschtem Wein Geschmack hat;
Oder im „Hirschen", wo die Sohlen,
Sich gerne neue Spannkraft holen
Zu Harrasprüngen; oder endlich
In den „Zwei Schlüsseln", die — beim Donner —
Die besten Schätze mir erschließen . . . .
Kennst du den roten Oberbronner?
Vor allen hab' ich den erkiesen,
Das Wässerlein, das früh ich trank,
Mir fortzuspülen aus der Kehle
Und mir, der ich jetzt kaum noch krank,
Das Herz zu jüngen und die Seele.

Dies alles liegt mir jetzt zu Füßen! —
Vom Försterhause, wie gesagt,
Send' ich, nebst meinen besten Grüßen,
Dir dieses Blatt. Wenn dir's behagt
Und liebliche Erinnerungen
An eine Zeit, die halb verklungen,
In deiner Seele, Freund, erwecket,
So ist erreicht, was ich bezwecket,
So ist mein schlichter Sang gelungen!

O ſtündeſt du mir jetzt zur Seiten!
In abendlichem Glaſte breiten
Die Wälder ſich, die Wieſen aus
Bis dicht hinauf ans Förſterhaus:
Die Berge ſtehn in ſanftem Dämmer,
Der nahen Eſſe wucht'ge Hämmer
Verhallen nach und nach; den Segen
Ruft ſtill ein Glöcklein übers Land,
Und all, all andres Leben ſchwand.

Schwand? — Nimmermehr! — 's iſt ja die Stunde,
Wo aus zerfall'nem Mauergrunde
Die Sage tritt, das reiche Leben
Verſcholl'ner Zeit dem Blick entrollend.
Ha, wie ſie aus dem Staub ſich heben,
Die alten Burgen! Ha, wie grollend
Sie am Granit der Berge kleben:
Windſtein, Arnsberg und Waſenſtein!
Die Zinne ſtrahlt im Morgenſchein;
Hell glänzt von der getürmten Warte,
Dem Gaſt zum Gruße, die Standarte,
Der Zwerg lehnt auf der Hallebarte,
Starrt träumeriſch ins Land hinein.
Auf dem Altane ſchlägt ein Sänger
Die Harfe, uns in ſüßen Bildern
Das bunte Leben abzuſchildern! —
Wie lieblich ſchallt ſein Lied ins Blaue!
Und ſieh', und ſiehe da, je länger
Ich ihm ins lichte Antlitz ſchaue,
Je mehr erkenn' ich liebe Züge!
Freund, wenn ich mich nicht völlig trüge,
So ſind's die deinen . . . . . .
Wieder Nacht!
Das Irrlicht hüpft, im Bergesſchacht
Hör ich des Kobolds Hammerſchläge.
Geſpenſtertiere ſchleichen träge
Den Wald entlang . . . . . Sie ſind vorbei! . . . .
Doch drunten aus der Wäſcherei

Schallt, gleich vielſtimm'gem Geiſterchor,
Bald mit Gezisch, dann wieder hohl,
Ein ſeltſam Rauſchen mir ins Ohr
Und wirrt, dem Unkenruf vermählt,
Mir den noch erſt ſo offnen Sinn!
— Iſt das die tote Wäſcherin,
Von der du uns ſo ſchön erzählt?

Mir gruſelt's, Alter, — lebe wohl!

Am Schillerfeſte.

So weit die Lieder deutſcher Dichtkunſt ſchallen,
So weit die Dome deutſcher Meiſter ragen,
Und weiter noch, bis wo mit dumpfem Prallen
Des Weltmeers Wogen an die Inſeln ſchlagen,
In Bretterhütten und in Fürſtenhallen
Sieht heute man, wie kaum an frühern Tagen,
Zu Deinem Preis die Jünger ſich verſammeln
Und Dir, o Schiller, Grüß' und Lieder ſtammeln.

Denn hundert Jahre ſind's zu dieſer Stunde,
Daß Du, o Göttlicher! zur Welt gekommen
Und Dich, in ſeines Hüttchens ſtillem Grunde,
Der Vater ſegnend an ſein Herz genommen
Wer ahnte damals, daß von deinem Munde
Geſänge, wie die Welt ſie nie vernommen,
Erſchallen würden, und daß deinem Haupte
Der Lorbeer blüh', wie er noch keins umlaubte?

Zum Tempel ward dein einſam Vaterhaus
Und ſeine Schwelle iſt zum Altar worden;
Und zu der Bucht des fernen Schwabengaus
Erſchallt es jetzt aus Süden und aus Norden

Gleich Glockentönen, die im Sturmgebraus
Anschwell'n zu vollen, mächtigen Akkorden:
Gilt's doch den Tag, o Schiller, zu erheben,
Der dir die Herrschaft einer Welt gegeben!

Ja, einer Welt. Es ist die Welt des Schönen,
Die, ferne dem, was von gemeinem Schlag,
Allewig strebt zu heilen, zu versöhnen,
Zu heben, was verkannt im Staube lag. —
Ob sie sich nun in Worten oder Tönen,
In Meißelschlägen offenbaren mag:
Ihr Weg führt himmelan. Dreimal beglückt,
Wen mit dem Priesterkleide sie geschmückt!

Ha! jene Klänge, die im Weiterwallen
Von Marbach bis ans Herz der neuen Welt
Zu deinem hundertjähr'gen Fest erschallen, —
Mir ist, als hör' ich, mächtig angeschwellt,
Nachschüttern sie in den geweihten Hallen
Des Münsters, der zu Straßburg Wache hält,
Und tausendfältig an die Berge schlagen,
Die unsrer Heimat schönen Himmel tragen.

So lange wir noch Luthers Bibel lesen
Und hoch der Schönheit ewig Banner schwingen,
So lange noch vom Gipfel der Vogesen
Nebst Frankreichs Liedern deutsche Lieder klingen,
So lange wir noch, nach selbsteignem Wesen,
In Wissenschaft, in Kunst und Sprache ringen,
So lang wir uns der Väter wert erweisen,
Wirst du, o Schiller, unser Liebling heißen!

Ja, du bist unser! Welche hat so hell
Wie deine Glocke unserm Ohr geklungen?
Und wer hat je, wie dein gewalt'ger Tell,
Am stillen Herd der Heimat uns bezwungen?
Sind deine Lieder nicht ein frischer Quell,
Allseits befruchtend, uns ins Herz gedrungen?
Der um Johanna's Stirn den Kranz du wandest,
Und — sel'ger Taucher! — ew'ge Perlen fandest!

Wie uns der Augenblick herbeigeführt,
Franzoſen, Deutſche, Schweizer und Alſaten,
So ſtehn wir jetzo, ſtumm und tiefgerührt,
Vor deinem Bild und freu'n uns deiner Saaten,
Die, wie es ſolchem Säemann gebührt,
Zur ſchönen, vollen, reifen Frucht geraten:
Einträchtig ſtehn wir da und ſtammverwandt
Und reichen uns die brüderliche Hand.

O möchten ſich an Deinem nächſten Feſte
Die Enkel, wie heut' wir, zuſammenfinden,
Und bis dahin die letzten Überreſte
Des Vorurteils, des kleinen Haders ſchwinden,
Auf daß im Schoß der Hütten und Paläſte
Die Herzen ſich zu einem Schlag verbinden!
Dann wird dein Geiſt allſegnend niederſchweben
Und ew'ge Dauer jenem Tage geben.

Friedrich Weyermüller.

(1810—1877.)

Vorgruß.

Der Sänger kann nicht ſchweigen
Muß ſingen, was ihn bewegt,
In Töne muß er hauchen,
Was tief im Herzen ſich regt.

Es ſtrömen ſeine Lieder
Heraus in Freud und Leid:
So hat er auch geſungen
In ſchwerer Kriegeszeit.

Es zog der Herr vorüber
In lautem Donnergang:
Da ſtieg ein mancher Seufzer
Zum Himmel im Geſang.

Und nach dem Sieg und Frieden,
Den Gottes Rat beſchied,
Da drang aus tiefſtem Herzen
Das Dank- und Friedenslied.

Und dieſe Dichtergabe
Biet ich, o Deutſchland, dir:
Zum freundlich-ernſten Gruße
Nimm liebend ſie von mir!

Der Chriſt hat auch ein irdiſch Vaterland.

Wohl auch ein irdiſch Vaterland
Sei dir, o Chriſt, mit Recht bekannt;
Das ſollſt du lieben treu und wahr,
Dem ſollſt du dienen immerdar.

Es iſt dein liebes Heimatland,
Mit dem dich Gott der Herr verband.
O ſeine Täler, ſeine Höhn,
Sie ſind dir mehr als andre ſchön.

Wo dir der Mutterſprache Laut
So wonnig tönt, ſo innig traut,
Wo alles dir ſo nah verwandt:
Das iſt dein liebes Vaterland!

Und wenn's der liebe Gott erlaubt,
Daß deutſches Land Ein deutſches Haupt
Regiert nach Gottes Recht und Licht:
Wie freute des ein Chriſt ſich nicht?!

Doch überm irdſchen Vaterland
Hält feſt er an dem ew'gen Pfand,
Der Kirche Gottes bis ans End,
Am reinen Wort und Sakrament! —

Eins gegen ſechzehn!

Kurze Antwort auf die „Elſäſſiſchen Sonette".

Du rätſelhafte, nachtumhüllte Schar,
Was ſoll dein Grimm, dein bittrer Spott, dein Schelten?
Wem ſoll dein Zorneswort im Grunde gelten?
Du bleibſt verdeckt, es bleibt dein Haß nur klar!

Ihr ſechzehn Kämpfer ſeid des Mutes bar,
Ob ihr euch auch gebärdet wie die Helden!
Ihr wollt nicht eures Hauptes Namen melden:
Das iſt ein böſes Zeichen ſchon fürwahr!

So taten einſt nicht Rückerts wackre Streiter,
Nicht Arndt und Körner ſangen ſolche Weiſen!
An euch erblick ich keinen „Seelenadel"!

Mit euch verlier' ich keine Rede weiter.
Ich will in Demut Gottes Fügung preiſen;
Gerecht iſt Sein Gericht und ohne Tadel!

Karl Hackenſchmidt.

(Geb. 1839.)

Jugendſchwärmen.

(In das Album einer Studentenverbindung eingetragen Auguſt 1862.)

Mir iſt ein Lieb geworden,
Ein Mädchen wunderſchön,
Wie auf der weiten Erde
Kein ſchöneres zu ſehn.
Es iſt ein deutſches Mädchen,
Drum bin ich ihm ſo gut,
Hat einen deutſchen Namen
Und warmes deutſches Blut.

Es iſt ihr Kleid gewoben
Aus grünendem Gefild,
Drauf tauſend Städt' und Dörfer
Geſtickt zu buntem Bild;
Die ſchlanken Lenden gürtet
Der Rheinſtrom hell und klar,
Des Wasgaus Eichenkrone
Umſpannt das goldne Haar.

An ihrem ſtolzen Buſen
Erglänzt ein Edelſtein,
Der glüht wie Gold ſo feurig
Im Abendſonnenſchein:
Es iſt ein alter Münſter,
In roten Stein gehaun,
Dran manches Schmuckgebilde
In alter Pracht zu ſchaun.

Karl Hackenſchmidt

Mir iſt ein Lieb geworden,
Ein Mädchen ſüß und traut;
Ihm ſchlägt mein Herz voll Sehnen,
O Elſaß, meine Braut!
Es iſt ein deutſches Mädchen ....
Doch, ach! vom Weſten dort
Kam einſt ein falſcher Freier
Mit falſchem Liebeswort.

Mit falſchem Liebesworte
Hat er die Maid berückt,
Und wie ihr Ohr ſie neiget,
Hat er ſie ſchon umſtrickt,
Hat er ſie ſchon umfangen; —
Mein Mädchen, keuſch und frei,
Hat mir ein Bub' geſtohlen,
Mir bricht's das Herz entzwei! —

Mein Lieb! Ich hab's geſchworen
In deinem heil'gen Dom,
Ich hab's aufs neu geſchworen
Am heil'gen Rheinesſtrom:
Iſt erſt mein Arm erſtarket,
Will fürchten ich mich nicht,
Ich werf' dem welſchen Räuber
Den Handſchuh ins Geſicht!

Ich hole aus der Scheide
Mein deutſches Schwert mit Mut,
Es treten mir zur Seite
Wohl hundert Kämpen gut.
Dann ziehen wir mit Jubel
Hin vor die Burg ins Feld,
Wo er mit Zauberbanden
Die Braut gebunden hält.

Dann wecken wir die beiden
Aus ihrer ſünd'gen Luft;
Ich reiß' dem welſchen Buben
Mein Liebchen von der Bruſt.

Ich drück's an meinen Buſen
Mit warmer Liebesglut:
Jetzt ſollſt du, Elſaß, ſpüren,
Wie deutſche Liebe tut!

Windſtein und Wörth.

I.

1676.

Stolz trotzet Burg Windſtein der Stürme Wut,
Von ewigem Efeu umſchloſſen;
Hier hat die Treue ihr letztes Blut
Für ein deutſches Elſaß vergoſſen. —

Dem Burgherrn Louvois entbieten tät:
„Ihr ſollt, Graf, Treue uns ſchwören,
Sonſt kann das Volk ſeiner Majeſtät
Die Pfalz nicht ruhig verheeren!"

Wolf Friedrich Dürckheim beſcheidet ſogleich:
„Es laſſe Frankreich das Werben!
Ich bin ein Freigraf vom deutſchen Reich,
Und frei und deutſch will ich ſterben!"

Nun legt ſich ein Haufen Franzoſen vors Schloß,
Auf dem Berg erheben ſich Schanzen,
Zur Wehre ſtehet der Graf und ſein Troß
Und höhnet dem Zorne der Franzen.

O Gräflein, Gräflein, was wagſt du den Strauß
Mit der mächtigſten unter den Kronen?
In einem gen Pfeile geſicherten Haus
Willſt trotzen du den Kanonen?

Bald klaffet die Breſche und bröckelt die Wand,
Es türmt ſich der Schutt in den Gräben,
Die beſten der Treuen decket der Sand, —
„Herr Graf, nun rettet das Leben!"

Die Fallbrücke fällt, es knarret das Tor
Am frühen, nebligen Morgen,
Eh' der Feind es erſchaut, bricht das Fähnlein hervor,
Bald hält ſie der Waldpfad geborgen.

Und weiter geht es in ſchleuniger Flucht
Hinab zu dem pfälziſchen Hügel,
An der Sauer, am Rande der waldigen Schlucht,
Da laſſen ſie ſinken die Zügel.

Noch einmal wendet der Graf ſich zurück
Zum Lande, dem er entſproſſen,
Betrübnis umflort den ſpähenden Blick,
Und er fragt die Verbannungsgenoſſen:

„Sagt an! was iſt in der Ferne der Brand?" —
„Herr Graf! euer Schloß dort verſinket!" —
„Was wälzt ſich links wie ein Strom in das Land?" —
„Die franzöſiſchen Reiter! das blinket!"

Da ſtößt er das Schwert zurück mit Gewalt
Und gibt dem Roſſe die Sporen,
Und ſeufzt hinein in den herbſtlichen Wald:
„Das Elſaß, das Elſaß verloren!"

II.

1870.

O Sauer, was eilſt du geſchwätzig und laut
Das Tal hinab über Steine?
Sag', willſt du, was einſt deine Ufer geſchaut,
Erzählen dort unten dem Rheine?

Dein Waſſer, das ſilbern und ſpiegelklar
Hervorblinkt aus Erlenzweigen,
Von Menſchenblut einſt gefärbet war
Und aufgeſtauet durch Leichen.

Die Wälder, wo jetzt der Vogel ſingt,
Kanonenſchall widerhallten;
Und wo der Schnitter die Senſe ſchwingt,
Hat der Tod einſt Ernte gehalten.

O ſechſter Auguſt im ſiebziger Jahr,
Wie klingſt du den deutſchen Herzen!
Dein wird man gedenken immerdar,
Gedenken mit Freuden und Schmerzen!

Dort oben am Hohlweg, den Abhang hinan,
War heiß und furchtbar das Streiten;
Da liegen gefallen Mann an Mann
Im Graben zu beiden Seiten

Verwundete, bleich, im zerſtampften Gras,
Die ſtöhnen um Hilfe und Trinken;
Und Tote, das offene Auge wie Glas,
Das Gewehr in der treuen Linken.

Stumm ziehen die Truppen dazwiſchen hin
In endlos geſchloſſener Kette,
Und mancher denkt mit geſammeltem Sinn:
„Wird bald auch mir ſolch ein Bette?"

Jetzt plötzlich ein Hurra! Was brauſt die Muſik:
„Heil dir, der du ſiegreich geſtritten?"
Noch einmal leuchtet der Sterbenden Blick:
Es kommt der Kronprinz geritten!

Mild neigt ſich und traurig die hehre Geſtalt
Und grüßet die Helden am Boden:
„Der ſchöne Sieg ward teuer bezahlt,
Gott ſchenk' euch den Frieden, ihr Toten!"

Doch vor ihm der blutigen Arbeit Frucht:
Zerſchmettert die feindlichen Horden,
Das gefürchtete Heer in der wildeſten Flucht
Und offen des Wasgaus Pforten.

Da ſtrahlet ſein Auge aufs neue voll Mut,
Er ſchwingt ſein Schwert in der Sonnen
Und ruft hinein in die Abendglut:
„Das Elſaß, das Elſaß gewonnen!"

Mein Elſaß deutſch!

Dezember 1870.

Mein Elſaß deutſch! Mein Elſaß frei!
Mir iſt, als träumt' ich noch.
Iſt's Wahrheit? Iſt der Strick entzwei?
Zerſprengt das fremde Joch?

Liegt wieder in der Mutter Arm
Der längſt verlor'ne Sohn?
Schallt wieder frei, ſo friſch und warm,
Der Mutterſprache Ton?

Hat ſich der deutſche Löwenmut
Dem langen Schlaf entrafft?
Ruht wieder die geraubte Brut
Im Schatten ſeiner Kraft? —

Nun brich mir nicht vor ſel'ger Luſt,
Mein Herz, mein deutſches Herz!
Nun ſteige aus befreiter Bruſt,
Mein Danklied, himmelwärts!

Und du, mein Land, mein Heimatland,
Was ſenkſt du trüb den Blick?
Was ballſt du eine zorn'ge Hand?
Was fluchſt du deinem Glück?

Du zählſt die Wunden immerfort, —
Sie heilt der Liebe Macht!
Suchſt Frankreichs Stern im Weſten dort, —
Er ſank in blut'ge Nacht.

Nach Oſten blick! In Frührotpracht
Geht deine Zukunft auf,
Erſteht dein Blut zu neuer Macht,
Zu neuem Heldenlauf!

Wenn Alles hofft, wenn Alles ſingt,
Was trauerſt du allein? —
Wohlan, wenn nicht dein Mund erklingt,
So red' und zeug' der Stein!

Du Münſterturm, ſo hoch und ſchön,
Du Strom, der uns umzieht,
Ihr Eichen auf des Wasgaus Höhn,
Auf, werdet Klang und Lied!

O Helden-Vorwelt, Dichterchor,
Steig aus der Gräber Ruh!
Hol friſch dein Saitenſpiel hervor,
Iſoldens Sänger du!

Es gilt ein Dank aus frommem Trieb
Dem Retter gottgeſandt,
Ein Gruß in alt' und neuer Lieb'
Dem großen Vaterland!

Abkürzungen.

ADB. = Allgemeine deutſche Biographie.

Alſatia = Alſatia, Beiträge zur elſäſſiſchen Geſchichte, Sage, Sitte und Sprache, her. von Auguſt Stöber, 12 Bände von 1850—1885; wo nichts anderes bemerkt, ſind die angeführten Aufſätze vom Herausgeber.

Brümmer = Brümmer Franz, Lexikon der deutſchen Dichter und Proſaiſten des neunzehnten Jahrhunderts. Mit Ausnahme eines beſonders hervorgehobenen Falles iſt die 6. Auflage benutzt.

ESch. = Elſäſſer Schatzkäſtel, Sammlung von Gedichten und proſaiſchen Aufſätzen in Straßburger Mundart, herausgegeben von D. Roſenſtiehl, 1877.

JbGEL. = Jahrbuch für Geſchichte, Sprache und Literatur Elſaß-Lothringens, herausgegeben vom hiſtoriſch-literariſchen Zweigverein des Vogeſen-Klubs, 31 Bände, 1885—1915.

N. Martin = Martin N., La poésie allemande en Alsace. Poètes contemporains en Allemagne, Nouvelle Série, 1860, S. 193—244.

NESch. = Neues Elſäſſer Schatzkäſtel. Eine Sammlung elſäſſiſcher Dialektgedichte aus Vergangenheit und Gegenwart, herausgegeben von D. Münzer, 1913.

Neujahrsbl. = Elſäſſiſche Neujahrsblätter. Im Verein mit ihren Freunden herausgegeben von Auguſt Stöber und Friedrich Otte (= Georg Zetter), 6 Bände, 1843—1848.

Samstagsbl. = Elsässisches Samstagsblatt, herausgegeben von Friedrich Otte (= Georg Zetter), 11 Bände, 1856—1866.

Schmitt = Schmitt Christian, Die Entwicklung der deutsch-elsässischen Literatur von 1770—1870, im Elsaß-Lothringischen Schulblatt 38 (1908), S. 326—346, und 39 (1909), S. 323—333.

Spach = Spach Ludwig, Moderne Kulturzustände im Elsaß. 3 Bände, 1873/4.

Str. = Straßburg.

Anmerkungen.

Zu der Einleitung.

Zu Seite 1: Spach; v. Borries, Geſchichte der Stadt Straßburg, 1909, beſonders S. 265 ff. und 318 ff. Lorenz O. und Scherer W., Geſchichte des Elſaſſes, 1871, 2, S. 212 ff., Kapitel 23 und 24. Das ſonſt ſo ausgezeichnete Buch läßt gerade bei der Beurteilung der elſäſſiſchen Dichter des 19. Jahrhunderts den Leſer etwas im Stich.

Zu Seite 4, Zeile 34: Stuttgarter Morgenblatt, 1832, S. 879.

Zu Seite 5, Zeile 20: Siehe oben S. 90.

Zu Seite 7, Zeile 28: Sorgius M., Die Volksſchule im Elſaß von 1789—1870, 1902, und namentlich die ausgezeichnete, auf den Akten beruhende Arbeit von H. Kaiſer, Der Kampf gegen die deutſche Sprache in den elſäſſiſchen Schulen von 1833 bis 1870, in den Elſaß-lothringiſchen Kulturfragen, 3 (1913), S. 179—234.

Zu Seite 8, Zeile 14: Z. B. Cazeaux, Chanoine honoraire de la cathédrale de Strasbourg et Curé de la paroisse de St. Jean, Essai sur la conservation de la langue allemande en Alsace, 1867, und dazu Kaiſer, a. a. O., S. 208 ff.

Zeile 29: Darauf laſſen die wiederholten Verſicherungen ſeines 1841 geborenen Sohnes Rodolphe ſchließen, daß das Franzöſiſche die Mutterſprache der Elſäſſer ſei (z. B. Les premières revues d'Alsace, 1901, S. 33), ſowie der Umſtand, daß Eduard Reuß in ſeinen wiſſenſchaftlichen Veröffentlichungen allmählich die franzöſiſche Sprache bevorzugte, vgl. dazu Gerold Th., Edouard Reuß, Notice biographique, 1892, S. 44 f.

Zu Abſchnitt II ff. ſind zu vergleichen Spach; Neubauer H., Die deutſche Literatur im Elſaß, 1871; Kurz H., Die

deutſche Literatur im Elſaß, 1874; Schmitt, deſſen genauen Angaben ich viel verdanke; die ADB. hat die bedeutenderen elſäſſiſchen Dichter, merkwürdigerweiſe außer Candidus, aufgenommen; vgl. ferner Brümmer; ESch.; NESch., beide mit kurzen Lebensabriſſen, das letztere auch mit Bildern der meiſten hier genannten Dichter; N. Martin.

Zu Seite 9, Zeile 21: Auguſt Lamey iſt am 3. März 1772 zu Kehl geboren; ſein Vater, Großkaufmann daſelbſt, war ein geborener Elſäſſer, ſeine Mutter eine Lotzbeck aus Lahr, ſein Oheim Andreas Lamey ein bekannter Geſchichtsforſcher, Schöpflins Gehilfe. 1778 kam er nach Straßburg, beſuchte hier das Proteſtantiſche Gymnaſium und dann die Univerſität, an der beſonders J. J. Oberlin und Koch ſeine Lehrer waren. Vor dem geſetzlichen Alter trat er in die Nationalgarde, gab damals ſeine erſte Gedichtſammlung heraus, verließ jedoch 1793 Straßburg und hielt ſich eine Zeitlang erſt in Lahr, dann in Nuits auf. Um ſeinen Militärdienſt anzutreten, kehrt er zurück, wird jedoch zunächſt als Gerichtſchreiber beſchäftigt, geht dann nach Paris, wo er kurze Zeit die École Normale supérieure beſucht. Als amtlicher Überſetzer an der Buchdruckerei der Republik angeſtellt, bleibt er lange Jahre in Paris, wo er ſich 1801 verheiratet. 1812 zum Mitglied des Zollgerichts in Lüneburg ernannt, wird er 1813 mit Davouſt in Hamburg eingeſchloſſen und kehrt nach der Übergabe nach Paris zurück. 1816 wird er Friedensrichter in Münſter im Oberelſaß, 1818 Unterſuchungsrichter in Altkirch, 1827 Richter am Zivilgericht in Colmar, 1829 als ſolcher nach Straßburg verſetzt, tritt 1844 in den Ruheſtand und ſtirbt am 27. Januar 1861. Sein Alter verſchönerte er ſich durch Sammlung von Kunſtſchätzen und vermachte u. a. der Univerſität Straßburg eine Rente zur Krönung von wiſſenſchaftlichen Arbeiten.

1. Gedichte eines Franken am Rheinſtrom. Str. 1791.
2. Dekadiſche Lieder für die Franken am Rhein. Str. Jahr 3 der Republik.
3. Blätter aus dem Hain. Str. 1836.
4. Gedichte. Str. 1839.
5. Chronik der Elſäſſer in Liedern und Gemälden. Str. 1845.

6. Gedichte. Str. 1852.
7. Gedichte. Str. 1856.
8. Gedichte. Str. 1860.

Vgl. ADB. 17, S. 568 (Brümmer); ESch., S. 479/81; NESch., S. 234; Samstagsbl. 1856, S. 152 und 1860, S. 129 f. (Zetter), 1861, S. 20 (Th. Klein) und S. 28 f. (Mühl); Alsatia 7, S. 384—390; Neujahrsbl. 1845, S. 2—14 (Zetter); Spach 1, S. 86 ff.; Revue des deux mondes 1857 (tome X), S. 717—720 (St.-René Taillandier); N. Martin, S. 209 ff.; schließlich eine fleißige, aber unselbständige Einzelschrift von F. Meißner, Ein verschollener deutscher Dichter. Beilage des Berichts über das Gymnasium in Basel, 1893.

Zu Seite 10, Zeile 14 ff.: Dekadische Lieder, S. 42 und 76.

Zu Seite 11, Zeile 14 ff.: Gedichte eines Franken, Nr. 47. Zeile 34: Gedichte, 1852, S. 50: Westfrankenlied.

Zu Seite 12, Zeile 6: Daniel Ehrenfried Stoeber, am 9. März 1779 zu Straßburg geboren, besuchte das Protestantische Gymnasium und dann die Universität seiner Vaterstadt, studierte, um im Notariat Nachfolger seines Vaters zu werden, Rechtswissenschaft, hörte aber, seinen literarischen Neigungen folgend, Vorlesungen der verschiedensten Art, z. B. bei J. J. Oberlin, G. Schweighäuser, Blessig, Haffner. Er setzte seine Studien in Erlangen fort, besuchte auf seiner Heimreise eine Anzahl deutscher Schriftsteller, begab sich dann nach Paris, wo er mit elsässischen Freunden und deutschen Schriftstellern verkehrte. 1806 wurde er Lic. juris. Der schriftstellerische Drang regte sich schon sehr früh bei ihm, und bald zeigte sich auch sein Bestreben, die schriftstellerischen Talente seiner Heimat zu dichterischer Arbeit zu sammeln, sei es in Taschenbüchern und Zeitschriften, sei es in Vereinen. Das von seinem Vater übernommene Notariat gab er 1822 auf, um sich der Advokatur zu widmen. Am 28. Dezember 1835 ist er gestorben.

1. Lyrische Gedichte. Str. 1811.
2. Seine Gedichte finden sich vereinigt in der dreibändigen Ausgabe letzter Hand: Sämtliche Gedichte und kleine prosaische Schriften. Str. 1835/6, deren letzter Band von J. Leser herausgegeben ist.

3. Daniel oder der Straßburger auf der Probe. Luſtſpiel. Str. 1823.

4. Fedor Polsky. Drama. Mülhauſen, 1872.

Vgl. ADB. 36, S. 271 f. (E. Martin); ESch., S. 483/4; NESch., S. 356; Neujahrsbl. 1846, S. 1—28 (Zetter); Spach 1, S. 75 ff.; Lorenz und Scherer, Geſch. des Elſaſſes 2, S. 221; J. Leſer in der Geſamtausgabe, Band 3, S. V—XXX. Schmitt, 38, S. 333 f.

Zeile 20: Die Mitteilungen über dieſe Geſellſchaft ſind der gründlichen und inhaltreichen, vieles Neue bietenden Einleitung entnommen, die E. Marckwald der von der Geſellſchaft für Elſäſſiſche Literatur veranſtalteten Ausgabe von Arnolds „Pfingſtmontag" vorausgeſchickt hat, Str. 1914; ſiehe insbeſondere S. XV ff. Außerdem Gerold Th., Franz Heinrich Redslob. Str. 1906, S. 24.

Zu Seite 13, letzte Zeile: Siehe oben S. 83/4.

Zu Seite 14, Zeile 7: Sämtliche Gedichte 3, S. 222. Der Rektor der Straßburger Akademie, Cottard, ſagte am Grabe Ehr. Stoebers: Un coeur tout français battait chez la muse allemande de Stoeber.

Zu Seite 15, Zeile 10: Über Arnold handelt abſchließend E. Marckwald in der zu Seite 12, Zeile 20, erwähnten Einleitung, auf die hiermit verwieſen wird. Vgl. ferner: ADB. 1, S. 586/7 (Goedecke); ESch., S. 463/4; NESch., S. 14; Neujahrsbl. 1844, S. 3—12 (Aug. Stoeber); Schmitt, 38, S. 328; Rauter in der zweiten Ausgabe des „Pfingſtmontags", Str. 1850, S. I—XII, in der auch die meiſten Gedichte Arnolds abgedruckt ſind.

Zeile 26: Karl Friedrich Hartmann iſt am 1. Dezember 1788 zu Straßburg als Sohn einfacher Eltern geboren, beſuchte einige Zeit das Proteſtantiſche Gymnaſium daſelbſt, erlernte das Poſamentierhandwerk und ging zu weiterer Ausbildung nach Paris, wo er die glorreichſte Zeit des erſten Kaiſertums miterlebte. Nach Straßburg zurückgekehrt, trat er in ein Speditionsgeſchäft und ſtarb daſelbſt am 25. Januar 1864. Seinen ehrlichen franzöſiſchen Patriotismus einerſeits und ſeine treue Anhänglichkeit an deutſche Sprache und Sitte andererſeits ver-

teidigte er, wie einer seiner Mitkämpfer, Th. Klein, sagt, mit einer bis zur Ungenießbarkeit gesteigerten Herbigkeit in seinen Gedichten, die als charakteristischer Ausdruck der damaligen elsässischen Stimmung trotz der oft etwas gewalttätigen Handhabung der Sprache Beachtung verdienen.

1. Gedichte. Str. 1821.
2. Alsatische Saitenklänge I. Str. 1840; II. Str. 1843.
3. Alsatische Saitenklänge. Sämtliche Gedichte. Str. 1848.
4. Das Schloß Lützelhardt. Ein historisch-elsässisches Rittergemälde. Str. 1836.

Vgl. ESch., S. 473/6; NESch., S. 154; Alsatia 8, 423/4; Samstagsbl. 1864, S. 30/31 (Th. Klein); Schmitt 38, S. 330.

Zu Seite 16, Zeile 20: Siehe oben S. 85. In der letzten Zeile des Zitats auf Seite 16 muß es statt „die Fremde" „der Fremde" heißen.

Zeile 28: Alsatische Saitenklänge, S. 236—265.

Zu Seite 17, Zeile 20: Revue des deux mondes, 1857, seconde période, 10e volume, p. 717—720. Ihm widerspricht N. Martin, S. 209 und 244.

Zu Seite 19, Zeile 28: Ludwig Spach (Deckname L. Lavater) wurde am 27. September 1800 zu Straßburg als Sprößling einer Kaufmannsfamilie geboren, erhielt seine erste Ausbildung in einer französischen Erziehungsanstalt und bei einem Landpfarrer in der Nähe von Straßburg, besuchte sodann das Protestantische Gymnasium daselbst, ging mit sechzehn Jahren an das dortige protestantische Seminar über, um Theologie zu studieren, wandte sich 1820 der Rechtswissenschaft zu, beschäftigte sich aber vorwiegend mit Literatur und wurde hauptsächlich durch Goethe, Rousseau und Byron gefesselt. 1823 nahm er eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen St. Aulaire an, lernte dadurch in Paris Männer wie Cousin, Guizot, Lamartine, Thiers und Villemain kennen und besuchte mit jenem zweimal, 1825/6 und 1831/4, Italien. Schon früh begann er deutsch zu dichten, ließ dann aber 1834 den Roman „Henri Farel" und 1835 den ersten Teil eines zweiten Romans „Le Nouveau Candide" in französischer Sprache erscheinen, in denen einerseits der Einfluß Goethes, andererseits der von George Sand hervortrat. 1835 bis 1839 war er als

Erzieher in verschiedenen Familien und an verschiedenen Orten tätig. Der Erfolg seiner literarischen Tätigkeit befriedigte ihn so wenig, daß er ihr 1838 zu entsagen beschloß und im Jahre 1839 gerne die Stellung als Archivar des Departements Niederrhein annahm. Daneben war er vierzehn Jahre Kabinetschef des Straßburger Präfekten und einige Jahre auch Sekretär des protestantischen Oberkonsistoriums. Abgesehen von seiner amtlichen Tätigkeit, der er mit großem Eifer und Erfolg oblag, entfaltete er eine ungemeine Regsamkeit in Vorträgen und kleineren Veröffentlichungen, die sich hauptsächlich die Vermittlung der Kenntnis der elsässischen Vergangenheit und des deutschen Geisteslebens an seine französischen Landsleute zum Ziele setzte. 1871 trat er in die deutsche Verwaltung über, behielt seine Stellung am Bezirksarchiv des Unterelsaß bei und wurde außerdem zum Honorarprofessor an der Straßburger Universität ernannt. Er hat zur Überleitung der elsässischen Verhältnisse in die deutsche Form in Wort und Schrift, durch Rat und Tat vielfach beigetragen. Er starb am 16. Oktober 1879. Von der ungeheuer ausgedehnten Schriftstellerei von Spach kommen für uns nur in Betracht:

1. Gedichte von Ludwig Lavater, dem Verfasser des Henri Farel und des Nouveau Candide. Str. 1839.
2. Kaiser Sigismund in Straßburg. Ein historisches Singspiel in 5 Aufzügen. Str. 1866.

Vgl. ADB. 34, S. 702/5 (W. Wiegand); H. Baumgarten, Dem Gedächtnisse des Professors Dr. L. Spach [Str.]; G. Härter, Gedächtnisfeier von Herrn L. A. Spach. Str. 1879; N. Martin, S. 214/8; W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, Berlin, 1874, S. 415—431, im besondern Spachs „Moderne Kulturzustände im Elsaß" und seinen Roman „Henri Farel" behandelnd; F. X. Kraus, Ludwig Spach. Zweiter erweiterter und mit einem bibliographischen Anhang versehener Abdruck. Str. 1880; ohne die Bibliographie abgedruckt in dessen „Essays". Erste Sammlung. Berlin, 1896, S. 1—24. Sehr interessant und fein seine Selbstkritik: Spach 1, S. 122—129. Spachs Autobiographie veröffentlichte Kraus im JbGEL. 15, S. 45—88; 16, S. 93—138; 17, S. 182—224; 18, S. 42—108; sein Tagebuch über die erste italienische Reise O. Winckelmann im JbGEL. 26, S. 340—397 und 29, S. 9—48.

Zu Seite 21, Zeile 29: Album Alsacien, Nummer vom 8. April 1838, Spalte 58—61. Ich habe mich bei der Überſetzung bemüht, den Gedanken Spachs möglichſt genau zu treffen, ohne mich allzu ängſtlich an den Wortlaut zu halten.

Zu Seite 22, Zeile 22: Gemeint iſt Arnold, der ſeit 1820 Dekan der Rechtsfakultät in Straßburg war.

Zeile 33: Solche Urteile über die Straßburger ſtehen nicht allein. Mit welcher lächelnden und ſelbſtgefälligen Verſtändnisloſigkeit Nationalfranzoſen über die Elſäſſer urteilten, iſt beiſpielsweiſe aus einer Épître à Louis Spach sur notre bonne ville de Strasbourg (Str. o. J., wahrſcheinlich 1849 verfaßt) von Delcaſſo zu erſehen, der vierzig Jahre lang als Gymnaſial- und Univerſitätsprofeſſor, ſchließlich als Leiter der elſäſſiſchen Unterrichtsverwaltung zu Straßburg die Franzöſierung des Landes kraftvoll betrieb. Vgl. über ihn Kaiſer, a. a. O., S. 202, und Spach 1, S. 142.

Zu Seite 23, Zeile 9: Frei nach Molières „Misanthrope", wo in der zweiten Szene des erſten Akts der Menſchenfeind Alceſte zu dem eiteln Oronte mit Anſpielung auf deſſen ſchlechte Verſe ſagt:

J'en pourrais, par malheur, faire d'aussi méchants,
Mais je me garderais de les montrer aux gens.

Spach änderte in Arnolds Munde die Worte „je me garderais" in „je me gardais bien".

Zeile 11: Bezieht ſich auf Arnolds „Pfingſtmontag".

Zu Seite 26, Zeile 18: Erwinia 14 (1906/7), S. 163 f.

Zeile 25: Erwinia 1838, S. 141 f., und oben S. 164/6.

Zeile 27: Die Gedichte „Das Herz", „An einen Dichter" (beide von 1835) und „Ein Zeitbild" (1837) (oben S. 114/6) beziehen ſich wahrſcheinlich alle drei, jedenfalls aber das letzte auf Spach, deſſen franzöſiſche Romane gerade damals erſchienen waren: Henri Farel. Roman alsacien par Louis Lavater. Paris, 1834, und Le Nouveau Candide par Louis Lavater. Rome et Paris, 1835. Namentlich der erſtere machte durch ſeine ſehr durchſichtige Beziehung auf elſäſſiſche Perſonen und Ereigniſſe viel böſes Blut.

Zeile 30: Erwinia 1838, S. 34—37. Dazu Erwinia 14 (1906/7), S. 164.

Zeile 38: Über Reuß vgl. die zu Seite 8 angeführte Schrift Gerolds, ferner ADB. 55, S. 579—593 (Anrich); wichtig ist auch der Briefwechsel zwischen Reuß und Graf, her. von Budde und Holtzmann, 1904. Reuß hat übrigens auch recht hübsche Gedichte gemacht, die sich zum Teil in den Neujahrsbl. und in dem von Maria Rebe 1886 und die folgenden Jahre herausgegebenen Kalender „Vogesengrün" finden.

Zu Seite 29, Zeile 4: Siehe oben S. 23.

Zeile 33: Vgl. hierzu die Äußerung eines elsässischen Korrespondenten im Stuttgarter Morgenblatt von 1831, Band I, S. 588: „Ja, so gern wir Elsässer dem französischen Staate angehören, und so wacker wir für ihn kämpfen würden, so bleibt doch gewiß, daß, wenn wir einmal die Deutschen in politischer Hinsicht zu beneiden hätten, die Bande, die uns an Frankreich knüpfen, ziemlich lose würden."

Zu Seite 34, Zeile 7: Hirtz, Gedichte, 1838, S. V—XII.

Zu Seite 35, Zeile 15: Wahrscheinlich Helenengasse 2 Tücherstubgasse 13, die alte Gerberzunftstube, nach Seyboth, Das alte Straßburg, S. 68.

Zu Seite 38, Zeile 17: Anspielung auf den oben S. 27 ff. abgedruckten Aufsatz aus der Erwinia.

Zu Seite 41, Zeile 22: Georg Daniel Hirtz ist am 2. Februar 1804 zu Straßburg geboren, besuchte die untern Klassen des Protestantischen Gymnasiums und erlernte seit 1816 das Drechslerhandwerk, das schon sein Vater und sein Großvater betrieben hatten. Er begab sich im Frühling 1823 auf die Wanderschaft, die ihn durch die Schweiz und Süddeutschland bis Wien, dann nach Norden bis Hamburg und Berlin führte, von wo aus er sich durch die Rheinlande nach Paris wandte. 1827 nach Straßburg zurückgekehrt, machte er sich selbständig und heiratete eine Jugendgespielin. 1849 vertauschte er sein Handwerk mit einer Beamtenstellung im Direktorium der elsässischen Kirche Augsburgischer Konfession. Neunundachtzigjährig ist er am 20. April 1893 gestorben. Außer seinen Gedichten verfaßte er

auch zahlreiche volkstümlich geschriebene Erzählungen, die er namentlich in dem Kalender „Der Hinkende Bote am Rhein", dessen Schriftleiter er von 1849 bis 1891 war, erscheinen ließ.

1. Gedichte. Mit einem Vorwort von Eduard Reuß. Str. 1838.
2. Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister in Straßburg. Str. 1846.

Vgl. Brümmer 3, S. 230; ESch., S. 476/8; NESch., S. 196; Lorenz u. Scherer 2, S. 222; Spach 1, 103—109; N. Martin, S. 227/32; Schmitt, 38, S. 331; JbGEL. 19 (1903), S. 9—13 (E. Martin); Erwinia 13 (1903/4), S. 106/10 (G. Süß).

Zu Seite 42, Zeile 4: Gedichte, 1846, S. 158.
Zeile 25: W. Scherer, Vorträge und Aufsätze, S. 431.

Zu Seite 43, Zeile 22: August Stoeber ist am 9. Juli 1808 in Straßburg als Sohn von Ehrenfried Stoeber geboren und wurde durch seinen Vater und die im Hause ein- und ausgehenden Dichter in frühster Jugend der Dichtkunst, und zwar der deutschen, zugeführt. So wurden schon Gedichte von ihm gedruckt, als er noch Schüler des Protestantischen Gymnasiums war. 1826 bezog er die Universität und studierte nach Erledigung der damals üblichen philosophisch-historischen Vorbereitung Theologie. 1833 nahm er eine Hauslehrerstelle in dem am Abhang der nördlichen Vogesen lieblich gelegenen Oberbronn (siehe das Gedicht S. 231 ff.) an, 1838 siedelte er als Mädchenschullehrer nach Buchsweiler, September 1841 als Lehrer an das Gymnasium nach Mülhausen über, wohin ihn sein Familiensinn zog; denn dort lebte seit kurzem außer seinem Bruder Adolf noch ein anderer Bruder und war seine Schwester verheiratet, und dorthin war von Oberbronn auch seine seit Ende 1835 verwitwete Mutter gezogen. Dezember 1871 trat er aus seinem Lehramt in den Ruhestand, blieb aber in seiner Stellung an der Stadtbibliothek, an der er seit 1857 Unterbibliothekar, seit 1861 Vorstand war. Er war lange Vorsitzender der Verwaltung des Museums, dessen Ausgestaltung ihm sehr viel verdankt. Viele Jahre war er auch Mitglied des Gelehrtenausschusses des Germanischen Museums zu Nürnberg, und 1878 verlieh ihm die philosophische Fakultät der Straßburger Universität den Ehrendoktortitel. Sein persönliches

Zusammentreffen mit Jakob Grimm auf der Frankfurter Germanistenversammlung von 1846 war für seine künftige Tätigkeit entscheidend, die sich seitdem im engeren Bezirk des Elsasses ganz in den gleichen Bahnen bewegte, wie die Grimms für Gesamtdeutschland. Am 19. März 1884 ist er in Mülhausen gestorben. Seinem Vater ähnlicher als sein Bruder Adolf, hat er gelegentlich in die politische Erörterung eingegriffen, vor allem aber Zeitschriften gegründet und gut zu leiten gewußt, 1838/9 die Erwinia, 1843/48 mit G. Zetter die Elsässischen Neujahrsblätter, 1850/76 die Alsatia, 11 Bände.

1. Alsatisches Vergißmeinnicht. Str. 1825. (Mit Adolf Stoeber.)
2. Alsabilder. Str. 1836. (Mit Adolf Stoeber.)
3. Gedichte zur Feier des vierhundertjährigen Münsterbaues. 1839.
4. Gedichte. Str. und Heidelberg, 1842. 2. Aufl. Mülhausen, 1867.
5. Drei Ähren im Oberelsaß. Ein Gedichtzyklus. Str. 1873. 2. Aufl. Str. 1877.
6. E Firobe im e Sundgauer Wirtshüs. Mülhausen, 1868.
7. D'Gschicht vum Milhüser un Basler Sprichwort: D'r Fürsteberger vergesse. Mülhausen, 1882.
8. Erzählungen, Märchen, Humoresken, Phantasiebilder und kleinere Volksgeschichten. Mülhausen, 1873.

Vgl. ADB. 36, S. 267/70 und JbGEL. 1, 5—24 (E. Martin); ESch., S. 485/6; NESch., S. 382; Brümmer 7, S. 83/4; Spach 1, S. 78/83; N. Martin, S. 199/205; Schmitt, 38, 335 ff.; H. Ehrismann, Auguste Stoeber, sa vie et ses œuvres. Mulhouse, 1887 (Sonderdruck aus dem Bulletin du Musée historique de Mulhouse).

Zu Seite 44, Zeile 6: Adolf Stoeber, der Sohn Ehrenfrieds und der Bruder Auguste Stoebers, ist in Straßburg am 7. Juli 1810 geboren, besuchte das Protestantische Gymnasium und studierte Theologie daselbst. 1832 wurde er Hauslehrer bei dem Präfekten Sers in Metz, ging 1836 nach Oberbronn, wo seine Mutter und seine Geschwister nach des Vaters Tode wohnten, und war dort als Privatlehrer und in dem einige

Stunden entfernten Mietesheim als Vikar tätig. September 1839 wurde er Religionslehrer am Gymnasium in Mülhausen und versah von dort aus zugleich die Diasporagemeinde Wesserling. 1840 wurde er Pfarrer in Mülhausen und nahm Mutter und Schwester zu sich. 1848 vermählte er sich mit Emma Rappold, die ihm 1882 entrissen wurde. 1890 trat er nach fünfzigjähriger Tätigkeit als Pfarrer in Mülhausen in den Ruhestand, nachdem er von der theologischen Fakultät zu Straßburg den Doktortitel erhalten hatte, und starb am 8. November 1892.

1. Alsatisches Vergißmeinnicht. Str. 1825. (Mit August Stoeber.)
2. Alsabilder. Str. 1836. (Mit August Stoeber.)
3. Gedichte. Hannover, 1845. 2. Aufl. Str. 1893.
4. Reisebilder aus der Schweiz. St. Gallen, 1850.
5. Neue Reisebilder aus der Schweiz. St. Gallen, 1857.
6. Reformatorenbilder. 16 Gedichte, Basel, 1857.
7. Epheukranz auf das Grabmal einer Heimgegangenen. Mülhausen, 1884.
8. Spiegel deutscher Frauen. Str. 1892.

Vgl. ADB. 36, S. 267 (E. Martin); Brümmer 7, S. 83; ESch., S. 486; NESch., S. 394; Spach 1, S. 83/6; Schmitt, 38, S. 338 ff.; N. Martin, S. 205/9; JbGEL. 9, S. 129—147 mit Bibliographie (E. Martin).

Zu Seite 45, Zeile 12: Vgl. die beiden die gleiche geschichtliche Episode behandelnden Gedichte von Vater und Sohn Stoeber oben S. 76 ff. und S. 162 ff.

Zeile 14: Siehe oben S. 167 f.

Zeile 30: Karl August Candidus ist am 14. April 1817 zu Bischweiler als der Sohn eines reformierten Pfarrers geboren. Seine Kinderjahre verbrachte er in Aßweiler (unweit Saarunion), dem Pfarrdorfe seines Vaters. Von 1832 bis 1837 besuchte er das Protestantische Gymnasium und von 1837 bis 1841 die Universität zu Straßburg, wurde 1841 nach Beendigung seiner theologischen Studien Privatlehrer in Markirch, 1842 Vikar in Altweiler, nahe seinem Geburtsort. Mai 1842 ging er als zweiter Pfarrer nach Nanzig und verheiratete sich 1849 mit Luise Hornus aus Speyer. August 1858 übernahm er die Prediger-

ſtelle an der reformierten Gemeinde in Odeſſa, wo er deutſch und franzöſiſch zu predigen hatte. Nachdem er den Aufſtieg Deutſchlands und die Gründung des Reichs mit begeiſterter Anteilnahme erlebt hatte, erkrankte er im Herbſt 1871 und ſtarb am 16. Juli 1872 zu Feodoſia in der Krim. Das Elſaß hatte er in den letzten 14 Jahren ſeines Lebens nur einmal, 1868, wieder geſehen.

1. Gedichte eines Elſäſſers. Str. 1846.
2. Krekelborn und Hüſterlo. Theologiſche Humoresken. Danzig, 1847. Autographiert.
3. Der deutſche Chriſtus. 15 Kanzonen. Leipzig, 1854.
4. Vermiſchte Gedichte. Leipzig, 1867.
5. „Heimlichi Heimeth" und „An den deutſchen Reichskanzler", zuſammen als Flugblatt erſchienen 1871.

Vgl. Brümmer 1, S. 211; Spach 1, S. 90/95; Schmitt, 38, S. 344; N. Martin, S. 222/7; JbGEL. 2, S. 145—151 (E. Martin); E. Müſebeck, Karl Candidus. Ein Lebensbild zur Geſchichte des religiös-ſpekulativen Idealismus und des elſäſſiſchen Geiſteslebens. München, 1909.

Zu Seite 47, Zeile 37: Gedruckt bei Müſebeck, S. 45/51.

Zu Seite 49, Zeile 8: Das in den „Gedichten eines Elſäſſers", S. 185/7 gedruckte kleine „Melodrama": Der Geiſt des Rieſengebirges im neunzehnten Jahrhundert bezieht ſich auf den Deutſchkatholizismus. Unter dem darin auftretenden Doktor Johannes verbirgt ſich Dr. Johannes Ronge, deſſen nationalkirchliche Gedanken ſich mit den Lieblingsideeen des Dichters berührten; er war geborener Schleſier und wird daher von Candidus mit dem ſchleſiſchen Berggeiſt Rübezahl zuſammengebracht. Durch die Revolution von 1848 ſind die Gedichte „Noahs Geſang" (oben S. 187 f.) und „Gloſſe" (oben S. 189 f.), durch die ſchleswigholſteiniſche Angelegenheit „Hermanns Teſtament" (oben S. 190) angeregt.

Zu Seite 50, Zeile 30: Guſtav Mühl wurde zu Straßburg am 7. Mai 1819 als Sohn wohlhabender Eltern geboren, beſuchte das dortige Proteſtantiſche Gymnaſium, wählte das Studium der Medizin, das er 1847 mit der Doktorpromotion abſchloß,

ohne es jemals praktisch zu verwerten. Sodann begab er sich auf Reisen. Er ging über Stuttgart, München, Weimar nach Berlin, wo er den Winter 1847/8 in regem Verkehr mit dortigen literarischen Größen verbrachte und die Märzrevolution erlebte. Dann kehrte er nach Straßburg zurück, von wo aus er namentlich August Stoeber, mit dem ihn schon 1838/9 die Erwinia zusammengeführt hatte, in seinen Bestrebungen für die Erforschung der elsässischen Volkskunde unterstützte, auch eifrig am Elsässischen Samstagsblatt und an deutschen Zeitschriften, z. B. der Leipziger Illustrierten Zeitung, mitarbeitete. Am 1. Oktober 1853 verheiratete er sich mit der Schwester seines Freundes Candidus. Nach 1870 war seine Tätigkeit hauptsächlich darauf gerichtet, seinen Landsleuten den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. 1874 nahm er eine Stelle als Bibliothekar an der neugegründeten Universitäts- und Landesbibliothek in Straßburg an, starb aber schon am 26. August 1880. Gattin und Töchter haben aus seinem Nachlaß die Mittel zur Drucklegung eines Katalogs der von ihm verwalteten elsaß-lothringischen Abteilung der Straßburger Bibliothek gestiftet, in deren Räumen eine prächtige Büste sein Andenken verewigt.

Aus dem Elsaß. Gedichte. Str. 1878.

Vgl. ADB. 22, S. 457/8 (Brümmer); Brümmer 5, S. 49/50; Spach 1, S. 95/9; Schmitt, 38, S. 342 ff.; JbGEL. 2, S. 151/5 (E. Martin); F. Mentz im Katalog der elsaß-lothringischen Abteilung der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek, S. IX—XIII; G. Wolfram, Rede bei der Enthüllungsfeier der Büste des elsässischen Dichters Gustav Mühl am 8. Oktober 1911. Str. 1912.

Zu Seite 51, Zeile 23: Siehe oben S. 209 ff.

Zeile 27: Der handschriftliche Nachlaß Mühls ist kürzlich der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek übergeben worden.

Zeile 31 ff.: Siehe oben S. 215 ff.

Zu Seite 52, Zeile 6: Georg Zetter, der sich als Schriftsteller immer Friedrich Otte nannte, ist geboren am 4. März 1819 zu Mülhausen. Er erhielt seine Bildung in einer Erziehungsanstalt zu Lenzburg im Aargau und zu Neuchâtel. Seiner Neigung zum Studium mußte er entsagen und trat 1836 in seiner Vater-

ſtadt in das Haus der Gebrüder Köchlin ein, dem er über dreißig Jahre angehörte. 1842 verheiratete er ſich mit Caecilie Graf, der Tochter eines ſchriftſtelleriſch tätigen Pfarrers. Er liebte beſonders die Schweiz, machte ſich aber auch mit den ſchwäbiſchen Dichtern perſönlich bekannt und war mit den Brüdern Stoeber nahe befreundet. Sein beſonderes Verdienſt iſt die Herausgabe des ſehr gediegenen „Elſäſſiſchen Samstagsblattes", das von 1856 bis 1866 von ihm geleitet wurde, dann aber einging, um 1868 für ein Jahr als zweiſprachiges Blatt zu erſcheinen — eine ſehr bezeichnende Tatſache. Zetter ſtarb am 21. Oktober 1872.

1. Schweizerſagen in Balladen, Romanzen und Legenden. Str. 1840.
2. Schweizerſagen uſw. Neue Sammlung. Baſel, 1842.
3. Gedichte. Baſel, 1845.
4. Aus dem Elſaß. Gedichte. Neue Auswahl. St. Gallen, 1862.

Vgl. Brümmer 8, S. 85; ESch., S. 482; NESch., S. 330; Spach 1, S. 68/75; Schmitt, 38, S. 340; N. Martin, S. 235—240; JbGEL. 3, S. 19—22 (E. Martin); Ph. Ehret, Johann Georg Zetter (Friedrich Otte). Wiſſ. Beilage zum Programm der Oberrealſchule zu Mülhauſen i. E. 1902.

Zu Seite 53, Zeile 2 von unten: B. Dietz, Sammlung kleinerer Gedichte. Str. 1826. J. Leſer, Gedichte. Nebſt literariſchen und hiſtoriſchen Notizen. „Zum Beſten der Polen herausgegeben." Str. 1831.

Über Ch. Engelhardt, die Tochter des Helleniſten Johann Schweighäuſer, Gattin des Altertumsforſchers Moritz Engelhardt, vgl. ESch., S. 468/71; NESch., S. 116; Alſatia 8, S. 422/3; Samstagsbl. 1864, S. 7 f. (Zetter); ſie hat keine Sammlung ihrer Gedichte veranſtaltet und iſt namentlich als Entdeckerin und mundartliche Bearbeiterin der Sage vom Rieſenfräulein von Nideck bekannt geworden.

Letzte Zeile: L. Eſſer, Poetiſche Verſuche. Weißenburg, 1821.

Über G. Dürrbach vgl. Brümmer, 5. Aufl. 1, S. 291; Spach 1, 99—103; Schmitt, 39, 325; N. Martin, S. 233/5; Album Alsacien, 1838, Spalte 73/8 (Spach). Sein Hauptwerk iſt ein

langes Epos „Rappoltſtein. Eine Wunderſage aus dem Mittelalter, dichteriſch bearbeitet". Zürich, 1836, das den Einfluß von Haller, Wieland und Alxinger verrät, aber, abgeſehen von der recht geſchickt gehandhabten Stanzenform, nicht viel poetiſches Verdienſt aufzuweiſen hat und ſchon durch ſeine Länge von über 1800 Strophen den Leſer abſchreckt. Außerdem hat er in ſeiner Jugend ein größeres humoriſtiſches Gedicht „Wehklage armſeliger Poeten über ihre traurigen Schickſale auf dieſer Welt" (1817), in ſpäteren Jahren „Religiöſe Gedichte, größtenteils als Kirchenlieder zu gebrauchen" (Str. 1854) verfaßt.

Zu Seite 54, Zeile 1: Über Jeremias Meyer vgl. ESch., S. 481; NESch., S. 483; Schmitt, 39, S. 325; Alſatia 4, S. 289. Eine Sammlung ſeiner Gedichte iſt nicht erſchienen, dagegen 1831 zu Zürich ein längeres Gedicht „Am Rheinfall von Schaffhauſen", und die Probe eines kleinen Epos „La Blanca" im Pfeffelalbum (über dieſes ſiehe unten bei Th. Klein).

Über K. F. Boeſe vgl. ESch., S. 466/7; NESch., S. 72; Schmitt, 38, S. 330. Seine hochdeutſch und in Mundart geſchriebenen Gedichte ſind nicht geſammelt erſchienen. Zum Schillerfeſt in Algier verfaßte er ein Gedicht, das er „mit einem Lorbeerkranze aus dem Garten der Heſperiden" von Blidah aus einſandte.

Über F. Braun vgl. Alſatia 8, S. 382; Schmitt, 39, S. 326. Braun hat ſich in Novellen und Romanen verſucht und 1847 mit German Mäurer eine Zeitſchrift „Pariſer Horen" gegründet, die kein ganzes Jahr lebte. Seine „Poeſien" (Heidelberg, 1843) bemühen ſich den Heine'ſchen Ton zu treffen, treffen aber immer daneben. Spach 1, S. 116, ſchätzt ihn höher ein.

Über K. Bernhard vgl. Brümmer 1, S. 204; ESch., S. 463/4; NESch., S. 42; Alſatia 8, S. 435/8; Schmitt, 38, S. 329; N. Martin, S. 241/2; Samstagsbl. 1864, S. 187/9 (Zetter). „Gedichte eines Straßburgers". Straßburg, 1860, mit einer etwas wunderlichen, aber recht witzigen Einführungsepiſtel von L. Führer (vgl. über dieſen NESch., S. 124).

A. P. Kopp, Einfache Lieder und Gedichte. Str. 1866.

Über Th. Klein vgl. Brümmer 4, S. 7/8; ESch., S. 479; NESch., S. 228; Schmitt, 39, S. 326; Alſatia 8, S. 445/9; Samstagsbl. 1857, S. 19 f. und 1865, S. 81 ff. und S. 87/90 (Zetter);

A. Martin, S. 220/2. „Frühlingsblüten". Straßburg 1839; „Lieder". Mülhausen, 1846; „Gedichte". St. Gallen, 1857. Seine Gedichte sind niedlich, aber unbedeutend; er hat jedoch das Verdienst, im „Pfeffelalbum", Colmar, 1859, alle elsässischen Dichter seiner Zeit zum Worte kommen zu lassen. Vgl. über dieses Spach 1, S. 109 ff.

Über A. Angerer vgl. Brümmer 7, S. 243/41; Schmitt, 39, S. 327; A. Martin, S. 240. „Abälard und Heloise". Ein Gedicht in fünf Gesängen. Leipzig und Straßburg, 1857.

Zeile 5: F. Weyermüller ist am 21. September 1810 zu Niederbronn als Sohn eines Zimmermannes und Spezereihändlers und einer frommen Lehrerstochter geboren. 1838 fing er an zu dichten und trat bald als aufrichtig frommer Mann und eifriger Altlutheraner in den Vordergrund des kirchlichen Lebens seiner Gemeinde, die ihn 1852 zum Mitglied des Kirchenvorstands und des Konsistoriums wählte. Sein Lebenlang als Besitzer des kleinen väterlichen Geschäftes tätig, ist er am 24. Mai 1877 gestorben. Seine Kirchenlieder haben bei bekannten Hymnologen wie Eduard Emil Koch und Philipp Wackernagel Anerkennung gefunden.

1. Lutherische Lieder. Halle, 1854.
2. Christus und seine Kirche. Der 45. Psalm in Liedern. Leipzig, 1862.
3. Weihnachtsstimmen. Paris und Str. 1864.
4. Kriegs- und Friedenslieder eines Elsässers. Nürnberg, 1871.
5. Dominikus Dietrich. Hist. Gedicht. Hermannsburg, 1874.
6. Christus und seine Kirche. 2. Aufl. des 45. Psalms, vermehrt um 63 gleichartige Lieder. Hermannsburg, 1875.
7. Harfe und Schwert. Herausgegeben mit biographischen Bemerkungen von der Tochter des Dichters. Gotha, 1881.
8. Geistliche Lieder in einer Auswahl. Her. von F. R. Borchers mit einem Lebensbilde. Kropp, 1887.

Vgl. ADB. 42, S. 271 (Brümmer); Brümmer 7, S. 243/4; Schmitt, 39, S. 332; Haucks Realenzyklopädie für prot. Theologie und Kirche³, 21, S. 203/5 (A. Lienhard); Weyermüllers Tochter und Borchers in den angeführten Ausgaben der Gedichte.

Zeile 9: Karl Hackenschmidt ist am 14. März 1839 zu

Straßburg geboren, ſtudierte hier und in Erlangen Theologie, wurde 1869 Lic. theol. und 1870 Pfarrer in Jägerthal im Unter-Elſaß. Seit 1882 war er als Pfarrer in Straßburg, und zwar ſeit 1885 an der dortigen Jung-St.-Peter-Kirche tätig. Seit 1879 gab er den Volkskalender „Der gute Bote" heraus, 1896 verlieh ihm die Straßburger theologiſche Fakultät den Doktortitel. Er iſt am 10. November 1915 geſtorben.*) Hackenſchmidts Gedichte ſind, abgeſehen von elf als „Vaterlandslieder eines Elſäſſers", Straßburg, 1871 erſchienenen, bisher nicht geſammelt.

Vgl. Brümmer 3, S. 32. Über ſeinen Vater Chriſtian Hackenſchmidt vgl. ebenda; ferner ESch., S. 472/3; NESch., S. 136; Schmitt, 38, S. 332; N. Martin, S. 232/3 und K. Hackenſchmidt, Vater Hackenſchmidt, ein chriſtliches Handwerkerbild, Str. 1901.

Zu den Gedichten.

Zu Seite 57: Über A. Lamey ſiehe oben S. 9ff. und 250. „Meine Lieder". (Gedichte, 1839, S. 237.) Der Dichter war damals ſchon 67 Jahre alt. An die Bardenpoeſie Klopſtocks erinnert der „Hain", „Braga" (der nordiſche Gott der Dichtung) und „Thuiskon". Alſo iſt der poetiſche (unhiſtoriſche) Name der Ill. Das Freiheitsideal, dem der Dichter in ſeinen Jugendgedichten gehuldigt hat, iſt in die Ferne gerückt, ein Gedanke, der bei Lamey oft wiederkehrt.

Zu Seite 58: „Der verſtummte Sänger". (Blätter aus dem Hain, 1836, S. 57; Gedichte, 1856, 1, S. 55, mit ſtarken Veränderungen.) Zu Strophe 3: Das Schickſal des 1791 geſtorbenen Schubart war damals — unverdientermaßen — in aller Munde.

Zu Seite 59: „Erinnerung an den Bundestag". (Gedichte, 1839, S. 58; Gedichte, 1856, 1, S. 85, mit Veränderungen.) Ge-

*) Das vorliegende Buch war ſchon größtenteils gedruckt, als der ebenſo charakter- wie geiſtvolle verehrte Mann uns entriſſen wurde. Vgl. jetzt über ihn auch den prächtigen Nachruf von W. Kapp in der Straßburger Poſt, Nummer 868 vom 15. November 1915.

meint ist das Bundesfest (la Fédération), das am 14. Juli 1790 als Jahrestag des Bastillesturms in ganz Frankreich gefeiert wurde.

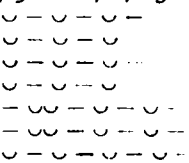
„Unterwerfung." (Gedichte, 1839, S. 61; Gedichte, 1852, S. 46, sind zwei Strophen zwischen Strophe 2 und 3 eingeschoben.) In der ersten Strophe Anspielung auf Lameys „Dekadische Lieder", siehe oben S. 9 und 250.

Zu Seite 60: „Bonaparte". (Gedichte, 1839, S. 56; 1856 und 1860 mit leichten Veränderungen.) Zeile 1: „Kütt'" = Kitt, hier Mörtel. Das Gedicht charakterisiert Lameys Stellung zu Napoleon. Bei „Eisenbahn" in Strophe 5 ist daran zu erinnern, daß damals der Gebrauch dieses Wortes noch nicht auf das bekannte neuzeitliche Verkehrsmittel beschränkt war, da dieses kaum existierte.

Zu Seite 61: „Der Zeitgang". (Gedichte, 1839, S. 207; 1852 und 1856 mit der Überschrift „Der Fortgang" mit leichten Veränderungen.) Wir würden sagen: „Der Fortschritt".

Zu Seite 62: „Die Fledermaus und die zwei Wiesel". (Gedichte, 1839, S. 19.) Nach Lafontaines Fabel „La Chauve-souris et les deux Belettes" (II, 5) sehr geschickt und kurz übersetzt mit zeitgemäß veränderter Moral.

Zu Seite 63: „Trommelständchen". (Eb., S. 64.) Als Muster von Lameys Scherzdichtungen. Die von zwei trochäisch-daktylischen, den Trommelrhythmus vorzüglich nachahmenden Zeilen unterbrochenen Jamben sind ausgezeichnet auf die komische Wirkung berechnet. Das Strophenschema ist folgendes:



Vgl. das Tambourliedchen von Candidus, oben S. 179.

Zu Seite 63: „Die Tonkunst". (Eb. S. 5; mit Änderungen auch 1852 und 1860.)

Zu Seite 64: „Erwin". (Gedichte, 1839, S. 11; 1856, 1, S. 125 und 1860, S. 162 mit leichten Änderungen.)

Zu Seite 65: „Des Lebens Abend". (Gedichte, 1839, S. 214; 1856 und 1860 mit Änderungen.) Im Sapphiſchen Versmaß, nach Klopſtocks Vorbild. Unzweifelhaft das ſchönſte von Lameys Gedichten.

Zu Seite 66: Über Ehrenfried Stoeber ſiehe oben S. 12 ff. und 251 f. Vgl. auch S. 229.

„Mein Stern." (Sämtliche Gedichte, 3, S. 223.) Das Gedicht ſpiegelt die politiſche Entwicklung von dem Beginn der Revolution durch die Schreckenszeit, das Kaiſertum und die Reſtauration bis zur Julirevolution und zum Bürgerkönigtum wieder.

Zu Seite 68: „Der Gimpelmarkt". (Eb., 2, S. 177.) Dies und das folgende Gedicht ſind als einzige Dialektgedichte in die Auswahl aufgenommen worden, weil ſie an und für ſich zu den beſten ihrer Art gehören und E. Stoebers Eigenart weit beſſer kennzeichnen als ſeine hochdeutſchen Gedichte. Die Wiedergabe der Mundart iſt nicht nach den neuen Grundſätzen geändert, ſondern die Stoebers. — „Gimpelmarkt" iſt die Straßburger Bezeichnung für einen Trödelmarkt, der bis gegen 1890 Freitags auf der jetzt verkehrsreichſten Straße, dem Alten Weinmarkt, an dem übrigens Stoeber im Hauſe „Zum Dreſcher", jetzt Nummer 9, wohnte, abgehalten wurde. Altſtraßburger Leben ließ ſich nirgends beſſer beobachten. Das hier herrſchende Getriebe und Durcheinander iſt durch die Schilderung der tauſenderlei zum Verkauf geſtellten Dinge und durch die von dem Beobachter aufgefangenen Geſprächsfetzen von Verkäufern und Käufern und von ſich treffenden Beſuchern des Marktes wundervoll charakteriſiert. Zu beſſerem Verſtändnis gebe ich den Inhalt des Gedichts wieder und erkläre dabei die unbekannten Mundartwörter. — Der Dichter erblickt den Pfarrer von Auenheim, einem badiſchen Dorfe nördlich von Kehl, der vermutlich ein Stammgaſt des Gimpelmarkts war, und folgt ihm, da er weiß, daß er dann beſtimmt auf den beſagten Markt gelangt. Dort ſieht er die verſchiedenartigſten Perſonen, z. B. einen abgedankten Offizier (à demi-solde), und einen Dorfbürgermeiſter (Bure-Mär), der alle Leute anrennt, aber den Gerichtsvollzieher, mit dem er gerichtlich zu tun hat, tief grüßt; denn er iſt „e biſſel ſcheniert", was hier bedeutet: in Geldverlegenheit. Dazwiſchen preiſt ein Verkäufer

ſeinen Trödel an, darunter „e Ziechel" (= Küſſenüberzug) und „e Surkruttſtändel" (= Sauerkrautfäßchen) uſw. Ein Regiment mit Muſik marſchiert vorbei, dazwiſchen ſchreit es: „Feuer"! es iſt aber nur ein Kaminbrand. Ein kleiner „Sackerdje" (eigentlich der Fluch: sacré-dieu, hier etwa Lausbub) treibt Unfug, ein Briefträger geht vorüber, dann der „Conſcribändler", d. h. der Mann, der den reichen jungen Leuten, die ihrer Wehrpflicht nicht ſelbſt genügen wollen, einen Einſteher für 1800 oder 2000 Franken verſchafft, was damals erlaubt war, — dann ein Arzt und ein Dichter, der in die Wolken guckt und daher zur Ordnung gerufen wird. Jetzt ſchlängelt ſich eine Poſtkutſche (diligence) durch, während oben auf dem Dach eines Hauſes eine Katze ſpazieren geht und auf der Straße ein Förſter mit ſeinem Hund kommt. Dazwiſchen läutet („bembelt") es wegen des Todes vom Herrn Friedensrichter. Da und dort vernimmt man Fragen nach dem Preis einer Kommode, von „Schaftringen" (= Zinnkraut zum Metallputzen), von einer Kette und einem Seil. Dazwiſchen hört man die liebenswürdige Begrüßung von zwei Juden, Zaudi-Götſchel und Maier (Zaudi ein im Elſaß vorkommender jüdiſcher Familienname, vielleicht aus Zadig, Zadok, Götſchel = Gottfried), und von zwei Frauen. Dann erſcheint eine Krautfuhre, ein betrügeriſcher Bankrottmacher, einige kecke Mädchen, die an den „Pfohl" (= Pranger) gehören, und ein Beſenverkäufer. Aber der Antiquar Städel, der ſeine Bücher unter freiem Himmel feil hält, lockt zum Leſen; ein Dragoner kreuzt den Weg und ein wohlhabend gewordener Bürger. Auf einmal der Ruf „Halt den Dieb (arrête)!" Aufregung, Polizei... Einige Inſtitutsfräulein ziehen vorbei. Dazwiſchen die Klagen einer Trödlersfrau über ihre Leiden. Dann geht eine Kuh zwiſchen dem Kram durch, ein Gaſſenjunge ärgert einen ſtadtbekannten Idioten, den Krytzelmann (Kreuzelmann), der es nicht vertragen kann, wenn man vor ihm ein Kreuz macht, einige Fraubaſen ſchwatzen, eine Käuferin und ein Verkäufer ſetzen ſich heftig auseinander. Da ſchlägt's zwölf Uhr, die Schule iſt aus, man geht nach Hauſe, wo Sauerkraut und Speck auf einen wartet.

Zu Seite 71: „Odder au nitt". (A. a. O. 2, S. 159.) Skeptiſch-humoriſtiſche Schilderung der Menſchen, wie ſie ſcheinen und

wie sie sind, der man die Erfahrung des Notars und Advokaten anmerkt. Strophe 1: Owe = Abend; Stiwwel = Stübchen; klauf = klage. Strophe 2: thyri = teuere. Strophe 3: üwerrhinisch = rechtsrheinisch (hochdeutsch). Strophe 4: verdreist = verdreht; Byttel = Beutel; ußg'feist = ausgefegt; Gant = Bankrott; velli = völlig. Strophe 5: Gittschel = Kutsche; Walle = Schleier (voile). Strophe 6: uß ze laise = auszulegen; grine weinen; enanderno = hintereinander. Strophe 7: Schnützer = = Schnurrbart; Bumme = Kanone. Strophe 8: Dummele = Dummkopf.

Zu Seite 73: „Des greisen Sängers Troſtgeſang". (Eb. 1, S. 117.)

Zu Seite 74: „An den Tod". (Eb. 1, S. 96.) Das Geſchick des jugendlich verſtorbenen Dichters Hölty (1748—1776) lag der Biedermeierzeit ſehr am Herzen (S. 75, Mitte).

Zu Seite 76: „Kaiſer Sigismund in Straßburg". (Eb., 1, S. 39.) Den Stoff, der in älterer Geſtalt in einer im ſechzehnten Jahrhundert entſtandenen Fortſetzung des Jakob Twinger von Königshofen (Ausgabe von Schilter, S. 144) vorliegt, kannte E. Stoeber vermutlich aus Bernhard Hertzog, Edelſaſſer Chronik, Straßburg 1596, S. 96. Vgl. Aug. Stoeber, Sagen des Elſaſſes. Neue Ausgabe von C. Mündel, II, 1896, S. 206. Die Sache ſpielt im Juli 1414. Der Kaiſer war in dem nach einer Kapelle des heiligen Lukas benannten Luxhof abgeſtiegen, der, damals als „Lohnherrnhof" ſtädtiſches Gebäude, heute eine große Gaſtwirtſchaft iſt, die mit einem Bild des Kaiſers geſchmückt iſt. „Zum Hohen Steg" hieß eine der adeligen Trinkſtuben Straßburgs, an der Straße gleichen Namens, heute Nummer 13, gelegen (Strophe 7). Das Haus Ferkelmarkt 1 (unteres Ende der Korduangaſſe), wo die Straßburger Damen dem Kaiſer die Schuhe kauften (Strophe 10), trägt heute noch einen prächtigen Schnabelſchuh als Windfahne. — Das Gedicht iſt hauptſächlich deswegen abgedruckt, damit man an ihm und dem ſeines Sohnes Adolf, das den gleichen Gegenſtand behandelt (ſiehe oben, S. 162 ff.), den Unterſchied der Kunſt von Vater und Sohn erkenne.

Zu Seite 79: Über G. D. Arnold siehe oben, S. 13, 15, 22, 29 und 252.

„Lied des Pfarrers aus dem „„Pfingstmontag"". (Ausgabe der Gesellschaft für Elsässische Literatur, 1914, S. 177.)

Zu Seite 81 „Die Rosen". (Alsatisches Taschenbuch für 1808, S. 78 ff., mit leichten Änderungen abgedruckt in Rautens Ausgabe des Arnold'schen „Pfingstmontags".) Der Inhalt des Gedichts ist der Niederschlag des Schmerzes über den Tod eines geliebten Mädchens, vermutlich desselben, auf deren Hingang die von Marckwald in der Einleitung zu der angeführten Ausgabe des „Pfingstmontags", S. XV, erwähnte Elegie gedichtet ist. „Die Rosen" sind unzweifelhaft die reifste und abgeklärteste poetische Schöpfung Arnolds, zeigen sich allerdings sehr stark durch Goethes „Euphrosyne" beeinflußt.

Zu Seite 83: „Wehrlied für die beiden Regimenter der Elsässischen Lanzenträger zu Pferd". (Als Flugblatt erschienen.) Vgl. S. 13.

Zu Seite 85: Über K. Fr. Hartmann siehe S. 15 f. und S. 252 f.

Zu Seite 85: „Meinem Elsasse". (Alsatische Saitenklänge, 1848, S. 112.) Vgl. S. 16. Bei diesen Dichtern bedeutet Franke immer Franzose, Frankenland Frankreich.

Zu S. 86: „Erklärung". (A. a. O. S. 236.)

Zu Seite 87. „Landes Art, Landes Sitte". (Eb. S. 237.) Das in einer ungewöhnlichen, aber prächtigen Strophenform gehaltene Gedicht macht den Eindruck, als ob es zu früh abbräche. Der leitende Gedanke, daß nämlich die Deutschen, wenn sie die Taten der Franzosen seit 1789 getan hätten, ihre Leistungen ganz anders herausstreichen und ihre Gegner ganz anders herunterreißen würden, als die Franzosen es tun, ist klar.

Zu Seite 88: „Alsatenstimme an der Rheingrenze". (Eb., S. 255.) Aus welchen Gründen dies dreiundvierzig Strophen lange Gedicht hier abgedruckt wird, ist oben S. 253 angegeben. Der Gedankengang ist folgender: Der Dichter wird sich durch den Haß der Deutschen gegen die Franzosen und namentlich gegen

die Elsässer nie dazu bestimmen lassen, deutsche Art zu hassen (Strophe 1—5). Von Deutschland im Stiche gelassen, wurde das Elsaß französisch (Strophe 6—8). Was sollen wir jetzt tun? Zu Aufruhr und Hochverrat werden die Deutschen uns nicht verleiten wollen (Strophe 9—12). Auch ziehen wir den französischen Staat der erbärmlichen deutschen Vielstaaterei vor (Strophe 13—15). Die Deutschen haben ihr politisches Mißgeschick seit 1789 selbst verschuldet (Strophe 16—24) und grollen mit Unrecht Frankreich und Napoleon (Strophe 25). Die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft war sehr wenig ruhmvoll, ging über das Notwendige hinaus und wurde zur Rache (Strophe 26—33). Der Dichter hat allen Grund, auf sein Vaterland Frankreich stolz zu sein (Strophe 34—35); doch ist er fern vom Hasse gegen Deutschland und verkündigt das Evangelium der Völkerliebe, im besondern der Liebe zwischen Deutschen und Franzosen, die sich am Rhein die Hand reichen sollen (Strophe 36—43).

Zu Seite 95: Über L. Spach siehe oben, S. 19—26, 39—41, 42 und 253 ff.

„Ich frage nie, woher usw." (Gedichte, S. 66.)

Zu Seite 96: „Der Liebe Ruhe". (Eb., S. 4.)

Zu Seite 97: „Das Unaussprechliche". (Eb., S. 14.) Zu Str. 1: Die Nymphe Echo wurde von Juno aus ihrer Nähe verbannt und der Sprache beraubt bis auf die letzten Worte, die sie dem Anredenden zur Antwort wiederholen durfte. Auf Erden verzehrte sie sich, da der schöne Narcissus ihre Liebe verschmähte, vor Gram, bis nichts von ihr übrig blieb als ihre Stimme. Zu Str. 5: Apollo wird, weil er die Kyklopen getötet hat, von Zeus aus dem Himmel verbannt und hütet auf Erden die Herden des Königs Admetos von Pherä in Thessalien.

Zu Seite 98: „Die Weide und die Wiese". (Eb., S. 9.) Darüber als Motto die Verse aus dem berühmten Gedichte Byrons „Fare thee well":

Love may sink by slow decay,
But by sudden wrench, believe not,
Hearts can thus be torn away.

„Clement Marot". (Eb. S. 127.) Clement Marot (1495 bis 1544), der Günſtling von Margarete, der Schweſter König Franz I., erſt Herzogin von Alençon, dann Königin von Navarra, die ſelbſt als Dichterin und Schriftſtellerin bekannt iſt. Marot iſt nicht eigentlich wegen ſeiner Neigung zu Margarete, ſondern wegen ſeiner proteſtantiſchen Geſinnung zeitweiſe eingekerkert worden.

Zu Seite 100: „Morgengenuß". (Eb., S. 8.)

Zu Seite 101: „Nicht lange mehr!" (Eb., S. 16.)

Zu Seite 102: „In der Nacht". (Eb., S. 124.)

Zu Seite 103: „Die Tiber fließt uſw.". (Eb., S. 171.)

Zu Seite 104: „Der Peters-Dom und das Straßburger Münſter". (Eb., S. 149.)

Zu Seite 105: „Rückkehr". (Eb., S. 180.)

Zu Seite 108: Über D. Hirtz vgl. S. 34ff., 41 f. und 256.

„Meine Leiden und Freuden". (Gedichte, 1838, S. 119.) Zu Strophe 3: Hirtz ſpricht Morphé-us. Es iſt ſchade, daß der Dichter zu Pegaſus, Aganippe und Helikon ſeine Zuflucht nimmt.

Zu Seite 110: „In der Münſterkrone". (Eb., S. 117.) Zu Strophe 11: Das Krontal, aus dem der wundervolle rote Sandſtein des Münſters ſtammt, liegt weſtlich von Straßburg zwiſchen Marlenheim und Waſſelnheim. Zu Strophe 13 und 14: Hirtz nimmt als erwieſen an, daß Erwin aus Steinbach ſüdlich Baden-Baden ſtammt, wo ihm übrigens gerade in jenen Jahren (1844) von dem Straßburger Bildhauer Friedrich ein Denkmal errichtet wurde.

Zu Seite 113: Über Auguſt Stoeber ſiehe oben S. 43 und 257 f.

„An das rheiniſche Odeon". (Gedichte, 1842, S. 65.) Das rheiniſche Odeon iſt ein von J. Hub, F. Freiligrath und A. Schnezler 1836/40 herausgegebenes Jahrbuch, zu dem Aug. und Ad. Stoeber gelegentlich Gedichte beiſteuerten.

„Lebensbild". (Gedichte, 1867, S. 32.)

Zu Seite 114: „Das Herz". (Eb., S. 22.) Bezieht ſich vielleicht auf Spach, dem die „Äolsharfe" geläufig war. Vgl. dazu

oben, S. 31, wo Reuß mit augenſcheinlicher Anſpielung auf Spach den Ausdruck „verſtimmte Windharfe" gebraucht.

„An einen Dichter". (Eb., S. 43.) Dieſes wie das folgende Gedicht zielen jedenfalls auf Spach.

Zu Seite 116: „Ein Zeitbild". (Eb., S. 52.) Vgl. oben S. 26 und 255.

Zu Seite 117: „Die alte galliſche Muſe". (Eb., S. 63.) Mit der Aufführung des „Hernani" erfocht Victor Hugo 1830 einen erſten großen Sieg für die franzöſiſche Romantik.

Zu Seite 118: „Der Wasgau zum Schwarzwald". (Eb., S. 53.) Die Umänderung der Überſchrift in „Wasgau und Schwarzwald", wie ſie die Auflage der Gedichte von 1867 bringt, iſt irreführend; denn das ganze Gedichtchen iſt dem Wasgau in den Mund gelegt.

„Das Münſter in der Sternennacht". (Eb., S. 27.)

Zu Seite 119: „Auf dem Straßburger Münſter". (Gedicht, 1867, S. 53.) Die in Strophe 6, 7 und 8 genannten Örtlichkeiten ſind abwechſelnd ſolche des Schwarzwalds und der Vogeſen: Baden-Baden, Mummelſee und Staufenberg, der Schauplatz der Undinenſage, im Schwarzwald, der See am Großen Belchen, Hohkönigsburg und Hohenburg (der ältere Name für das Kloſter Odilienberg) in den Vogeſen.

Zu Seite 121 ff.: „Weinblütphantaſien auf Hohkönigsburg". (Gedichte, 1867, S. 225 ff.) Verfaßt 1845. Wenn wir nicht wüßten, daß Viktor Scheffels „Trompeter von Säckingen" erſt faſt zehn Jahre ſpäter erſchienen iſt, ſollte man meinen, dies prächtige, von echtem dichteriſchem Humor getragene Gedicht ſei durch jenen angeregt; jedenfalls iſt die frohe Weinlaune und ſelbſt deren Ausdruck im einzelnen dem Scheffelſchen ſo ähnlich, daß man auf den gleichen Verfaſſer raten könnte. Auch die metriſche Form, der getragene vierfüßige Trochäus, der mit dem luſtigen Inhalt ſo heiter kontraſtiert, iſt die gleiche, mit der Scheffel und ſpäter W. Buſch ihre Triumphe feierten. — Zeile 27: Zellenberg, ſüdlich Rappoltsweiler. Zeile 46: Strohwein, ſchwerer, aus Trauben, die man abgepflückt noch längere Zeit der Sonne ausgeſetzt hat,

gekelterter Wein, wie man ihn in Reichenweier und Umgegend bereitet. Zeile 209: Zwiſchen Oberbronn und Rothbach, Anſpielung auf Aug. Stoebers Aufenthalt in Oberbronn von 1833 bis 1838. Zeile 215: Das Falkenſteiner Küperlein. Die Sage darüber bei Stoeber-Mündel, Sagen des Elſaſſes, 2, S. 157 und Aug. Stoebers Gedicht (Gedichte, 1867, S. 205.) Zeile 219: Die Sage bei Stoeber-Mündel, 2, 156, das Gedicht in der Ausgabe von 1867, S. 202. Zeile 227: Stoeber-Mündel, 2, S. 180, Stoeber, Gedichte, 1867, S. 212. Zeile 231: Nach Stoebers Bemerkung war der Wolxheimer Napoleons Tiſchwein, wenn er in Straßburg weilte. Zeile 246: Von den hier genannten Weinen gilt der alte Spruch:

Zu Thann im Rangen,
Zu Gebweiler in der Wannen,
Zu Türkheim im Brand
Wächſt der beſte Wein im Land.
Doch gegen den Reichenweierer Sporen (ſiehe Zeile 267)
Haben ſie all' das Spiel verloren.

In Arnolds „Pfingſtmontag" (Ausgabe der Geſ. f. Elſ. Lit., S. 182) ſingt Starkhans:

Strohwyn, Kläwner, Finkewyn
Duen wie Gold im Becher,
Kydderle-n-un Rangwyn ſinn
D'ärgſte Wadebrecher.

Zeile 257: Kitterle iſt ein Gebweilerer Wein. Zeile 265: Finkenwein vom Finkenberg bei Molsheim; Heiligenſtein, Weindorf am Fuße des Odilienbergs. Zeile 267: Reichenweier, ſüdlich von Rappoltsweiler. Zeile 268: ſiehe oben zu Zeile 27. Zeile 269: Oberberger, Wein von Oberbergheim, jetzt nur Bergheim genannt, bei Rappoltsweiler; St. Pilt am Fuß der Hohkönigsburg. Zeile 418/9: Das Jahr 1846 wurde ein ausgezeichnetes Weinjahr.

Zu Seite 136: Über Adolf Stoeber vgl. oben S. 44 f. und 258 f.

„An Dichter und Leſer". (Gedichte, 1845, S. 3.)

Zu Seite 137: „Der Sternenhimmel". (Eb., S. 10.)

Zu Seite 138: „Finſtere Nacht". (Eb., S. 68.) Vgl. das folgende.

Zu Seite 139: „Der hinſcheidende Dichter". (Eb., S. 73.)

Zu Seite 141: „Der Kuß der heiligen Cäcilia". (Eb., S. 177.) Vgl. das folgende.

Zu Seite 142: „An Ludwig Uhland". (Eb., S. 63.)

Zu Seite 143: „Die Glocken bei der Enthüllung der Statue Schillers". (Eb., S. 65.) Das von Thorwaldſen entworfene, von Stiglmayer gegoſſene Denkmal wurde 1839 in Stuttgart enthüllt.

Zu Seite 145: „Eisgang". (Eb., S. 15.)

Zu Seite 146: „Der Bergwald im Herbſt". (Eb., S. 36.)

Zu Seite 147: „Der Bäume Gedanken". (Eb., S. 44.)

Zu Seite 149: „Strom und Wolke". (Eb., S. 57.) Man wird die Anregung, die „Mahomets Geſang" von Goethe zu dieſem Gedichte gegeben hat, nicht verkennen; um ſo überraſchender wirkt die Selbſtändigkeit des jungen Dichters — das Gedicht iſt 1834 entſtanden — und die durchaus eigenartige Wendung, die er ihm durch die Beziehung auf das Gute und das Schöne, die einer Wurzel entſproſſen, ſich an einem Ziele vereinigen, gegeben hat.

Zu Seite 151: „Meine Welt". (Eb., S. 86.)

Zu Seite 152: „Die Tonleiter". (Eb., S. 84.)

Zu Seite 153: „Adlerhorſt". (Eb., S. 90.) Anm. des Dichters: „Adlerhorſt, ein durch ſein Echo berühmter Felſen bei dem obern See von Killarney in Irland". Da Ad. Stoeber ſelbſt nicht in Irland war, ſo vermute ich ein engliſches Gedicht als Vorlage, die ich aber nicht habe ausfindig machen können.

Zu Seite 155: „Das verkannte Herz". (Eb., S. 83.)
„Die Münſterroſe". (Eb., S. 128.)

Zu Seite 157: „Beim letzten Abendſonnenblick". (Eb., S. 8.) Dies Gedicht erhält ſeine beſondere Bedeutung für den, der die Sonnenuntergänge zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen kennt.

Zu Seite 158: „Rechtfertigung". (Eb., S. 138.)
„Lichtfreunde". (Neujahrsbl. 1846, S. 93.)

Zu Seite 160. „Der Läufer von Glarus". (Gedichte, 1845, S. 161.) Der Grenzſtein liegt etwa zehn Kilometer von Linthal am Beginn des Urner Bodens an der Klauſenſtraße.

Zu Seite 162: Kaiſer Sigismund in Straßburg". (Eb, S. 186.) Vgl. E. Stoebers Gedicht mit der gleichen Überſchrift, oben, S. 76 ff., und die Anm. dazu. Die Schulung an Uhland zeigt ſich z. B. in der Verwendung der modernen Nibelungenſtrophe, die hier achtzeilig geſchrieben iſt, da ſich auch die Halbzeilen reimen.

Zu Seite 164: „Heiliger Zorn". (Eb., S. 99.) Gegen Spach gerichtet, vgl. oben S. 26 und JbGSL. 9, S. 133.

Zu Seite 167: „Preis der deutſchen Sprache". Dies und die beiden folgenden Gedichte ſind in anderer Reihenfolge unter der gemeinſamen Überſchrift: „Für Deutſchland. Von einem Elſäſſer". im Stuttgarter Morgenblatt vom Januar 1847, S. 3 ff. und S. 13, erſchienen.

Zu Seite 169: „Germanias Bild". Vgl. das vorige. Die in den Strophen 3, 4 und 5 zwiſchen „deutſch" und „deuten" hergeſtellte Beziehung findet ſich auch bei Candidus in folgendem Diſtichon (Neujahrsbl. 1846, S. 261):

Frank, ihr ſeid es, o Franken; ihr Deutſchen deutet mit [Tiefſinn;
Weiſe drum hat euch ein Gott nebeneinander geſetzt.

Zu Seite 170: „Die Germaniſten im Kaiſerſaal zu Frankfurt". Vgl. die beiden vorigen Gedichte. Des Dichters Bruder Auguſt war 1846 auf dem Germaniſtentage in Frankfurt a. M. mit Jakob Grimm und Ludwig Uhland zuſammengetroffen, ſiehe oben S. 257/8.

Zu S. 171: „Des Rheines Talweg". Schon 1846 in den Neujahrsbl. erſchienen, wieder abgedruckt in den „Deutſchen Stimmen aus dem Elſaß", 1871, S. 30.

Zu Seite 172: „Das Rettungsboot", zuerſt im Album der deutſchen Geſellſchaft zur Rettung Schiffbrüchiger, 1883, erſchienen, von E. Martin JbGSL. 9, S. 135 wieder abgedruckt.

Zu S. 173: „Elſaß ein — Venetien"? Deutſche Stimmen aus dem Elſaß, S. 58.

„Zur Verſöhnung". (Eb., S. 57.) In der drittletzten Zeile ſind Johann Friedrich Oberlin, der Förderer des verwilderten Steintals in den Vogeſen (geb. 1740 zu Straßburg, geſt. 1826 zu Waldersbach), und Philipp Jakob Spener, der Vater des Pietismus (geb. 1635 zu Rappoltsweiler, geſt. 1705 zu Berlin), beide jedenfalls wegen ihrer großen Menſchenliebe, genannt; die Erwähnung dieſer elſäſſiſchen Theologen lag dem Dichter beſonders nahe.

Zu Seite 174: Über K. A. Candidus ſiehe oben S. 45 ff. und 259 f.

„Wiegenlied für einen Müden". (Vermiſchte Gedichte, 1867, S. 76 und Gedichte eines Elſäſſers, 1845, S. 36.) Faſt ausſchließlich Reime mit i!

Zu Seite 175: „Frühlingsanfang". (Verm. Ged., S. 17.)
„Geheimnis". (Eb., S. 32.) Komponiert von Brahms.
„Sommerfäden" (Eb., S. 25.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 176: „Schwermut" (Eb., S. 16.) Komponiert von Brahms.

„Tröſtung" (Eb., S. 21.) In den Gedichten eines Elſäſſers, 1846, findet ſich nur die erſte Strophe, und zwar mit der andern Lesart der beiden letzten Zeilen:

Wenn ſich ſeine Scheibe füllt,
Iſt auch wohl dein Schmerz geſtillt.

Die ſpätere Faſſung hat alſo das Bild vom Schifflein durchgeführt, was unzweifelhaft eine Verbeſſerung bedeutet.

„Lerchengeſang". (Eb., S. 19.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 177: „Alte Liebe" (Eb., S. 11.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 178: „Einen Stern am Himmel lieben". (Eb., S. 127.)

„Gewinn". (Eb., S. 77.)

Zu Seite 179: „Tambourliedchen". (Eb., S. 22.) Komponiert von Brahms. Vgl. Lamey's Trommelſtändchen, oben S. 63.

„Jägerlied". (Eb., S. 13.) Komponiert von Brahms.

Zu Seite 180: „Röslein rot und Ritterſporn". (Eb., S. 152.)
„Hanſels Tränklied". (Eb., S. 89.)

Zu Seite 181: „Parabel". (Eb., S. 80.) Schon 1845 in den Gedichten eines Elſäſſers in etwas anderer Faſſung und mit der reichlich gelehrt-theologiſchen, aber gutverſtändlichen Überſchrift: Pelagianismus, Semipelagianismus und Auguſtinianismus.
„Lehre". (Eb., S. 82.)

Zu Seite 182: „Ein Straßburger Sprichwort". (Eb., S. 100.) Das in Zeile 7 und 8 erwähnte Straßburger Sprichwort findet ſich in Arnolds „Pfingſtmontag", Ausgabe der Geſ. f. Elſ. Lit., 1914, S. 105:

D'Hund naue-n-au kein Bain,
Wo gar nix dran iſch meh.

Das Gedicht hat natürlich auch einen polemiſch-theologiſchen Hintergrund.

Zu Seite 183: „Etwas von Junker Jürgen". (Eb., S. 150.) Junker Georg oder Junker Jürgen wurde Luther während ſeines Aufenthalts auf der Wartburg von Mai 1521 bis März 1522 genannt.

Zu Seite 185: „Pfalzgraf Friedrich II." (Eb., S. 72 mit einigen formellen Beſſerungen gegenüber der älteren Faſſung in den Ged. e. Elſ., 1846, S. 77.) Pfalzgraf Friedrich II., geb. 1482, Kurfürſt 1544–1556. Middelburg, Stadt auf der holländiſchen Inſel Walcheren. Erherzog Karl, der ſpätere Kaiſer Karl V., damals noch ganz jung. Die Geſchichte ſpielt ſpäteſtens 1517. Den Stoff und auch wohl die Anregung zu dieſem Gedicht fand Candidus in Annalium de vita et rebus gestis illustrissimi principis Frederici II. Electoris Palatini libri XIV authore Huberto Thoma Leodio, eiusdem consiliario. Francofurti, 1624, S. 51 f.

Zu Seite 186: „Ouvertüre". Als Vorrede zu „Krekelborn und Hüſterlo" (oben S. 46 ff.) 1847 erſchienen, in den „Vermiſchten Gedichten", 1867, mit leichten formalen Änderungen und unter Fortlaſſung der letzten Strophe wieder abgedruckt; hier ſchließt die vierte Strophe: „Zu heben Reinharts Schatz ſei ich ermächtigt". Die Fremdwörter in Strophe 2 und 3 ſind auffallend, bei

einem so bewußten Künstler wie Candidus aber jedenfalls nicht unbeabsichtigt, die Betonung „Syftóle" klingt uns sehr hart, ist aber im Grunde nicht schlimmer als die allgemein angenommene „Symbóle"; denn griechisch sind beide o kurz.

Zu Seite 187: „Noahs Gesang". (Verm. Gedichte, S. 119.) Unter der eigentümlich orientalisch anmutenden Form verbirgt sich des Dichters Ansicht über die Revolution von 1848.

Zu S. 189: „Glosse". (Eb., S. 117.) Die glossierte Strophe ist die letzte des Arndt'schen Gedichts „Der Mann" (1811), siehe Arndts Gedichte, Berlin, 1860, S. 189/90.

Zu S. 190: „Hermanns Testament". (Eb., S. 122). Das alte Handwerksburschen- und Studentenlied „Es, es, es und es, Es ist ein harter Schluß" usw. war Candidus sehr vertraut; z. B. singt es in den „Neuesten Göttergesprächen" (siehe oben S. 79) der 1866 von Frankfurt abziehende Bundestag; daher die eigenartige Form des vorliegenden Gedichtchens. Vgl. „Das Herz" von Aug. Stoeber, oben S. 114, und im übrigen Müsebeck, Carl Candidus, S. 28 und 74.

Zu Seite 191: „Heimlichi Heimeth". Zuerst erschienen in der „Straßburger Zeitung", dann als Flugblatt (siehe oben S. 260 und Müsebeck, a. a. O., S. 80/1), verfaßt unmittelbar nach der Einnahme Straßburgs (28. Sept. 1870). Den Sinn des Gedichtes versteht nur, wer die mundartliche Bedeutung von „heimlich" kennt; es bedeutet nämlich „behaglich, gemütlich", auf einen Ort bezogen einen solchen, an dem man sich zu Hause fühlt. Der Sinn des Gedichts ist dementsprechend folgender: Es ist herrlich, daß wir mit Deutschland wieder vereinigt werden, das Schönste aber ist, daß wir uns unseres elsässischen Deutschtums wieder freuen, es genießen dürfen, daß wir „ditsch bliwe" dürfen, ohne fürchten zu müssen, vom Franzosentum allmählich verschlungen zu werden. Ein alter Freund von Candidus, Pfarrer Michel in Rappoltsweiler, der Gatte der unter dem Namen Marie Rebe bekannten Schriftstellerin, dämpfte des Dichters Jubel etwas, indem er ihm folgende Zeilen sandte:

„Heimlichi Heimeth"!? Mein treuer Kam'rad,
Schweig doch — das klingt ja wie schnöder Verrat!

Steht auch die Firma Odeſſa dabei —
Pfarrer! Verräter! iſt jetzt einerlei.
Noch iſt den Leuten getrübt der Verſtand:
Baumwoll'ne Junker rumoren im Land.
Doch dies Rumoren iſt auch bald vorbei,
Dann erſt heißt's offen: „Mein' Heimat, juhei!"

(Müſebeck, a. a. O., S. 82.)

Zu Seite 192: Über G. Mühl ſiehe oben S. 50ff. und 260 f. „Die Lieblingslieder". (Aus dem Elſaß, 1878, S. 1.)

Zu Seite 193: „Wiedererwachen". (Eb., S. 44.)

Zu Seite 194: „Erſtes Finden im Lenze". (Eb., S. 6.)

Zu Seite 195: „Pan ſchläft". (Eb., S. 53.)

Zu Seite 197: „Wenn die blauen, tiefen Lüfte". (Eb., S. 18.) „Nach einem glücklichen Tage". (Eb., S. 15, auch im „Pfeffelalbum" [ſiehe oben S. 264], S. 247.)

Zu Seite 198: „Erſter Schnee". (Eb., S. 10.)

„Dämmerung". (Eb., S. 20.)

Zu Seite 199: „An den Mond". (Eb., S. 40.)

Zu Seite 201: „Des Mondes Gang am Abend". (Eb., S. 22.)

Zu Seite 204: „Da fühl' ich mich erſt ganz allein". (Eb., S. 42.)

Zu Seite 205: „Die Überraſchung". (Eb., S. 34.)

Zu Seite 206: „Sokrates". (Eb., S. 56.) Zu Strophe 3: Thraſybul hatte 403 Athen von den dreißig Tyrannen befreit, nicht lange danach begann der Prozeß gegen Sokrates. In Strophe 4 und 5 handelt es ſich um folgendes: Altem Brauche zufolge durfte während der dreißig Tage, die das Staatsſchiff mit der atheniſchen Feſtgeſandtſchaft, der Theoria, zu dem großen Apollofeſt, das in Delos zur Erinnerung an die durch Theſeus erfolgte Befreiung Athens von dem kretiſchen Menſchentribut gefeiert wurde, abweſend war, in Athen niemand hingerichtet werden. Die Rückkehr des Schiffes — Salaminia war ſein Name — bedeutete alſo für den zum Tode verurteilten Sokrates das Ende.

Zu Seite 209: „Schienenweg". (Eb., S. 162ff.) Vgl. oben S. 51. Zeile 14—18 weiſt auf die Photographie, Zeile 19—21 auf die Narkoſe (das Chloroform), Zeile 22—27 auf die Telegraphie in prächtig gewählten Worten hin. Zu Zeile 99: Das Zeichen zur Abfahrt wurde früher mit einer kleinen Trompete gegeben; in Zeile 100 und weiterhin öfter findet ſich das Wort „Dampfer" für die Lokomotive, was an und für ſich ganz natürlich iſt, da „der Dampfer" eigentlich ja eben „der Dampfende" bedeutet; wenn wir jetzt unter Dampfer immer nur das Dampfſchiff verſtehen, ſo iſt das eine ſpätere willkürliche Einſchränkung des Sprachgebrauchs.

Zu Seite 215: „Die Sage von der Zukunft". (Eb., S. 129.) Als Fortſetzung von Rückerts Barbaroſſagedicht und im gleichen Versmaß gedichtet.

Zu Seite 216: „Die Wacht auf den Vogeſen". (Eb., S. 131.)

Zu Seite 217: „Ein elſäſſiſcher Gruß an Kaiſer Wilhelm I." (Eb., S. 149.)

Zu Seite 219: Über G. Zetter ſiehe oben S. 52 und 261 f.

„Mit der erſten Auflage meiner Gedichte". (Aus dem Elſaß, S. 43.)

Zu Seite 220: „Mitternacht". (Eb., S. 6.)

Zu Seite 221: „Berglied". (Eb., S. 23.)

Zu Seite 223: „Alpenſonette". (Eb., S. 17 und S. 25.)

Zu Seite 224: „Bruder Einſiedel". (Eb., S. 27.) Das Gedicht knüpft an eine mechaniſche Spielerei an, die ſich in der ſog. Eremitage bei Arlesheim (unweit Baſel) befindet, und ſetzt ſie in geiſtreicher Weiſe zu den Strömungen der Zeit in Beziehung.

Zu Seite 226: „Otfried". (Eb., S. 85.)

Zu Seite 227: „Gottfried von Straßburg". (Eb., S. 91.)

„Erwin von Steinbach". (Eb., S. 90.)

Zu Seite 228: „Sebaſtian Brant". (Eb., S. 95.)

„Jakob Sturm". (Eb., S. 97.)

Zu Seite 229: „Ehrenfried Stoeber". (Eb., S. 106.) Siehe oben S. 12ff., 66ff. und 251 f.

„Adam Walther Strobel". (Eb., S. 109.) Strobel, 1792—1850, tüchtiger Gelehrter und Verfaſſer einer ſehr gediegenen und gründlichen Geſchichte des Elſaſſes.

Zu Seite 230: „Friederike von Seſenheim". (Eb., S. 102.)

Zu Seite 231: „Epiſtel an Auguſt Stoeber". (JbGEL. 1, S. 17ff.) Vgl. oben S. 43, 113ff. und 257. Das Förſterhaus iſt Forſthaus Daumen über Oberbronn. In Zeile 50 ſteht wirklich „unverwälſchter" Wein im Druck, ſoll aber doch wohl „unverfälſchter" heißen. Zu Zeile 56 vgl. oben S. 126. In Zeile 87 ſind Windſtein, Arnsberg und Waſenſtein genannt. Nahe Oberbronn liegen die Ruinen Groß-Arnsburg und Waſenburg, etwas entfernter, nordöſtlich von Niederbronn, die Burgen Alt- und Neu-Windſtein. Aug. Stoeber teilt Sagen von Arnsburg oder Arnsberg (vgl. übrigens oben S. 127 und die Anm. dazu), von Windſtein (vgl. oben S. 242) und von Waſigenſtein oder Waasgenſtein mit, ſiehe Stoeber-Mündel, Sagen des Elſaſſes, 2, S. 156f., 162ff. und 171 f. Der Waſigenſtein liegt aber von Oberbronn etwa ſechs oder ſieben Stunden entfernt. Zetter hat ſich hier alſo eine dichteriſche Freiheit erlaubt, die ihm bei dieſem Traumgeſicht, bei der Unſicherheit, die über die Benennung der Ruinen im Volksmunde herrſcht, und bei der freundlichen Abſicht, ſeinen Freund als Sagenerzähler zu feiern, nicht zu verübeln iſt. Zu Zeile 102: Schatzgräber ſpielen überall, Geſpenſtertiere beſonders im Elſaß in der Sage eine große Rolle. In Zeile 106ff. iſt auf die Oberbronner Sage von der Totenhemden waſchenden weißen Frau angeſpielt, vgl. Stoeber-Mündel, 2, S. 160.

Zu Seite 234: „Am Schillerfeſte". (Eb., S. 36.) Siehe oben S. 53.

Zu Seite 237: Über F. Weyermüller ſiehe oben S. 54 und 264.

„Vorgruß". (Kriegs- und Friedenslieder eines Elſäſſers, S. 3.)

Zu Seite 238: „Der Chriſt hat auch ein irdiſch Vaterland". (Eb., S. 22.)

Zu Seite 239: „Eins gegen sechzehn". (Eb., S. 36.) Unmittelbar nach dem Kriege von 1870/1 erschienen bei Schweighäuser in Basel 16 „Elsässische Sonette", deren Sprache edel, wenn auch nicht gerade schwungvoll war. Liebe zu Frankreich trotz der Niederlage ist ihr Hauptinhalt; die „blutigen" Feinde werden gewarnt, übermütig zu sein, und darauf aufmerksam gemacht, daß sich die eroberten Länder nicht beugen würden. Im sechsten Sonett heißt es:

Man prüfet still des Leides herbe Lehre,
Man sammelt eifrig, schweigend, inn're Schätze,
Daß echter Seelenadel neu sich mehre.

Darauf ist in Zeile 11 des Weyermüller'schen Sonetts hingewiesen. — Vielleicht darf man die Vermutung wagen, daß der Verfasser der Sonette August Schneegans, der spätere Kaiserlich Deutsche Konsul in Messina und Generalkonsul in Genua, war, der, damals noch französischer Patriot, sich kurz nach der Einnahme Straßburgs und nach dem Kriege in der Schweiz aufhielt und zu solch einer poetischen Leistung in deutschen Versen fähig gewesen wäre.

Zu Seite 240: Über K. Hackenschmidt, siehe S. 54 und 264 f. „Jugendschwärmen". (Vaterlandslieder eines Elsässers, S. 28.)

Zu Seite 242: „Windstein und Wörth". (Aus Graf Eckbrecht Dürckheim, „Erinnerungen alter und neuer Zeit". 4. Aufl. Neue Ausgabe in einem Band. Stuttgart, 1910, S. 19 ff.) Die Verteidigung der beiden Burgen Windstein durch ihren Besitzer, den kurpfälzischen Obersten Wolf Friedrich v. Dürckheim, war tatsächlich die letzte Gegenwehr des Landes gegen die französische Besitznahme. Vgl. über Windstein die Bemerkung zu S. 231. — Der in Strophe 5 des zweiten Gedichts (S. 244) genannte Hohlweg ist der der von Wörth an der Sauer nach Fröschweiler hinauf führenden Straße, wo am 6. August 1870 der Kampf am heftigsten war.

Zu Seite 245: „Mein Elsaß deutsch"! (Vaterlandslieder eines Elsässers, S. 8.)